

Alessandra Molinari (Hrsg.)

—

Mittelalterphilologien heute

Mittelalterphilologien heute

Eine Standortbestimmung

Band 1: Die germanischen Philologien

Herausgegeben von
Alessandra Molinari

Unter Mitwirkung von
Michael Dallapiazza

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2016

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: © Alessandra Molinari

Bindung: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-5685-7

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhaltsverzeichnis

Alessandra Molinari Einleitung. Für eine mehrstimmige Philologie	7
Fabrizio D. Raschellà Germanic philology as a research and a teaching subject in Italy: Past, present, and... what future?	13
Jens Pfeiffer Denkspiele. Über Bilder vom Mittelalter	25
Hans Sauer The Old English plant names from a morphological, etymological and semantic point of view	43
Jón Axel Harðarson Donat und Priscian in Island: Die Dritte Grammatische Abhandlung der Snorra-Edda	63
Katrin Janz-Wenig Mittelalterphilologie am Beispiel einer Predigtsammlung: Die Sammlung der <i>Sermones Socii</i>	79
Robert Hackett The Bible in Medieval Love Lyrics: Some Examples of this Fundamental Element of European Poetry Books.....	99
Paola Spazzali Die Gebete zur Verehrung des Körpers Marias im spätmittelalterlichen Südwesten	113
Roberta Mullini Coventry: a case study for theatrical philology between documents and scripts.....	129
Omar Khalaf Anthony Rivers and the Introduction of French Moral Literature in Fifteenth-Century England: The Textual Tradition of the <i>Dicts and Sayings of the Philosophers</i>	143

Sophie van Romburgh How to Make the Past Age Present: Some of Ole Worm's and Francis Junius' Humanist Efforts	157
Winfried Rudolf The editing of Old English: A plea for including manuscript facsimiles	173
Maria Grazia Cammarota On the readability of the critical edition	187
Georg Hofer Zur Arbeit am Teufelsnetz.....	203
Robert Schöller Schmetterlingseffekte. Eine phänomenologische Skizze zum Prozess der Retextualisierung am Beispiel des <i>Parzival</i> Wolframs von Eschenbach	215
Iiona Paulis Two-beats in Old Germanic poetry	235
Gabriel Viehhauser Philologie und Phylogenese. Interdisziplinäre Berührungspunkte zwischen Biologie und Germanistik	245
Marina Buzzoni, Roberto Rosselli Del Turco Evolution or Revolution? Digital Philology and Medieval Texts: History of the Discipline and a Survey of Some Italian Projects.....	265
Ermindo Lanfrancotti, Alberto Carini Non-invasive analysis by ultraviolet radiation of ancient manuscripts on parchment support for the detection of faded or no longer visible writings	295
Sonja Aberham Nebenfigur im Mittelpunkt. Die Rezeption Gottfrieds von Straßburg am Beispiel König Marke.....	311
Werner Schäfke Literature and the extended mind: Non-reader-response-critical perspectives for cognitive literary studies	327

Alessandra Molinari

Einleitung.
Für eine mehrstimmige Philologie

Dieser Band entsteht aus den Vorträgen, die auf der Tagung *Mittelalterphilologien heute / Medieval Philologies Today* (Urbino, 2.-4. Dezember 2013) gehalten wurden sowie aus den fruchtbaren Diskussionen, die sich aus ihnen ergeben haben. Die Tagung hat eine lange Genese: sie ist bei den vielen Gesprächen anzusetzen, mit denen unser Universitätsalltag in Urbino anlässlich geteilter akademischer Arbeit, gemeinsamer Forschung aber auch einfachen, angenehmen Austausches vor einer Tasse Kaffee die Philologen aus den verschiedenen geisteswissenschaftlichen Fachbereichen in Urbino, darunter Michael Dallapiazza (der jetzt in Bologna lehrt) und mich, in den letzten Jahren bereichert haben. Diese Gespräche haben Anlass gegeben, uns intensiv mit einigen Aspekten unserer philologischen und geisteswissenschaftlichen Tätigkeit zu befassen. Dabei wurde uns einiges bewusst, was unserer Meinung nach dringend an einem geeigneten, institutionellen Ort thematisiert werden sollte.

Uns schien, dass die verschiedenen Philologiezweige, die in unserem europäischen Hochschulsystem verankert sind und Tradition haben, infolge der in allen Forschungsbereichen festzustellenden wissenschaftstheoretischen Spezialisierungstendenz der letzten hundertfünfzig Jahre aber auch der immer konsequenter durchgeführten Straffung und Funktionalisierung der Studiengänge im Sinne der *employability* seit dem Bologna-Abkommen ein ziemlich isoliertes Einzeldasein führen. Kommunikationsmangel etwa zwischen Alt- und Neuphilologien sowie zwischen den verschiedenen Sprachbereichen innerhalb eines größeren Philologiegebietes führt dazu, dass Forscher der einen Seite allzu häufig nur unzureichend über die Entwicklungen und Tendenzen auf der anderen Seite etwa hinsichtlich ein- und desselben Themas (z.B. Editionspraxis) oder Fragestellung (z.B. Autorbegriff) informiert sind.

Dabei waren wir uns einig, dass wachsende Spezialisierung und – damit einhergehend – tiefer werdende gegenseitige Entfernung für alle Philologien die Gefahr mit sich bringt, die ‚Philologie‘ an sich zu schwächen. Denn nur das Wachsen des Wissens über gemeinsame Rahmenthemen, Fragestellungen, Zielsetzungen, Gegenstände und Methoden, und natürlich über den gemeinsamen Ursprung aller Philologien aus denselben geistigen Gegebenheiten in einem bestimmten Kulturmoment Europas der Eigenwürde dieser Disziplin als Ganzer gerecht wird: einerseits indem das Spezifikum der Leistungen in den eigenen Teilbereichen erst vor der Folie des Gemeinsamen gebührend gewürdigt werden kann, andererseits indem die zeitgenössische philologische Forschungsgemeinschaft erst

durch die Erkenntnis ihrer gemeinsamen *raison d'être* im europäischen Hochschulsystem effektiv wirken kann. Noch mehr: Erst eine von allen Seiten geteilte Anerkennung der Eigenwürde der Philologie an sich ist imstande, das Bewusstsein dessen zu stärken und zu untermauern, was ihr eigentliches, alle erdenklichen philologischen Fragestellungen erst ermöglichendes, der Existenz der Philologie selbst zu Grunde liegendes Forschungsphänomen ist: das Phänomen ‚Mensch‘.

Die Erforschung des Phänomens ‚Mensch‘, der Umgang mit seinem Wesen als mit etwas niemals ganz zu Ergründendem (und daher radikal Unbezwingbarem, also Freiem), die Erlangung unserer *humanitas* durch die intensive Beschäftigung mit von Menschen aus allen, vor allem aber vergangenen Kulturepochen geschriebenen Texten sowie mit den jeweiligen kulturellen Universen, in deren Mitte solche Texte entstanden sind und sie mitausmachen, das alles ist ein Grundzug aller Philologien seit den Anfängen ihrer (auch vor-)wissenschaftlichen Praxis.

Wenn wir unseren Blick für einen Moment weg vom vertrauten nahen Fokus unserer Spezialgebiete hin zu jenem gemeinsamen philosophischen und wissenschaftstheoretischen Hintergrund wenden, der bei Petrarca angelegt war und seit den Humanisten die Geschichte der Philologie mitbestimmt hat, wenn wir also zurück *ad fontes* unserer Disziplin gehen, erlangen wir genau jene *Distanz*, welche die Philologie seit Petrarca über die Humanisten, Vico und die deutsche philologisch-philosophische Hermeneutik (man denke an Friedrich Schleiermacher, Friedrich Ast, Friedrich August Wolf, August Boeckh, indirekt auch Jacob Grimm, neuerdings Wilhelm Dilthey und Hans-Georg Gadamer) hinaus als *die* Erfahrung aufgezeigt hat, welche jede bewusste erkenntnistheoretische Erfassung des in der Struktur der Subjektivität eines Menschen selbst angelegten Zwischenspiels zwischen Alterität und Identität erst begründet. Erst die (durch unsere auf ‚Identitätsalterität‘ bauende Subjektivität bedingte) Erfahrung und Erkenntnis der Distanz verweist auf die *Geschichtlichkeit* als eine der Grundbedingungen des Menschenwesens und des menschlichen Daseins; sie erst erlaubt uns, über die Alteritätsbrücke zu schreiten und uns durch intensive Beschäftigung mit den Schriften anderer, fern liegender Menschen unsere eigene Stimme für einen Moment zu tilgen, damit die Stimmen aus jenen zeitlich und räumlich entfernten Menschen und Kulturen aus ihren Schriften heraus in uns ertönen.

Die Instanz einer über eine solchermaßen beschaffene Distanz- und Alteritätserfahrung erlangte tiefere, aus Sicht der philologisch-philosophischen Hermeneutik durch Einfühlung und Identifikation angestrebte Erkenntnis des Anderen *als Anderen* wird in diesem Band explizit im Beitrag Sophie van Romburghs thematisiert. Dort wird gezeichnet, wie diese Instanz mit dem Aufwerfen der Grundfrage seitens der frühneuzeitlichen Humanistenphilologen Nordeuropas zusammenhängt, *what it means to be human*. Sophie van Romburgh fordert ihre Leser auf, diese Hauptinstanz der Philologie als einen Leitfaden bis in den heutigen philologischen Diskurs zu verfolgen.

Impliziert wird dieselbe Instanz in vielen anderen Beiträgen behandelt, in welchen einige Themen angegangen werden, die mit dem hermeneutischen Grundsatz der Distanz als Vorbedingung für jede mögliche intersubjektive Hineinversetzung bzw. Einfühlung in den Standpunkt des Schreibenden und damit für jedes mögliche Textverstehen zusammenhängen. Nehmen wir zum Beispiel das Thema ‚Autor‘. Die in der neuzeitlichen Philologie v.a. des 19. Jahrhunderts lange geltende These, gemäß welcher der Textausleger (bzw. der analysierende Philologe; der Textkritiker; der Textherausgeber; sprich: der Leser) intersubjektiv sowie objektiv imstande sei, in einem Text den Gedankengang und die ‚Absicht‘ dessen Autors mindestens genauso gut, wenn nicht *besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden habe* – also völlig über die Alteritätsbrücke schreiten zu können – ging von der Auffassung eines ‚Autors‘ aus, der in der damaligen Hermeneutik als ein Subjekt – ein reales Subjekt der Seinsart ‚Mensch‘ sowie ein durch die philosophische Größe ‚Subjekt‘ bezeichnetes Wesen – erforscht wurde.

Ein so aufgefasstes Autorsubjekt lieferte durch sein mit ihm selbst innig verbundenes Produkt ‚Werk‘ der Philologie einen ihrer eigentlichen Studiengegenstände, wenn nicht ihren wichtigsten. Wenn Karl Lachmann durch seine mechanische *recensio*-Methode versucht, die *echte Lesart*, also die echten Worte des Dichters zu rekonstruieren und dabei durch sein *indicium* Konjekturen vornimmt und Interpunktion modernisiert, tut er dies, um die ‚Absicht‘ oder, besser, *die Meinung des Dichters* – wie er sie nennt – möglichst getreu wiederzugeben. Lachmanns Dichtersubjekt ist offensichtlich ein rationalistisch-positivistisch definiertes, von dem es nur gilt, etwa durch Tilgung *nutzloser sinnstörender Zeichen* (so in Lachmanns Augen die Reimpunkte in den Handschriftenzeugnissen) dessen Gedanken wieder offenzulegen. Bei den Brüdern Grimm ist die ‚Absicht‘ des Dichters differenzierter, vor allem bei Jacob ist der in den Dichtungsversen eingeschlossene Standpunkt des Dichters eine ganze Seelenwelt von Gedanken, Gefühlen, Emotionen und Befindlichkeiten. Bei all den Unterschieden zwischen ‚Wortphilologie‘ (Lachmann) und ‚Sachphilologie‘ (Grimm) bleibt die beiden Gestalten gemeinsame Zuversicht, der Philologe bzw. Leser könne durch intensive Beschäftigung mit einem Text in den Standpunkt des Autors dringen und somit den Text als dessen ‚Werk‘ verstehen.

Es wird in der Forschungsliteratur häufig behauptet, dass die zuerst von Michel Foucault in der europäischen spätneuzeitlichen Episteme festgestellte Auflösung des Subjekts, welche dann von Roland Barthes kultur- und literaturtheoretisch als *la mort de l'auteur* ausformuliert worden ist, die neue Funktionsgröße ‚Leser‘ und damit den Standort ‚Rezeption‘ eingeführt habe; ebenfalls habe der ‚Text‘ das ‚Werk‘ und die *écriture* die ‚Literatur‘ abgelöst. Ich glaube, eine solche Erklärung gilt im Falle der gestrigen und heutigen Philologie nur sehr bedingt. Philologie nämlich ist zwar wesensgemäß Rezeption, nur ist eine solche Rezeption, anders als Barthes es gerne hätte, unausweichlich subjektgebunden: betrachten wir den Textausleger, der die Gedanken- und Gefühlswelt des Autors – oder eines Schreibers in seiner Rolle als (Mit-)Autor – ‚besser verstehen kann‘, als dieser sich selbst versteht oder

jedenfalls ‚genauso gut verstehen kann‘ (oder aber dies bescheiden versucht), so liegt der Hauptakzent auf dem Leser (Textausleger) selbst. Betrachten wir wiederum den Textkritiker als Autor eines kritisch festgestellten Textes, so ist dieser Autor zugleich der allererster Leser seiner selbst. Nur ist ein solcher ‚Leser‘ ein völlig anderer, als der von Barthes konzipierte. Und der philologische Umgang mit dem ‚Text‘ verläuft dementsprechend anders.

Seitdem sich der philologische Diskurs um die *Echtheit* vom Autorgedanke hin zu den jeweilig konkret hergestellten Handschriftenzeugnissen als *echten* Produkten eines jeweiligen kulturellen Moments verlagert hat, liegt der Akzent auf dem jeweiligen Schreiber als dem in den Text eingreifenden ‚Mitautor‘ sowie auf dem jeweiligen Auftraggeber als ‚Leser‘. Außerdem greift ein solcher Echtheit-Diskurs auf die neue Größe *Medialität*: untersucht werden die medialen Bedingungen der Präsenz eines Textes in den eingeschriebenen Handschriften, welche jeweils in einer historisch bestimmten Kulturgemeinschaft zirkulieren, sowie auf dessen konkreten Auf­führungs­umständen. Aber bei aller Verlagerung vom ‚Autor‘ hin zum ‚Leser‘ sowie zum medialen Dasein eines Textes im neuesten philologischen Diskurs bleibt in der philologischen Rezeption wesenseigen heute nach wie vor ein *Subjekt* mitimpliziert, das eben als Texterzeuger oder Leser – also diesseits und jenseits des Schreibaktes - ein Verhältnis zu seiner Schrift sowie zu seiner diese Schrift mitprägenden außertextuellen Lebenswelt aufweist.

La mort de l'auteur sowie Barthes Verständnis von *écriture* und Leser sind somit zutiefst antiphilologisch. Durch eine apodiktische, sklavische Übernahme des letztendlich auf Barthes selbst basierenden Mantras *The text belongs to the reader*, wie sie zum Beispiel seitens einer gewissen verabsolutierenden *new philology* der Jahrtausendwende vertreten worden ist, hätte sich die Philologie selbst ihr Grab geschau­felt, wenn nicht die ganze Zeit viele Stimmen aus allen Gebieten der Alt- und Neu­philologien für eine phänomenologische Annäherung an den Text selbst sowie an die in seinem Entstehen, Zirkulieren und Rezipiertwerden involvierten Protagonisten plädiert hätten. Eine solche phänomenologische Annäherung hat dazu geführt, dass die ‚traditionellen‘ Instanzen der Philologie besonders fruchtbar mit Instanzen anderer, nicht nur geisteswissenschaftlicher Disziplinen konfrontiert werden konnten. Dies geschieht immer mehr im Sinne eines inter- bzw. transdisziplinären Gesprächs, das zugleich der ‚alten‘ universalphilologischen Berufung verpflichtet ist und den neuesten Anspruch auf eine Aufhebung der Kluft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften würdigen will.

Einem solchen Ansatz folgend, haben Michael Dallapiazza und ich eine Ta­gung konzipiert, die als eine *Agora* zwischen den verschiedenen Sprachbereichen innerhalb des Großgebietes der germanischen Philologien fungieren sollte. Analog­erweise wird derzeit eine zweite Tagung für das Jahr 2018 geplant, bei der die ger­manischen Philologien mit den romanischen ins Gespräch kommen werden. Drin­gend nötig ist, wie schon angedeutet, ein institutioneller Ort der gesamtphilologi­schen Begegnung. Die Beiträge in diesem Band sind entsprechend auf wunderbarer

Weise mehrstimmig; sie falten alle bisher skizzierten Fragestellungen und Instanzen mehrperspektivisch aus, weswegen ich, von der *forma mentis* der Gründungsväter dieser Disziplin geprägt, diese Texte *selbst über sich sprechen und urteilen lassen* möchte.¹ Ihr Leser wird in ihnen den Hauptthemen auf die Spur kommen, die sich sowohl vom Anfang der Disziplin an als auch in neuester Zeit in den philologischen Diskurs eingefädelt haben: Geschichtlichkeit; Rezeption; Ideologie; Erkenntnis; Sprachlichkeit; Textualität; Medialität; Edition; Interdisziplinarität und viele andere.

In seiner Rede *Über Schule Universität Akademie* beschreibt Jacob Grimm die Vorzüge der Mittelalterforschung folgendermaßen: „aller andern lust vergessend sitzt der deutsche gelehrte froh über seine arbeit, dasz ihm die augen sich röthen und die knie schlottern [...].“ Vom Glück und von der Begeisterung, die die Beschäftigung mit den vergangenen Stimmen unserer Kultur einem schenken kann, ist seit Petrarca bis hin zu vielen zeitgenössischen Philologen, selbst hier und da in diesen Beiträgen, die Rede. Das ist mein Wunsch für jede Leserin und jeden Leser dieses Bandes.

Urbino, den 15. Dezember 2016

Alessandra Molinari

¹ Detailliert gehe ich auf diese Beiträge in einer Monographie ein, die 2017 erscheint. Sie behandelt die Entwicklung der epistemologischen Grundlagen der Philologien in den letzten zweihundert Jahren.

Fabrizio D. Raschellà

Germanic philology as a research and a teaching subject in Italy: Past, present, and ... what future?

I think it useful to start this presentation with a piece of basic historical information. Germanic philology – *filologia germanica* in Italian – was officially recognized as a teaching subject and organically introduced in Italian universities only in 1935,¹ even though the beginning of Italian studies in Germanic philology, in a broad sense, goes back to a much earlier date (indicatively, to the last two decades of the 19th century).² From the very beginning, it was an obligatory subject for the degree in Foreign Languages and Literatures when one or more of the languages chosen by the student as a main subject of study belonged to the Germanic family.³ However, permanent chairs of Germanic philology were instituted only much later (1948);⁴ in the meantime, its teaching was mainly entrusted to scholars of comparative, i.e. Indo-European, linguistics (as was the case, for example, with Giacomo Devoto in the University of Florence and Vittore Pisani in the University of Milan) or, occasionally, to specialists in German language and literature (as Ladislao Mittner in the University of Rome and later in the University of Venice).⁵ Today Germanic philology is present in the degree programmes in foreign languages (variously named) of almost every Italian university. However, its place and weight in curricula can vary considerably from one university to another.

That having been said, I would like to stress that the aim of this paper is not to sketch a historical overview of the discipline ‘Germanic philology’ in

¹ Cf. Tagliavini 183; Scardigli 1966, 15. This happened in the framework of a general reform of the Italian university teaching system, the so-called “Legge De Vecchi”, after the name of Cesare M. De Vecchi, a minister of ‘National Education’ during the Fascist period.

² At the same time the teaching of Romance philology was re-established: actually, this subject already existed, yet with the name “Storia comparata delle (lingue e) letterature neolatine” (‘Comparative history of the Neo-Latin (languages and) literatures’). Surprisingly enough, the teaching of Slavic philology had been established with this very name as early as in 1925 (Tagliavini 203).

³ Tagliavini 209.

⁴ The first two permanent-chair holders were Carlo Grünanger and Sergio Lupi, in Milan and Naples respectively (both of them, however, moved later to the teaching of German Language and Literature). They were followed in 1961 by Carlo Alberto Mastrelli (Pisa, then Florence) and in 1964 by Marco Scovazzi (Milan) and Piergiuseppe Scardigli (Bari, then Florence, when Mastrelli moved to the chair of Comparative Linguistics in the same university). See Tagliavini 214–215.

⁵ On the historical connections and academic relationships between the teaching of Germanic philology and those of Comparative linguistics and German language and literature in Italy, see Tagliavini 210-211 and Scardigli 1972, 88.

Italy,⁶ nor to define its status as compared to other neighbouring fields of study within the Italian university system. Nor is it to bring forward arguments to legitimate its presence in the curricula of certain university programmes – as, typically, in the degree programmes in Foreign Languages and Literatures – because, as it will clearly appear further on, I not only take for granted that it is in its right place there, but also that it is a necessary subject.⁷ Rather, my chief purpose here is to bring into focus and, especially, to make as understandable as possible to the foreign audience the contents and directions that have so far characterized research in Germanic philology in this country and the role assigned to this branch of learning as a teaching subject in degree programmes and in the applicative regulations of university curricula within the humanistic area. Some considerations will follow on what, in my opinion, should be the most appropriate and effective approach to the teaching of Germanic philology in Italy in the perspective of a comprehensive and consistent professional training of university students specializing in foreign languages, cultures and literatures (for whatever actual application).

I am perfectly aware that this presentation will appear to some readers – especially among the Italian scholars of Germanic philology – quite subjective, sometimes superficial, and above all rather incomplete. On the other hand, it is impossible to examine in depth, even less to exhaust, such a vast theme as the one I have proposed on this occasion in the average space of a conference paper. As for subjectivity, this is unescapable when one has to do with a field of studies linguistically, historically and culturally as complex and multi-faceted as this. Moreover, considering that this audience is largely, perhaps mostly, made up of non-Italian scholars, it becomes necessary to make explicit some essential information concerning our discipline which would be taken for granted in the presence of an all-Italian audience.

Thus, before getting to the core of the matter, some words must be spent to explain the contents and the extension commonly attributed, in Italy, to *filologia germanica* both as a research and a teaching subject. To be quite honest, this is not an easy task. The ideal thing would be to report, compare and comment on some of the many statements that, more or less officially and solemnly, have been expressed in this regard by some authoritative Italian scholars of Germanic philology since its coming into existence as an ‘autonomous’ discipline; but this, too, is impossible due to space limitations.⁸ For the

⁶ For that purpose there are excellent and well-documented treatments, some of which are mentioned in the present paper.

⁷ For the sake of simplicity, I omit to treat here the role of Germanic philology – or, more exactly, Germanic linguistics – in the degree programmes in historical and comparative linguistics, because this is a rather uncommon practical occurrence.

⁸ In this connection it should be mentioned that in 1970 – while a first radical reform of the Italian university system was under way – a number of prominent scholars variously concerned with Germanic philology and engaged in its study expressed and confronted their own views and proposals about the most convenient ways to approach this discipline in a collection of essays published in a volume of the journal *Studi Germanici* (see bibliographical

purpose of the present discussion, I think this task can be fulfilled in a practical and, I believe, legitimate way, namely by quoting the formal definition⁹ of ‘Germanic philology’ – or, more exactly, ‘Germanic philology and linguistics’ – proposed and unanimously approved by the *Associazione Italiana di Filologia Germanica* (‘Italian Society for Germanic Philology’) some years ago¹⁰ – prior to the application of the latest Italian university system reform¹¹ – in an official document submitted to the Ministry of Education, University and Research. This formulation summarizes in a nutshell an idea of the discipline widely shared by the scientific community of the Italian Germanic philologists and can virtually be considered the result of a reflection on the essence of Germanic philology filtered through the elaboration of three generations of scholars. The definition reads as follows:

Filologia e Linguistica Germanica: Comprende gli studi sulle lingue, le culture e le letterature germaniche, con speciale riguardo al periodo antico e medievale, valutate principalmente con l’impiego di metodologie filologiche e linguistiche, ivi compresa l’analisi informatica di testi e corpora, e con particolare attenzione agli aspetti comparatistici e di interferenza con le aree linguistiche non germaniche.

(‘*Germanic Philology and Linguistics* concerns the study of Germanic languages, cultures and literatures, with special reference to the ancient and medieval period, principally conducted through the application of philological and linguistic methodologies – including computer analysis of texts and corpora – and with particular attention to comparative matters and to the interference with non-Germanic linguistic areas.’)¹²

As we can see, the meaning assigned to the label ‘Germanic philology’ in the Italian academic context is the largest and most flexible one can imagine. In fact, it is a kind of all-embracing cover including several fields of study and linguistic areas, which is a consequence of the fact that the Italian university system does not consider the presence of more specific (e.g. English, German, etc.) philologies. This is not a problem in itself; on the contrary, it is a guarantee of independence of the philological branch from the spheres of the various modern Germanic languages and literatures. Moreover, the study of Germanic philology as a unitary discipline, not disjointed into philologies relating to individual Germanic languages, not only allows for a global perspective over the

references below). On the other hand, it is true that in the over forty years that have passed since then, the historical, social and cultural context in which not only Germanic philology but all humanistic disciplines are cultivated has undergone significant changes, so that part of those positions have progressively been revised and/or adapted to new situations and requirements.

⁹ The so-called *declaratoria*, in the Italian bureaucratic language.

¹⁰ Precisely, on 9 June 2005.

¹¹ Law no. 240 of 30 December 2010, followed by Ministerial Decree (*Decreto Ministeriale*) no. 336 of 29 July 2011, which established the new grouping criteria for the ‘scientific and educational sectors’ (*settori scientifico-disciplinari*); see also notes 24 and 25 below.

¹² All English translations of Italian texts contained in this article are mine.

common and original traits to which all Germanic languages and cultures trace back, but also prevents from falling into the mistake – sometimes observable in research practice in some foreign countries – of considering peculiar to a single linguistic and cultural area what in fact is also shared by other areas.¹³ Nonetheless, owing to the vastness and the complexity of the historical, linguistic and cultural spectrum of the Germanic area, it usually happens that every Italian scholar of Germanic philology actually specializes and operates in a specific linguistic or thematic area, with only rare and occasional forays into the other areas.¹⁴

Some decades ago, there was a strongly limitative historical and cultural prejudice that there should be no Germanic philology outside of a strictly comparative and reconstructive context (which obliged one to study only common and general issues, or else phenomena relating to single areas that in some way were traceable to the primitive Germanic unity). Once this bias disappeared, the scope of Germanic philology in Italy began to encompass, and still encompasses today, a great part of the linguistic and cultural history of those national realities which have their starting point in the common Germanic linguistic patrimony, but which have gradually differentiated from it and from each other, each following a path of its own.¹⁵ This is as much as saying that Germanic philology, besides continuing its traditional task of investigating the earliest Germanic documentation, which in virtue of its age can be considered the reflection of the primitive Germanic unity, is in fact the sum of several philologies of narrower scope, each linked to a ‘national’ linguistic and cultural-historical area.

Among the research fields that were favoured in the past by Italian scholars of Germanic philology, the study of the Germanic element in Medieval Latin and Italian vocabulary has gradually lost much of its weight, except within the study of place names and personal names, which still offers matter for lively discussion.¹⁶ Likewise, after the collection and systematic organization of the

¹³ Cf. Scardigli 1966, 10: “[...] sentire distinto ciò che invece è comune, individualizzare e restare ai margini o in superficie di fenomeni che investono una intera civiltà e non una singola manifestazione di essa.” ([...] to regard as distinct what, on the contrary, is common; to particularize, because of a marginal or superficial perspective, phenomena which pertain to an entire civilization and not to a single manifestation of it.).

¹⁴ Cf. Scardigli 2002, 11 (= Scardigli 1983, 39).

¹⁵ See Scardigli 2002, 11 (= Scardigli 1983, 39). Cf. also Maria Vittoria Molinari’s definition of Germanic philology in Molinari 1: “[...] la scienza che studia ed interpreta le testimonianze scritte di quelle civiltà che hanno avuto comuni origini nel mondo germanico antico e che tali origini riflettono nella loro successiva evoluzione.” ([...] the science that studies and interprets the written testimonies of those civilizations that have had common origins in the ancient Germanic world and that reflect such origins in their subsequent evolution.).

¹⁶ See e.g., most recently, Morlicchio 2006 with reference to Germanic etyma in the *Lessico Etimologico Italiano*.

lexical data was concluded by the GRILAVI,¹⁷ the study of the dialects of the German speaking enclaves in Italian territory also seems destined to be exhausted in a short time: obviously, such a study is closely dependent on the survival of these dialects, which are nowadays more and more bound to extinction, despite the various cultural initiatives taken by local authorities and by groups of ‘volunteers’ aimed at the preservation of these linguistic vestiges.¹⁸

We can say that approximately between 1970 and 1990 scientific work of Italian scholars of Germanic philology mostly concerned the Old English, or Anglo-Saxon, area. This was primarily due to the fact that the ‘second generation’ of Italian Germanic philologists, who no longer came from the ranks of comparative linguistics, but had studied modern languages and literatures, was for the most part formed by specialists in English and therefore by scholars especially interested in the Anglo-Saxon sphere. Specialists in German philology followed at some distance, then experts in Gothic and in the Latin-Germanic relationships (who were the most bound to tradition). Almost absent were specialists in Nordic philology, who were just growing up in those years and would become more and more numerous in the following decades, that is to say from 1990 onwards, in parallel with the increasing number of university chairs of Scandinavian languages and literatures.

I now move on to some general remarks about the contents of *current* scientific research by Italian Germanic philologists.

It is my impression that the current balance of research in Germanic philology in Italy is a little bit too focused on the study of textual *contents* rather than of textual *forms* and too prone to consider single aspects of the investigated texts rather than the plurality of expressions and testimonies which develop in the transmission of those same texts across time. Consequently, the most favoured areas of investigation are, alternatively, the historical, the aesthetical, the psychological, the semiological, the philosophical, or the religious ones – depending on the text(s) under examination – rather than, for example, the text-critical, the codicological and the linguistic ones. In particular, linguistic aspects have been largely, and in my opinion culpably, neglected in the last two-three decades, and today one almost has the impression that linguistics is about to disappear from the scene of the Italian studies in Germanic philology, which tend to converge more and more towards the sphere of *allgemeine Kulturwissenschaft*. Such a tendency also inevitably affects the teaching of this discipline, and this is perhaps the greatest problem – according to what, in my opinion, should be the chief educational aim of Germanic philology in Italian universities (I will say more about that below). It is not surprising,

¹⁷ *Gruppo di Ricerca sulle Isole Linguistiche Alemanniche del Versante Italiano* (‘Group of Research on the Alemannic Language Islands of the Italian Versant [of the Alps]’), established in 1972 at the University of Florence under the direction of Piergiuseppe Scardigli.

¹⁸ For an essential overview of the studies on the Walser dialects in Italy, see Fazzini 2006 and the bibliographical appendix in Fazzini 2011, 101–104.

therefore, that the type of approach just described is especially popular among young scholars, who have often matured with an insufficient training in the linguistic and text-critical analysis of texts and therefore neglect or ignore altogether these fundamental aspects in their research work.

Of course, it is not my intention to belittle, even less to disavow, the importance of an aesthetic-semiological and/or socio-cultural approach to medieval Germanic texts, many of which are undoubtedly as worthy as the most famous and prized 'classical' texts. I merely want to stress the fact that this is not, in my opinion, the principal aim of a discipline having its home in a tradition of studies which, since antiquity, has named itself 'philology' and which is to be chiefly understood as *the search for authenticity and originality of the transmitted text*, in a perspective which firmly and permanently unites formal (i.e. linguistic, in a broad sense) and substantial (i.e. culture-historical, in an equally broad sense) aspects. Favouring too much and too often one or the other aspect means to trespass upon the territory of other sciences – and, from the educational standpoint, of other teachings – such as linguistics or literary history and criticism. If such a behaviour is admissible in regard to the freedom of scientific research, which can have no boundaries whatsoever, when it exceeds certain limits it contravenes the statutory rules that each discipline has historically given to itself in order to define and to consolidate its own competences and, at the same time, to act with respect towards other disciplines.

Closely associated with the limited attention given to linguistic studies is the shortage of specific teachings in the history of individual Germanic languages, a lacuna that has been going on for decades.¹⁹ Although there is now a good number of chairs of 'English Language and Translation', 'German Language and Translation' and so on, these teachings deal mostly with aspects of synchronic linguistics, sociolinguistics, and pragmalinguistics, neglecting as a rule the diachronic perspective. Also when language history is taken into consideration, it is most often limited to the modern and contemporary period. Therefore, Germanic philology has also the task to take care of the history of the Germanic languages prior to the modern period, including the history of English, although, as we will later see, in the current Italian university system this language is not included in the same group of disciplines as the other Germanic languages and Germanic philology.

The university – the Italian university – should aim to offer to the graduate in Foreign Languages and Literatures, to the future expert in 'linguistic and cultural mediation', an all-round professional background. In order to be really complete and reliable, that background should encompass both the synchronic and the diachronic perspectives – preferably within a comparative context – with regard to both present and past. In such a framework, the main task of philology – Germanic philology in our case – is to provide the student with

¹⁹ Cf. Santoli 37–38.

the means to acquire a historical dimension, an ‘in-depth vision’ of the modern languages, literatures and cultures he/she is studying.²⁰ In this connection, I would like to cite a statement by Piergiuseppe Scardigli, contained in his article *Problemi e speranze della filologia germanica* (‘Problems and hopes of Germanic philology’), published in the collective volume on Germanic philology in Italy previously mentioned:²¹ “[...] bisogna partire dai dati attuali per risalire a quelli sempre più remoti, sfatando il mito per cui la filologia si occupa solo di anticaglie.” (‘we should start from the data of the present to go back in time to the more and more remote data, dispelling the myth that philology is only concerned with old junk’).²² The reflection on the knowledge of modern languages and on their current use, on the culture and the institutions of the peoples who speak them and on their literary heritage, cannot be disjoined from a *historical consciousness*, which enables us to see in language development the connections with social, political, and cultural history.²³ Now, which discipline, which teaching subject, if not philology, can

²⁰ Cf. Ferrari 2002 and 2011, *passim*.

²¹ Note 8 above.

²² Scardigli 1970, 91.

²³ I borrow this concept, adapting it to the concern of the present discussion, from the Ministerial Decree of 9 February 1979. In this document, which contains teaching guidelines for the Italian secondary schools, the relevant remarks are applied to the teaching of the Italian language. The text of the decree is available on the web site *Educazione & Scuola* (see bibliographical references below). Moreover, I find it useful to quote here *in extenso* some significant passages contained in the two notes by Fulvio Ferrari mentioned in note 20 above. Ferrari 2002: “Questa disciplina [...] da molti anni svolge [...] un ruolo assai specifico, e insostituibile, nella didattica dei corsi di laurea in Lingue e letterature straniere: quello di fornire allo studente di lingua e letteratura inglese o tedesca (e, dove tali discipline sono attivate, di lingue e letterature scandinave o nederlandese) una dimensione storica al suo apprendimento, la consapevolezza che la cultura che sta studiando affonda le sue radici in un passato – linguistico, letterario, culturale – [...] senza la cui conoscenza la comprensione del presente non può che risultare mutila e banalizzata.” (‘This discipline [...] has played for many years a very specific and irreplaceable educational role in the degree programmes in Foreign Languages and Literatures, which consists in providing the student of English or German Language and Literature (as well as, where they are available, of Scandinavian or Netherlandic Languages and Literatures) with a historical dimension for his learning, with the awareness that the culture he is studying has its roots in a [...] past – linguistic, literary, cultural – without whose knowledge the understanding of the present can only be defective and trivialized.’). Ferrari 2011: “Quando si usa l’etichetta disciplinare ‘Filologia germanica’ si fa riferimento a una serie di competenze e aree di interesse diverse, capaci nel loro insieme di fornire uno specifico approccio metodologico [...]. In estrema sintesi: si suppone che un corso di filologia germanica introduca lo studente allo studio dei documenti scritti del medioevo germanico, fornendogli gli strumenti metodologici necessari per ricostruirne i contesti linguistici e culturali, ma nel farlo gli permette anche di vedere le sue lingue di studio in una prospettiva storica e, al contempo, gli fornisce almeno le informazioni di base sul periodo letterario medievale.” (‘When using the disciplinary label “Germanic philology”, one refers to a series of different competences and areas of interest, which, taken together, are capable of providing a specific methodological approach [...]. To put it in basic terms: it is assumed that a course in Germanic philology introduces the

contribute, together with language history, to create such a historical linguistic consciousness?

In Italy, Germanic philology is not only important for the study of the modern Germanic languages and literatures. Although Italy is not (apart from some very limited areas) a Germanic-speaking country like Germany, the Netherlands, the Scandinavian countries, and the greatest part of the United Kingdom, its history – especially those thousand years we conventionally call the Middle Ages – is characterized by frequent contacts and close relationships with Germanic peoples, relationships which in many cases became permanent (with the creation of Romano-Germanic states), and is therefore imbued with ‘Germanicism’, both with regard to language and to political and cultural institutions. However, the Germanic element is so well blended and harmonized with the Latin and the Romance element as to make itself indistinguishable. Who could tell at first glance that Italian words of common use like *guardare* ‘to watch’, *schiena* ‘back’ (part of the body), *ricco* ‘rich’, and many others, are of Germanic origin? And that terms like *marca* ‘march’ (a land bordering two countries), *faida* ‘feud, vendetta’, *borgo* ‘small village’, and *araldo* ‘herald’, trace back to concepts, institutions, and customs typical of the old Germanic world? Only through the study of the linguistic and cultural relationships between Latin (then Romance) and Germanic peoples does it become possible to gain knowledge and awareness of these correlations.

After wandering up and down in the past and the present of Germanic philology in Italy, I am now expected to say – or, better, imagine – something about its future. There is a popular saying in Italy: “Il futuro è nelle mani di Dio” (“The future is in the hands of God”). This is even too obvious – no matter if you are a believer or not. Yet, as far as man – especially the one belonging to the species *homo philologicus Germanicus* – can reasonably envisage and expect, the future of Germanic philology in this country (I am very sorry to say, but it’s just what I honestly think) has very limited chances of being a bright one.

A couple of years ago, in the context of the latest reform of Italian universities,²⁴ a sweeping rearrangement of the ‘scientific and educational sectors’ was enacted by ministerial authorities.²⁵ Subsequent to this revision, Germanic philology was placed – among other things, against the indications of the scientific community of Germanic philologists, who had formally requested a

student to the study of the written documents of the Germanic Middle Ages by providing him with the methodological tools needed to reconstruct their linguistic and cultural contexts. At the same time it enables him to see the modern languages he is studying in a historical perspective and provides him with at least basic information on the literature of the medieval period.”).

²⁴ Law no. 240 of 30 December 2010, commonly known as “Legge Gelmini”, after the name of the minister (Mariastella Gelmini) who proposed and signed it; cf. note 11 above.

²⁵ Ministerial Decree no. 336 of 29 July 2011; cf. note 11 above.

different placing – in the same ‘competition sector’ (*settore concorsuale*)²⁶ as German, Dutch, and Scandinavian languages and literatures.²⁷ Therefore, if on the one hand the decision of the Ministry formalized what has always been a ‘natural’ partnership between Germanic philology and certain modern Germanic languages and literatures on the scientific and educational plane, on the other hand the exclusion of English from this group has caused a huge void and a strong unbalance from the standpoint of Germanic philology. There is no need to go any deeper into this thorny matter, whose distortions are evident to all, and I leave it to your intelligence to imagine what the consequences of this improvident decision can be, in the long run, in terms of both teaching and scientific research.

I think I should stop the flux of my considerations here. Of course, I am fully aware of the fact that I am far from having scrutinized, or even only touched upon, all relevant aspects of the topic under discussion. Many issues, even some crucial ones, have been deliberately left out. In fact, I prefer to leave space for careful reflection by the reader rather than to add further details or introduce further, yet perhaps not central, aspects of the question.

Extending for a moment the glance over the boundary of the proper theme of this paper, I would just like to observe that, in a time in which the sole aspect of culture and scientific research considered by public opinion and politics (as well as, unbelievably, by some segments of the academic world) is often its practical application and the amount of wealth – the so-called ‘return’ in economic terms – which a certain enterprise, or, to use a fashionable term, a certain ‘product’ (a book, a conference, an exhibition), is able to produce, it is quite difficult to hope or even to imagine that branches of knowledge and of learning like Germanic philology (and philology in general) will gain strength and expand in the near future.²⁸ This is all the more difficult because of the highly critical situation of the global economic level at present, which in Italy has brought about an increasingly heavy curtailment of funds for university, research, and culture in general; and it would be a positive thing if we only managed to stop the gradual and dangerous decay of the humanities.

But I want to conclude with a note of hope and confidence (I intentionally avoid the word ‘optimism’, because in the present state of affairs it sounds to me like a synonym of naivety): it is our duty not only to hope, but also to wish and to fight for a general awareness capable of giving back to the

²⁶ A group of related disciplines for the purposes of scientific qualification (*abilitazione scientifica*) and recruitment of university teachers.

²⁷ The request of the Germanic philologists (made through the *Associazione Italiana di Filologia Germanica*) to have their discipline associated in a common group with other medieval philologies, particularly with Medieval Latin and Romance philology, was rejected by the Ministry without any statement of reasons.

²⁸ See in this regard the apt remarks of Ferrari (2011), who, on the other hand, underlines the “need for humanistic culture” expressed by large sections of the population and indicates the most appropriate ways to satisfy it.

humanistic sciences, to the *Geistes- und Kulturwissenschaften*, – of which philology is one of the oldest and noblest branches – the full dignity and importance they have always had in the best times of history and civilization.

BIBLIOGRAPHICAL REFERENCES

Educazione & Scuola (Archivio).

<<http://www.edscuola.it/archivio/norme/programmi/media.html>> [date of access: 21 Nov. 2013].

Fazzini 2006 = Fazzini, Elisabetta: Gli studi sui dialetti walser in Italia: bilancio e prospettive. In: *Walsersprache. La lingua dei Walser: lo stato attuale delle conoscenze*. A cura di Sergio M. Gilardino. Aosta: Le Château Edizioni, 2006, 51–60. (=Progetto Interreg IIIB Spazio Alpino “Walser Alps”, 1)

Fazzini 2011 = Fazzini, Elisabetta: Piergiuseppe Scardigli e gli studi sui dialetti *walser* in Italia. I toponimi di Macugnaga. In: *Saggi in onore di Piergiuseppe Scardigli*. A cura di P. Lendinara et al. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2011, 87–104. (=Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, Bd. 105)

Ferrari 2002 = Ferrari, Fulvio: La filologia germanica dal cinema, alla musica, al teatro. In: *unitn. Periodico di informazione, politica e cultura dell'Università degli Studi di Trento* 44 (luglio 2002) <http://periodicounitn.unitn.it/archive/periodicounitn/numero44/filosofia_germ.html> [date of access: 21 Nov. 2013].

Ferrari 2011 = Ferrari, Fulvio: Quale futuro per la filologia germanica? In: *germanistica.net. Pagine di letteratura tedesca e comparata*. Posted on 13 July 2011 <<http://www.germanistica.net/2011/07/13/quale-futuro/>> [date of access: 21 Nov. 2013].

Molinari = Molinari, Maria Vittoria: *La filologia germanica*. Bologna: Zanichelli, 1987 (1980).

Morlicchio = Morlicchio, Elda: L'onomastica come fonte per i vocabolari etimologici. In: *Atti del XXII Congresso Internazionale di Scienze Onomastiche* (Pisa, 28/8–4/9/2005). A cura di Maria Giovanna Arcamone et al., vol. 1, Pisa: ETS, 2006, 691–705.

Santoli = Santoli, Vittorio: Considerazioni sulla filologia germanica in Italia. In: *Studi Germanici* (nuova serie) 8 (1970), 35–38.

Scardigli 1966 = Scardigli, Piergiuseppe: Sulla filologia germanica in Italia. In: *Rivista di Letterature Moderne e Comparate* 19 (1966), 5–17.

Scardigli 1970 = Scardigli, Piergiuseppe: Problemi e speranze della filologia germanica. In: *Studi Germanici* (nuova serie) 8 (1970), 89–94.

Scardigli 1972 = Scardigli, Piergiuseppe: Filologia germanica, perché. In: *Cultura e Scuola* 43 (1972), 85–90.

Scardigli 2002 = Scardigli, Piergiuseppe: *Altgermanistische Materialien in Florentiner Bibliotheken*. In: Scardigli, Piergiuseppe: *Germanica Florentina* e altre cose. Ventisette

Germanic Philology

saggi e un profilo. Mit einem Vorwort von Michael Dallapiazza. Trieste: Parnaso, 2002, 11–15. (Reprinted from: *Virtus et Fortuna: Zur deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720. Festschrift für Hans-Gert Roloff zu seinem 50. Geburtstag.* Hrsg. von Joseph P. Strelka. Bern et al.: Lang, 1983, 39–45.)

Studi Germanici (nuova serie) Anno VIII, n. 1, febbraio 1970. Roma: Edizioni dell'Ateneo.

Tagliavini 1968 = Tagliavini, Carlo: *Panorama di storia della filologia germanica*, Bologna: Pàtron, 1968.

Jens Pfeiffer

Denkspiele. Über Bilder vom Mittelalter

Ich möchte entgegen den Gepflogenheiten der per definitionem vornehmlich mit Texten befassten Philologien mit einem Bild beginnen, einem Bild, das innerhalb des an berühmten Bildern nicht armen (Œuvres René Magrittes eines der berühmtesten sein dürfte: *La trahison des images*).



Abb.: René Magritte: *La trahison des images*, 1929. County Museum, Los Angeles.

Das Bild, ein Ölbild im Format 60 x 80 cm befindet sich heute im County Museum von Los Angeles.¹ Magritte hat sich allerdings nicht mit nur einer Fassung des Motivs begnügen wollen, sondern hat in großen zeitlichen Abständen noch eine Reihe weiterer Arbeiten in zum Teil anderen Maltechniken angefertigt. Auf dem Bild zu sehen sind – leicht erkennbar – eine Pfeife und ein Schriftzug, was auf modernen Bildern ungewöhnlicher ist als auf mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen, aber ich nehme nicht an, dass es Magritte darum gegangen sein könnte, eine Nähe zur mittelalterlichen Malerei herzustellen. Seltsam ist, dass Magrittes Inschrift das Bild zu widerlegen scheint. Warum wird ein Bild, das mit beinahe fotorealistischer Genauigkeit eine Pfeife abbildet, mit dem Satz „Ceci n'est pas une pipe.“ „Das ist keine Pfeife“ versehen? Der französische Philosoph Michel Foucault, der dem Bild eine berühmte Abhandlung gewidmet hat, schrieb dazu: „Das Verwirrende ist, dass es einerseits unvermeidlich ist, den Text auf die Zeichnung [Foucault beschreibt eine gezeichnete Version des Pfeifenmotivs] zu beziehen (wie es das Demonstrativpronomen, der Sinn des Wortes *Pfeife*, die Ähnlichkeit des Bildes nahelegen), und dass es andererseits unmöglich ist, die Ebene zu definieren, auf der der Satz wahr, falsch oder widersprüchlich erklärt werden könnte.“² Dies gibt in der Tat die Schwierigkeiten exakt

¹ <http://www.lacma.org/magritte-index> (Abruf am 9.07.2014).

² Foucault 12.

wieder. Der Satz, Foucault bezeichnet ihn als Kalligramm, liest sich so, als sei er eine Aussage über das Bild und nicht ein Teil des Bildes selbst. Man kann auch nicht sagen, dass er, vergleichbar den früheren Verkündigungsbildern, der abgebildeten Szenerie den kanonischen Text hinzufügt.³ Er ist, obwohl er des öfteren so gebraucht wird, nicht einmal der Titel des Bildes. Dieser lautet, ich habe es oben schon geschrieben: *La trahison des images* (wörtlich: „Der Verrat der Bilder“). Natürlich ist dieser Titel in seiner Doppelbödigkeit selbst verräterisch. Trotz der scheinbaren Einfachheit ist keineswegs klar, wer hier eigentlich wen verrät.

Die Doppelbödigkeit beruht in diesem Fall auf der Uneindeutigkeit des Genitivs. Dieser kann als *genitivus subjectivus* gelesen werden: die Bilder sind die Verräter oder aber als *genitivus objectivus*: die Bilder sind die Verratenen. Ich würde vermuten, dass beides stimmt. Aber Magritte hat das Bild selbst kommentiert und man hofft (zumeist wider besseres Wissen) dabei ja stets auf des Rätsels Lösung: „Ein Bild“, schreibt er, „ist nicht zu verwechseln mit einer Sache, die man berühren kann. Können Sie meine Pfeife stopfen? Natürlich nicht! Sie ist nur eine Darstellung. Hätte ich auf mein Bild geschrieben, dies ist eine Pfeife, so hätte ich gelogen. Das Abbild einer Marmeladenschnitte ist ganz gewiss nichts Essbares.“⁴

So plausibel dies klingt, so fällt Magritte mit dieser allzu schlichten Erklärung doch weit hinter das zurück, was das Aufregende an seinem Bild ausmacht. Dass Abbilder nicht mit dem Gegenstand, den sie abbilden, identisch sind, ist trivial und dürfte nur die wenigsten überraschen. Überdies findet sich (wie für vieles) eine hierfür bündige Formulierung bereits bei Plato: „SOCRATES: Wir dürfen also nun behaupten: alle Dichter, Homer nicht ausgenommen, sind bloße Nachahmer von Nachbildungen der Tugend und der übrigen Dinge, von denen sie in ihren Dichtungen handeln, mit der Wahrheit aber haben sie nichts zu tun, sondern, wie eben gesagt, der Maler wird eine Figur schaffen, die für einen wirklichen Schuster gehalten wird von Leuten, die von der Schusterei ebenso wenig verstehen, wie er selbst, sondern nur nach Farben und Formen urteilen.“⁵ Das letzte Beispiel entbehrt, wie schon der Übersetzer der *Politeia*, Otto Apelt, in seinem Kommentar⁶ bemerkte, doch wohl der Wahrscheinlich-

³ Ein schönes Beispiel von vielen möglichen ist Ambrogio Lorenzettis ‚Verkündigung‘ aus dem Jahr 1344, die in der Pinacoteca Nazionale in Siena zu finden ist. Das dem Engel zugehörige, gleichsam in den Goldhintergrund punzierte waagerechte Spruchband: *Non erit impossibile apud Deum omne verbum* (Lc I, 37) beginnt neben dem Nimbus auf Höhe des Mundes und endet kurz vor den vor der Brust verschränkten Händen Marias. Diese antwortet mit zum Himmel und dem dort thronenden Gott erhobenen Antlitz: *Ecce Ancilla Domini* (Lc I, 38). Die Schrift folgt dem Blick und kommt damit der den heiligen Geist symbolisierenden Taube entgegen. Die Kopfhaltung Marias ist so gestaltet, dass Gott, Taube bzw. Spruchband, Auge und Ohr eine im Winkel von ca. 45° geneigte Linie bilden.

⁴ Zitiert nach Encz 38. Zum Bild vgl. ebd. S. 36-48.

⁵ Platon 396f. Der gemalte Schuster findet sich ebd. S. 393.

⁶ Ebd. 534, Anm. 14: „Hier muß man ein Auge zudrücken und den Theoretiker Platon gewähren lassen.“

keit, aber darum schert sich Platon in diesem Fall nicht. Das Unwahre der Kunst, für ihn ihr „Lügencharakter“, liegt in der von der Wahrheit weit entfernten Seinsstufe der Nachahmung von Nachahmungen. Über die viele Jahrhunderte gängige, aber keineswegs unproblematische Bestimmung der Kunst als Nachahmung der Natur soll hier freilich nicht gehandelt werden.⁷

Magritte war ein gebildeter Mann und ihm dürfte bewusst gewesen sein, in welche Traditionen er sich stellte und wogegen er sich wandte. Er wusste also sowohl um die platonische Lehre mit ihrer strikten Trennung von Urbild und Abbild, als auch um die noch älteren Versuche, gerade umgekehrt den Umstand zu verwischen, dass Realität und Abbild niemals in eins fallen können. Obwohl ‚Virtual Reality‘ ein relativ neuer Begriff ist, ist das damit Bezeichnete doch schon alt. Seit jeher gibt es Bestrebungen, Abbilder so ähnlich zu machen, dass sie mit dem Original verwechselt werden können. Eine der berühmtesten und meisterzählten Künstleranekdoten, die sich mit diesem Thema befassen, findet sich in Plinius’ *Naturalis Historia*. Dort heißt es, der Maler Zeuxis (5. vorchristliches Jahrhundert) habe in einem Wettstreit mit dem Maler Parrhasius auf einem Gemälde Trauben so echt abgebildet, dass Vögel herbeigeflogen seien, um sie aufzupicken; Parrhasius habe im Gegenzug einen Vorhang so wirklichkeitsgetreu gemalt, dass Zeuxis, durch die getäuschten Vögel eitel geworden, gefordert habe, diesen aufzuziehen, um das dahinter vermutete Bild betrachten zu können. Nachdem er sich seines Irrtums bewusst geworden sei, habe er dem Parrhasius den Sieg zugestanden, da dieser einen Künstler getäuscht habe, er jedoch nur Vögel.⁸ In solchen Fällen ist es allerdings klar, dass der Maler ein Trompeur, ein Betrüger und Augentäuscher sein will, der suggeriert, das Bild sei der Gegenstand selbst, den es abbildet. Eine lange Tradition der *Trompe-l’œil*-Malerei mit ihren aufgemalten Briefen, Fliegen, Türen oder auch Architekturdetails nimmt hier ihren Ausgangspunkt. Von Ferne vergleichbar sind die bisweilen in Kinotrailern zu hörenden reißerischen Ankündigungen, die eine Identität von Schauspielern und verkörperter Figur behaupten: „Leonardo di Caprio *ist* William „Billy“ Costigan“, oder „Matt Damon *ist* Jason Bourne“.

Das ist natürlich nicht der Fall, aber es ist auch nicht völlig unwahr. Es ist so wahr oder so falsch wie: „Dies ist keine Pfeife“, und es wäre ebenso wahr oder falsch wie der Satz „Dies ist eine Pfeife“, den Magritte auch auf sein Bild hätte schreiben können. Das Bild verrät den Satz und dieser wiederum das Bild. „In einem Gemälde“, zitiert Foucault Magritte, „sind die Wörter von derselben Substanz wie die Bilder. Die Bilder und die Wörter werden in einem Gemälde anders gesehen.“⁹ Das scheint mir die Falle zu sein, in die Magritte seine Bildbe-

⁷ Vgl. z. B. Blumenberg 2010, 9-47.

⁸ Plinius, *Naturalis historia* XXXV, 65, 255: „descendisse hic in certamen cum Zeuxide traditur et, cum ille detulisset uvas pictas tanto successu, ut in scaenam aves advolarent, ipse detulisse linteum pictum ita veritate repraesentata, ut Zeuxis alitum iudicio tumens flagitaret tandem remoto linteo ostendi picturam atque intellecto errore concederet palmam ingenio pudore, quoniam ipse volucres fefellisset, Parrhasius autem se artificem.“

⁹ Foucault 34.

trachter lockt und die diesen trotz seines freundlichen Bemühens nicht wieder frei lässt. Da das Kalligramm Teil des Bildes ist, entzieht es sich den Wahrheitskriterien eines sprachlich verfassten Diskurses, verweist jedoch permanent auf ihn.

Ich habe so ausführlich über Magrittes *La trahison des images* gehandelt, um das Bild stellvertretend für ein anderes Bild zu verwenden, das irgendein „typisch mittelalterliches“ Motiv zeigt: Ritter, Burgen, Turniere, Minnesänger oder vielleicht auch Gewalt, Krankheiten, religiöser Fanatismus. Die Kalligramme „Dies ist nicht das Mittelalter“ oder auch „Dies ist das Mittelalter“ mag man sich dazu denken.

Es ist zweifellos konsensfähig, dass wir es in dem, was unsere Profession ist, nicht mit dem Mittelalter zu tun haben, sondern mit Bildern davon; mit differenten Entwürfen dessen, was wir unter ‚Mittelalter‘ und ‚mittelalterlich‘ verstehen. Dies betrifft die synchronen Unterschiede zwischen den einzelnen (mittlerweile ein wenig in Misskredit geratenen) Nationalhistoriographien und -philologien (das Mittelalter der Deutschen unterscheidet sich von dem der Italiener, das der Franzosen von dem der Engländer, das der Spanier ist nicht gleich dem der Skandinavier usw.) ebenso, wie die diachronen Betrachtungen der eigenen oder fremden Vergangenheiten. Das ja bereits vieles ausblendende Signum ‚Europäisches Mittelalter‘ versammelt höchst verschiedene Gebilde unter sich, die durch wenig mehr zusammengehalten werden als die in dieser Bezeichnung kombinierten Raum- und Zeitbegriffe. Demzufolge kann es auch die Mediävistik nicht geben, die notwendigerweise ebenfalls nichts anderes ist als ein Konglomerat verschiedener Wissenschaften, deren höchst differente Gegenstände lediglich durch den ‚Mittelalter‘ genannten, in seinem Anfang und Ende keineswegs klar definierten Zeitraum ihrer Entstehung miteinander verbunden sind. Wie Geschichte in den Blick kommt, was als zugehörig und ausschließbar erscheint, ist abhängig von „Standortbindung und Zeitlichkeit“.¹⁰ Wie man sich zu einer Historie verhält, ist mithin wiederum historisch, das heißt, es ist weder zufällig noch invariabel.

Dies ist umso weniger verwerflich als es unvermeidbar ist. Bereits Johann Martin Chladenius hat in seiner 1752 erschienenen *Allgemeinen Geschichtswissenschaft* dem Problem der „Sehepunkte“ ein ganzes Kapitel gewidmet.¹¹ Die Geschichte, wie sich sich den jeweiligen Betrachtern darstellt, variiert nach Maßgabe der verschiedenen Perspektiven: Stets spielen mehr oder minder offengelegte Interessen und / oder Präjudizien eine Rolle, je nachdem, ob die Betrachter die „Sehepunkte“ von „Interessenten und Fremden“, „Freunden und Feinden“, „Gelehrten und Ungelehrten“, von „Barbaren“, selbst „Traurigen und

¹⁰ Ich entlehne die Formel dem Titel eines Aufsatzes von Reinhart Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit, in: Koselleck 176-207.

¹¹ Chladenius 1752, 91-115, ‚Fünftes Capitel vom Zuschauer und vom Sehepunkte‘; ders. 1742, 185 ff. Vgl. dazu Koselleck, 183-188.

Frölichen“ einnehmen.¹² Man mag darüber nachdenken, welche „Sehepunkte“ über so simple Unterscheidungen bestimmen wie die, ob das Mittelalter als eine finstere, gegenüber der lichtvollen Antike als Verfallsstufe zu wertende Epoche zu betrachten ist oder aber als eine Zeit, die Werte repräsentiert hat, die der schnelllebigen Moderne zu ihrem Schaden verlorengegangen sind.

Bereits der Epochenname ist Ausdruck von Ideologie. ‚Mittelalter‘ ist zunächst nichts anderes als die deutsche Lehnübersetzung der lateinischen Ausdrücke *medium aevum* oder auch *media aetas*. Soweit gibt es sicherlich keine Schwierigkeiten. Es drängt sich aber sogleich die unbezweifelbare Erkenntnis auf, dass ein Mittleres mindestens zwei Dinge braucht, die ihm seinen Rahmen geben. Es muss im Fall des Mittelalters also mindestens zwei weitere Epochen geben, von denen die eine ihm vorausgeht und die andere ihm folgt. Das ist trivial, und es bedarf zu dieser Erkenntnis keines allzu großen Scharfsinns. So produziert jedes der zahlreichen ternären Schemata, mit denen Geschichtsverläufe eingeteilt werden, notwendigerweise eine mittlere Epoche. Das gilt für die bereits in der Antike aufgekommene Einteilung in Goldenes, Silbernes und Eisernes Zeitalter – die meisten Geschichtsentwürfe gehen davon aus, dass die Welt zwar gut begonnen, sich aber im Lauf der Zeit immer weiter verschlechtert habe – ebenso wie für die von Paulus (Rom. 6, 14) abgeleitete, Steigerung suggestierende Dreiteilung von: *ante legem* (Adam bis Moses), *sub lege* (Moses bis Christus) und *sub gratia* (seit Christus). Dreierschemata liegen nahe und so entbehrt die Einteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit keineswegs der Plausibilität.

Ebenso einleuchtend ist aber auch, dass der Gedanke, ‚Mittelalter‘ zu sein, schwerlich dem Mittelalter selbst gekommen sein dürfte.¹³ Das Mittelalter hat sich nicht als *Mittelalter* gesehen, sondern eher als Endzeit, innerhalb derer die Welt untergehen und Christus als Richter zurückkehren würde.¹⁴ Dass der Zeitraum zwischen irgendwann um 500 und irgendwann um 1500 dann das mittlere Zeitalter werden sollte, ist (natürlich) spätere Zuschreibung. Es setzt voraus, dass die eine Epoche als beendet angesehen wird und dass eine neue Epoche

¹²Alle Beispiele finden sich im genannten Kapitel aus Chladenius' *Allgemeiner Geschichtswissenschaft*.

¹³Der Ausdruck findet sich allerdings doch in einem mittelalterlichen Text. Vgl. Schreiner 410: „Als „mittlere Zeit“ (medium tempus) hatte Bonaventura (um 1217-1274) die Zeit des Kommens Christi bestimmt, die sich als Zeit der Heilung zwischen die Zeit der Krankheit und die Zeit des Gerichts schob. Gott, der seine Pläne in einer zeitlich abgestuften Ordnung verwirklichte, habe auch die Geschichte der Kirche in drei Abschnitte gegliedert. In den Aposteln und ihren Schülern habe Gott der Urkirche wunder- und zeichenkräftige Männer als Lenker gegeben; in der „mittleren Zeit“ seien den wundertätigen Aposteln gelehrte Männer gefolgt, die in der Heiligen Schrift, in der Literatur und Philosophie bewandert waren. In der „letzten Zeit“ habe Gott Männer gesandt, die aus freiem Entschluss betteln und arm leben. Die Apostel und Jünger des Anfangs hätten mit Hilfe der ihnen eigenen Wunderkraft Götzen und Götzenbilder zerstört; die Gelehrten des „Mittelalters“ hätten die Häresien besiegt, die Armen der Endzeit die Habsucht überwunden.“ Aber auch dies Beispiel zeigt lediglich, dass ternäre Zeitschemata ‚Mittlere‘ hervorbringen.

¹⁴Vgl. Cohn.

begonnen hat. Damit war aber das Mittelalter eingezwängt zwischen Antike und der selbsternannten Moderne, der es als eine Zeit galt, in der die Errungenschaften der Antike vergessen worden waren, die aber nun wiedergeboren werden würden. Nichts anderes heißt ja Renaissance.

Die ersten, die so dachten, waren einige Autoren des 14. Jahrhunderts, die sich als Erben der Antike sahen und das Antreten dieser Erbschaft als radikalen Bruch mit der Vorgängerzeit und als ebenso radikalen, das heißt epochalen Neuanfang beschreiben wollten und die das so wirkungsmächtige Schlagwort vom ‚Finsteren Mittelalter‘ geprägt haben. Es ist ein Kampfbegriff, den die sogenannten Frühhumanisten erdachten, um die eigenen Leistungen, den vorgeblich neuen Rückgriff auf die in Vergessenheit und Missachtung geratene Antike als Neuanfang zu klassifizieren. Mehr als eine geschickte Diskreditierung der vergangenen Epoche ist das Schlagwort also zunächst nicht. Dennoch wurde dadurch das Mittelalter als Epoche, als historisch abgeschlossener Zeitraum, erst eigentlich konstituiert. Es war daher stets entscheidend, die Unterschiede gegenüber den Gemeinsamkeiten zu betonen.

Dass das ‚Mittelalter‘ einige Zeit, bevor der Ausdruck als Epochenbezeichnung aufkam, zur mittleren Zeit wurde, ist also wenig mehr als eine Erfindung der frühen Neuzeit, die sich bewusst als Wiedergeburt der Antike stilisiert und damit gegen das von nun als depravierte Zwischenstufe deklassierte ‚Mittelalter‘ positioniert hat, das, um diesen Gegensatz zu betonen, nicht anders als ‚finster‘ sein durfte.¹⁵ Mehr als tausend Jahre, schreibt Petrarca in einem Brief, in dem es um die Stilhöhen geht, habe ein plebejischer, bäurischer und sklavischer Stil geherrscht, der trotz dieser langen Zeit, doch nichts an Würde habe gewinnen können, da er sie von Natur aus nicht besäße.¹⁶ Erasmus von Rotterdam schreibt etwa 150 Jahre später an seinen Freund Bonifatius Amorbach in Basel, man müsse den Göttern danken, dass die Studien, die so lange begraben gelegen hätten, sich nun in der ganzen Welt zu neuer Blüte erheben.¹⁷ Stellen wie diese ließen sich in beinahe beliebiger Zahl vermehren.

¹⁵ Vgl. Varga; Mommsen; Curtius 30 ff.; Arnold; Brieskorn.

¹⁶ Petrarca 69: „Tres equidem stilos Tullio scimus, quos ipse figuras vocat: grande. quem gravem appellat; moderatum, quem mediocrem vocat; atque humilem, quem extenuatum dicit. Horum primus nostra etate pene nullorum est; proximus paucorum; ultimus multorum; quicquid infra est, iam profecto nullum orationis ingenue gradum tenet sed verborum potius plebeia quedam et agrestis et servilis effusio est, et quanquam mille annorum observatione continua inoleverit, dignitatem tamen, quam naturaliter non habet, ex tempore non habebit.“ Auf diese Stelle verweist mit falscher Stellenangabe [XVIII statt XIII] Varga 40. Wie wichtig der Stil Petrarca war, zeigt nicht zuletzt, dass er sich 1340/42 von Simone Martini ein Frontispiz zu seinem Vergil-Kodex hatte anfertigen lassen, auf welchem stellvertretend für die verschiedenen Stilhöhen die Werke Vergils *Bucolica*, *Eclogeae* und *Aeneis* als allegorische Figuren dargestellt werden, die den in der Mitte ruhenden Dichter umrahmen. Vgl. dazu: Löhr 2011.

¹⁷ Erasmus 384: „Magna felicitatis pars est, maxima gratitudinis, si quis agnoscat sua bona. Proinde etiam atque etiam gratulandum est nostro seculo, gratandum superis, quorum benignitate praeclara studia, tot iam seculis pene sepulta, toto terrarum orbe reforescunt ac felicissime

Einmal in der Welt erwies sich die so früh behauptete Dichotomie von Mittelalter und Neuzeit als überaus virulent und wurde auf höchst unterschiedlichen Niveaus weitergetragen. Im deutschen Sprachraum erreicht die Renaissancebegeisterung sicher im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt. 1859 erscheint Georg Voigts *Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus*; 1860 Jacob Burckhardts so ungemein folgenreiches Buch *Die Kultur der Renaissance in Italien*, 1882 Ludwigs Geigers *Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland*. (Geiger bearbeitete ab 1875 bis zu seinem Tod 1919 Burckhardts Renaissancebuch.) Flankiert wurden die historischen Bemühungen von einer Reihe zumeist schlechter Renaissance-Dramen und Novellen¹⁸, die in der Nachfolge Nietzsches die vorgeblich „moralinfreie Tugend“¹⁹ der Renaissance propagierten. Stets aber blieb das Mittelalter der Abstoßungspunkt, von dem aus sich die Moderne zu ihren Höhenflügen erhob. Mittelalter und Neuzeit fungieren in diesen Zusammenhängen als „asymmetrische Gegenbegriffe“. Solche, wie Reinhart Koselleck, der den Ausdruck geprägt hat, schreibt, „auf ungleiche Weise konträren Gegenbegriffe“ sind dadurch bestimmt, „dass die daraus sich ergebende Gegenposition nur negiert werden kann. Darin liegt ihre politische Effektivität, aber zugleich ihre mangelhafte Verwendbarkeit im wissenschaftlichen Erkenntnisgang.“²⁰ Asymmetrische Gegenbegriffe, die Beispiele Kosellecks sind: Hellenen und Barbaren; Christen und Heiden; Mensch und Übermensch, Übermensch und Untermensch, verleiten den, der sie gebraucht, zwangsläufig zur eigenen Positionierung auf die „bessere Seite“, die stets von der anderen, schlechteren abgegrenzt werden muss. Barbar, Heide, Untermensch dürften schwerlich als Selbstbezeichnung aufgetaucht sein und wer hätte sich wohl jemals dem ‚finsternen Mittelalters‘ zugeordnet, wer hätte diesem auch nur Sympathie zollen können, der von dessen Finsternis so überzeugt war, wie es die humanistischen Kreise zu den verschiedenen Zeiten stets waren?

Dort hat man gegenüber Petrarca und seinen Zeitgenossen eine starke Geistesverwandtschaft empfunden.²¹ Zwei Zitate mögen das illustrieren. Jacob Burckhardt schreibt in dem genannten Buch: „Vollständig und mit größter Entschiedenheit bezeugt dann Petrarca, einer der frühesten völlig modernen Menschen, die Bedeutung der Landschaft für die erregbare Seele.“²² und das zweite, etwa 100 Jahre später zu Papier gebrachte Zitat gleich hinterher: „Petrar-

propagatur.“ Es folgt eine Aufzählung der Länder und der dort in den Wissenschaften herausragenden Gelehrten.

¹⁸ Vgl. Ritter-Santini.

¹⁹ Der Ausdruck stammt aus Nietzsches 1888 geschriebener, zuerst 1894 erschienener Schrift ‚Der Antichrist‘, 1165 f.: „Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; nicht Friede überhaupt, sondern Krieg; nicht Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, *virtù*, moralinfreie Tugend).“

²⁰ Koselleck 211-259, hier: 215.

²¹ Vgl. dazu Pfeiffer 1997 und Pfeiffer 2011.

²² Burckhardt 276 f.

ca wird in allen Geschichtswerken als der erste moderne Mensch hingestellt und das mit Recht, denn er gehört mit seinem Wissensdrang und seinem Skeptizismus, mit seiner Rastlosigkeit und seiner Selbstbewußtheit eindeutig zu uns.“ So der Kunsthistoriker Kenneth Clark in seinem Buch: *Landschaft wird Kunst*.²³ Sehen wir uns diese beiden Zitate, die ihre Virulenz ja gerade aus der Betonung von Petrarcas ‚Modernität‘ gegenüber der mittelalterlichen Antiquiertheit gewinnen, einmal genauer daraufhin an, unter welchen Bedingungen sie sinnvoll sein könnten.

Beginnen wir, schon weil er der Ältere ist, mit Jacob Burckhardt. Welches Bild von Modernität hat Burckhardt? Die Informationen, die sich aus diesem kurzen Satz gewinnen lassen, sind sicherlich nur sehr spärlich, aber ein paar Dinge lassen sich doch sagen. Die Moderne, die ihren Namen im übrigen aus der spätantiken, im Mittelalter virulent werdenden Unterscheidung von *antiqui* und *moderni* ableitet, etabliert sich von Anfang an als eine Epoche, die sich, nachdem sie einmal da ist, prinzipiell nicht mehr verändert, sondern das einmal Erreichte nur noch verfeinert. Sie wird repräsentiert und zwar „vollständig“ von dem „völlig modernen“ Menschen Petrarca. Was soll „völlig modern“ heißen? Eigentlich kann es nichts anderes bedeuten, als dass es zwischen Petrarca, der von 1304 bis 1374 lebte und seinem späteren Leser Jacob Burckhardt (1818–1897) nur quantitative, aber keine qualitativen Unterschiede gibt. Petrarca, so der Tenor, ist der erste, der die Schönheit einer Landschaft entdeckt und auch wir lieben Landschaften. Bei Petrarca ist diese Liebe zur ästhetischen Betrachtung der Natur Ausdruck einer erregbaren Seele, und diese Erregbarkeit ist ebenfalls ein Kennzeichen unserer Moderne. So werden auch wir von landschaftlicher Schönheit ergriffen, die wir um ihrer selbst wahrnehmen und nicht wegen ihres etwaigen wirtschaftlichen Nutzens.

Damit das geht, müssen den Epochen, gleichgültig, ob man sich von ihnen abstößt oder sich zu ihnen affirmativ verhält, Signaturen zugesprochen werden; Charakteristika, die sich in den Lebensäußerungen einer Zeit möglichst durchgehend und ohne allzu große Variabilität erweisen lassen. Das verbirgt sich hinter dem „völlig modern“ als Attribut Petrarcas bei Jacob Burckhardt, das verbirgt sich – oder verbirgt sich eben nicht – hinter dem nach Burckhardt an zweiter Stelle zitierten Satz des Kunsthistorikers Kenneth Clark: „Petrarca wird in allen Geschichtswerken als der erste moderne Mensch hingestellt und das mit Recht, denn er gehört mit seinem Wissensdrang und seinem Skeptizismus, mit seiner Rastlosigkeit und seiner Selbstbewußtheit eindeutig zu uns.“ Zu uns! Wer sind wir? Und beinahe noch interessanter: wer sind die Anderen, denn die muss es doch wohl geben?

Man sieht, dass hier Klischee auf Klischee antwortet. Ein allumfassendes Bild unserer selbst, das alle „unsere“ Charakteristika zu erfassen vorgibt (Wissensdrang, Skeptizismus, Selbstbewusstsein), korrespondiert mit dem, was ein vor etwa 700 Jahren geborener Mann an Eigenschaften erstmalig besessen hat

²³ Clark 8.

oder vielmehr besessen haben soll. Es ist ein usurpierender, anverwandelter Blick, den Burckhardt und Clark auf Petrarca und die Renaissance richten, und sie sind damit selbstverständlich nicht allein.

Etwa ein Jahrzehnt nach Burckhardts *Kultur der Renaissance in Italien* publiziert Walter Pater sein Buch *The Renaissance*, das so etwas wie die Bibel des Ästhetizismus kurz vor 1900 werden sollte und dementsprechend zwischen dem ersten Erscheinungsjahr 1873 und der letzten zu Paters Lebzeiten erschienenen Ausgabe (1893; Pater lebte von 1839–1894) immerhin vier Auflagen erlebte. Der Untertitel: *Studies in Art and Poetry* verrät bereits, worum es geht: um die Malerei und die Dichtung; ein wenig auch, aber das verschweigen Titel und Untertitel, um die Philosophie. Im Mittelpunkt des Buches stehen die, von denen man erwarten würde, dass sie im Mittelpunkt stehen: Michelangelo, Leonardo, Botticelli, Giorgione, ein wenig überraschend Luca della Robbia, aber das soll hier nicht weiter interessieren. Die Passage, die ich vorstellen möchte, handelt von den Frauenbildern Leonardos, wir bewegen uns also im letzten Viertel des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhundert. (Leonardo lebt vom 15. April 1452 bis zum 2. Mai 1519.) Pater spricht, wenn ich richtig sehe, von einer Zeichnung Leonardos, „La Scapigliata“, die Zerzauste, die das Vorbild einer Herodias-Darstellung seines Schülers Bernardino Luinis gewesen ist.

Pater schreibt: „Die Töchter der Herodias mit ihren phantastischen Frisuren, verknotet und verschlungen auf so fremdartige Weise, daß sie mit dem elektrisierend zarten Oval des Gesichts nichts zu tun zu haben scheinen, sie gehören nicht zur christlichen Familie oder zu der Raphaels. Sie sind die Hellscherinnen, durch die man, wie durch empfindliche Instrumente (*delicate instruments*), sich der feineren Kräfte der Natur bewußt wird und der Arten ihres Handelns, alles was darin anziehend (*magnetic*) ist, all die feinen Umstände, durch die sich materielle Dinge zu einer Subtilität des Wirkens erheben, die sie spirituell werden lassen und wohin ihnen nur noch die feineren Nerven und die zartere Berührung folgen kann. Es ist, als sähen wir solche Kräfte an menschlichem Fleisch am Werk. Nervös, elektrisierend, stets zart in einer unerklärlichen Zartheit scheinen diese Menschen unter exzeptionellen Bedingungen zu stehen; in der Lage Kräfte in der gewöhnlichen Umgebung zu spüren, die andere nicht wahrnehmen können und sozusagen ein Gefäß von ihnen zu werden, um sie an uns in einer Kette geheimer Einflüsse (*chain of secret influences*) weiterzugeben.“²⁴

²⁴ Pater 91: „Daughters of Herodias, with their fantastic head-dresses knotted and folded so strangely to leave the electric dainty oval of the face disengaged, they are not of the Christian family, or of Raphael's. They are clairvoyants, through whom, as through delicate instruments, one becomes aware of the subtler forces of nature, and the modes of their action, all that is magnetic in it, all those finer conditions wherein material things rise to that subtlety of operation which constitutes them spiritual, where only the finer nerve and the keener touch can follow. It is as if in certain significant examples we actually saw those forces at work on human flesh. Nervous, electric, faint always with some inexplicable faintness, these people seem to be subject to exceptional conditions, to feel power at work in the common air unfelt by others, to become, as it were, the receptacle of them, and pass them on to us in a chain of secret influences.“

„Nervous, faint, electric, magnetic, exceptional, delicate instruments, subtler forces of nature, chain of secret influences.“ Für was würde man das halten, wenn man nichts über den Gegenstand wüsste, von dem die Rede ist? Würde man denken, dass es um Frauenporträts geht, die beinahe 400 Jahre vor Pater's Ausführungen gemalt worden sind? Ich vermute, nein. Was Pater in Leonardos Frauen hineinsieht, ist das ästhetizistische Menschenideal, mit seinen nervösen, die eigene Exzentrik und Exzeptionalität stets durch überfeinerten Geschmack und Schönheitskult zur Schau stellenden Figuren. Wilde hat sie dargestellt, aber auch Huysman und zahllose andere, die in den Jahrzehnten unmittelbar vor und nach der Wende zum 20 Jahrhundert schrieben. In Deutschland müsste man Stefan George dazurechnen, in Italien Gabriele D'Annunzio. Aus der bildenden Kunst kann man an die Illustrationen Aubrey Beardleys denken und auch Marcus Behmers Zeichnungen zu Oscar Wildes *Salome*, die ein ähnliches Frauenbild darstellen wie die von Pater in den Blick genommenen Bilder Leonardos. Es scheint also, als würden die gleichen sylphenhaften und nervösen Damen (wir befinden uns in den Jahren, in denen auch die Psychoanalyse sich zu etablieren beginnt) sowohl das Fin de siècle bevölkern, wie die römischen oder florentinischen Adelspaläste der Renaissance, deren Besitzer die Auftraggeber Leonardos waren. Man betrachtet diese Bilder, liest von den Erlebnissen der humanistisch gebildeten Frauen und Männer und sieht: sich selbst.

Sicher würde in Fachkreisen heutzutage kaum noch jemand die Ansicht vertreten, die Dichotomie von finsterem Mittelalter und lichter Renaissance entspreche der Realität. Gleichwohl merkt man selbst bei hochgelehrten Humanismusforschern die unhinterfragte Sympathie für ihre Gegenstände. Eckhard Kessler etwa schreibt in seinem Buch *Petrarca und die Geschichte*: „Mag auch die Mediävistik in den letzten fünfzig Jahren mit unwiderlegbarem Erfolg nachgewiesen haben, daß die Rezeption der heidnischen Antike in den Ordo der christlichen Weltinterpretation während des Mittelalters im Rhythmus seiner Renaissancen durchgängig zu beobachten und daher der Rede von der Wiederbelebung des klassischen Altertums im Humanismus letztlich der faktische Boden entzogen ist, so ist doch das Selbstverständnis der Humanisten, am Beginn einer neuen Zeit durch Rückgriff auf ältere, in Vergessenheit geratene Traditionen zu stehen, nicht zu leugnen. Im Gegenteil, der Begriff der Wiederbelebung erhält durch die Ergebnisse der mediävistischen Forschung erst seine präzise Bedeutung, insofern er abgezogen wird von den in der Tat während des Mittelalters immer wieder zu beobachtenden Wiederentdeckungen antiker Texte und in den Bibliotheken der Klöster und Kathedralen verstaubender Codices und den Blick frei gibt für das von den mittelalterlichen Renaissancen verschiedene Verständnis dieser Texte, für die neue Funktion von Tradition überhaupt, die sich im historischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein der Humanisten andeutet. [...] Dieser Geist [sc. der neue Geist der Humanisten] ist ein neues Selbstverständnis von der Stellung des Menschen im Gesamten der Geschichte. Und wenn diese Autoren und Texte nicht wieder verloren gingen, sondern dem Denken der Jahrhunderte seit den Humanisten gegenwärtig blieben, so ist dies

nicht nur der Erfindung der Buchdruckerkunst zu verdanken, sondern auch und vor allem der Konstanz eines historischen Bewußtseins, das die Zeugnisse der Vergangenheit, unabhängig von ihrem je aktuellen Marktwert, für erinnerungs- und bewahrenswert hielt.“²⁵

Was für ein Bild von Mittelalter und früher Neuzeit wird hier entworfen? Zum einen wird dankenswerterweise klargestellt, dass das lange Zeit als vorrangig angesehene Differenzkriterium einer Wiederbelebung der Antike ein Phantasma ist, das der historischen Überprüfung nicht standhält; zum anderen aber wird mit der recht wolkigen Begrifflichkeit von ‚neuem Selbst- und Geschichtsbewusstsein‘ und ‚neuem Geist‘ eine sekundäre Differenz aufgemacht. Nicht das unterschiedliche Tun ist das Entscheidende, sondern dass dasselbe mit neuem Impetus vollführt wird. Während also das Mittelalter die Codices mit den wertvollen Texten antiker Autoren in Kloster- und Kathedralbibliotheken verstauen lässt, um sie dort bei Gelegenheit eher zufällig und ohne rechte Wertschätzung hervorzuziehen, nehmen die Humanisten dieselben Texte als kostbares Erbe an, um sich an diesen nicht nur stilistisch zu schulen, sondern auch die dort vertretenen moralischen Ideale nachzuahmen und mehr noch: dieses Erbe an uns als die ihnen verwandte Nachwelt weiterzugeben.

Das selbst hier noch vorausgesetzte Bild vom Mittelalter ist nicht sonderlich positiv, wenngleich nicht völlig trostlos. Das wird es allerdings umso stärker, je weiter man sich von den engeren ‚Fachkreisen‘ entfernt. Hier bei den *Wanderburen*, *Päpstin*en und wie die Romane mit mittelalterlichen und pseudo-mittelalterlichen Sujets noch heißen mögen, ist das ‚finstere Mittelalter‘ von geradezu überbordender Präsenz. Das Mittelalter erscheint hier ungebrochen als eine Art Aussetzer, als eine barbarische, kultur- und bildungsferne Zeit, deren Bewohner im Dreck gelebt haben und zu jeder Grausamkeit bereit waren. Dieses Bild besteht aus einem Sammelsurium von Irrtümern und Halbwahrheiten und ist um historisch korrekte Einordnung unbekümmert, was aber weder seine Beliebtheit schmälert noch seine Wirkungsmächtigkeit herabsetzt. Als Beispiel führe ich eine kurze Passage aus dem Spiegel-Kommentar zur TV-Verfilmung des Mittelalter-Schinkens *Die Wanderbure* an, der im Konstanz des frühen 15. Jahrhunderts spielt:

„Das Autorenpaar, das die Bücher unter dem Pseudonym Iny Lorentz schreibt, hat es in seinen historischen Überlegungen zum Thema offenbar bei dem Konsenswissen über das Mittelalter belassen: dass es auf jeden Fall irgendwie düster war und es den Frauen wesentlich schlechter ging als heute. Man weiß ja auch, dass viel gemordet wurde und die Menschen im Gegensatz zu heute eher verdreckt waren. Auch die Sexualität des Mittelalters darf man sich extrem und ungezügelt vorstellen: Der König vögelt sie alle, das Volk gibt sich

²⁵ Kessler 13 f.

seinen Bedürfnissen schamlos und überall hin, und irgendwo drückt sich immer ein lüsterner Mönch herum. Mittelalterlich eben.“²⁶

Das ist zwar ein erfreulich ironischer Blick auf Buch und Film, dürfte aber weder den Erfolg des einen wie des anderen mindern. Wie das bei Trivialliteratur üblich ist, werden die Klischees bedient, in denen sich die Leser wiederfinden.

Ärgerlicher sind allerdings Auslassungen wie die der Partei ‚Die Linke‘ zum Bundestagbesuch des damaligen Papstes Benedikt im September 2011. Unter anderem wollte man den Auftritt Benedikts im Bundestag deshalb boykottieren, weil dieser zu seinen Zeiten als Kardinal Ratzinger der Glaubenskongregation im Vatikan vorgestanden habe, der „Nachfolgerin der Inquisition, die im Mittelalter für die Hexenverfolgung verantwortlich war.“²⁷ Das klingt modern und kritisch und soll wohl von historischem Bewusstsein zeugen, ist aber weitestgehend unhaltbar. Zwar ist die Glaubenskongregation tatsächlich Nachfolgerin der Inquisition, zumindest nimmt sie in der Kirchenorganisation deren Platz ein. Allerdings tut sie das in dem Sinne, in dem die Bundesrepublik die Nachfolge des Dritten Reiches angetreten hat. Zudem hält das, was ‚Die Linke‘ ihr und damit indirekt Benedikt vorwirft, den historischen Fakten nicht stand. Ein paar (übrigens auch im Internet leicht zu findende) Zahlen und Informationen: Es gab Wellen von Hexenhysterie zwischen 1430 und 1780, der insgesamt etwa 50.000 Menschen, darunter ein Viertel Männer zum Opfer fielen. Der Höhepunkt lag jedoch in den Jahrzehnten zwischen 1580 und 1620, einer Zeit also, die man beim schlechtesten Willen nicht mehr als Mittelalter bezeichnen würde. Die Hälfte der Opfer gab es im politisch und konfessionell zersplitterten Deutschland, wobei protestantische Gegenden den katholischen in nichts nachstanden. Dagegen gab es im erzkatholischen Spanien nur insgesamt 300 nachgewiesene Fälle von Hexenverfolgungen. Bisweilen verhinderte die Inquisition sogar Verfolgungen. Ein 1608 ins Baskenland geschickter Inquisitor stellte, nachdem er 2000 Verhöre durchgeführt hatte, fest, er habe weder Hexer noch Verhexte gefunden.

Die Frage, die uns beschäftigen muss, ist aber nicht einmal so sehr, ob irgendeine Behauptung über das Mittelalter unsinnig ist. Das lässt sich zur Not rasch zeigen. Viel interessanter ist hier, warum offenkundig falsche und wenn man denn wollte, leicht zu korrigierende Bilder als akzeptiertes Wissen über einen – gleichgültig ob und wo man genaue Grenzen setzen will – doch immerhin 1000 Jahre währenden Zeitraum eine solche Verbreitung gefunden haben und finden. Die wohl häufigste Verwendung des Wortes „mittelalterlich“ begegnet uns in pejorativer, abwertender Bedeutung. In solcher Verwendung steht ‚mittelalterlich‘ für alles, was die Errungenschaften der Moderne nicht erlangt

²⁶Online-Spiegel 4.10.2010; abrufbar unter der URL:

<http://www.spiegel.de/kultur/tv/historiendrama-die-wanderhure-zuckerschnute-in-finsterer-zeit-a-721073.html>

²⁷ Zitiert nach: Der Tagesspiegel, 8.9.2011.

hat: die katholische Kirche, der fundamentalistische Islam, Frauenfeindlichkeit und religiöse Intoleranz.

Unter dem Stichwort ‚Mittelalter‘ lässt sich leicht und unter Absehung etwaiger Unterschiede subsumieren, was als scheinbarer Widerpart der Moderne auftritt, gleichsam als der Schatten, den das neue Licht vertrieben hat oder besser: hätte vertreiben sollen. „Das Mittelalter“, schreibt der Schweizer Historiker Valentin Groebner in seinem Buch *Das Mittelalter hört nicht auf*, „das sind die anderen. Deswegen feiert die grobgezimmerte Metapher von religiöser Gewalt als Rückkehr ‚mittelalterlicher‘ Phänomene in die Moderne am Beginn des 21. Jahrhunderts fröhliche Urständ. Die immer in großzügigen Umrissen formulierte, aber umso zählebigere Vorstellung, nicht genauer beschriebene ‚fanatisierte Massen‘ in der arabischen Welt und im Mittleren Osten befänden sich immer noch in einer vormodernen Welt religiöser Gewaltbereitschaft, die der Westen dank Aufklärung und Industrialisierung erfolgreich hinter sich gelassen habe, ist heute weit verbreitet. Dabei ist sie nicht nur sachlich falsch, weil er die Konfrontationen mit dem expandierenden Westen verschwinden lässt, die den politischen Islam im 19. und frühen 20. Jahrhundert erzeugt und ihn tief geprägt haben. Mit ihren schiefen Vergleichsmaßstäben sind sie obendrein absurd. Nichtsdestotrotz werden so unterschiedlichen Ländern wie Somalia und Indien unterschiedslos ‚mittelalterliche‘ Zustände zugeschrieben. Dem Islam als Ganzen (immerhin zwischen Sarajewo, Dubai und Djakarta viele Hunderte Millionen Menschen) wird ebenso pauschal bescheinigt, er habe noch keine Aufklärung hervorgebracht und befinde sich in einer ‚sakral versiegelten‘ Epoche, wie der Historiker Dan Diner das zuletzt formuliert hat; deswegen falle ihm der politische Dialog mit dem Westen und politische und ökonomische Liberalisierung so schwer.“²⁸

Man könnte über jeden einzelnen dieser Punkte streiten, aber was ist daran mittelalterlich? Sind die Geißelungen islamischer Dschihadisten tatsächlich das gleiche wie die Geißelzüge der Pestzeit; hat der Heilige Krieg des Islam wirklich viel gemein mit den Kreuzzügen, und auch: was könnte an Indien mittelalterlich sein, wenn man das europäische Mittelalter meint – und was sollte man sonst meinen? Haben die selbstverständlich barbarischen und verdammenswerten Steinigungen von Ehebrecherinnen im Rahmen der Scharia das Geringste zu tun mit den sicherlich ebenso barbarischen und verdammenswerten Verbrennungen von Frauen, die als Hexen denunziert worden waren? Sicher nicht. Das „tertium comparationis“ ist: barbarisch und verdammenswert, aber das ist weder zeit- noch kulturspezifisch.²⁹

Obwohl das Epitheton ‚mittelalterlich‘ wie gesehen immer dann rasch bei der Hand ist, wenn es darum geht, etwas als übel zu brandmarken, gibt es doch

²⁸ Groebner 150.

²⁹ Als jüngstes, kurioses Beispiel sei vermerkt, dass Manfred Piana, der Geschäftsführer des Einzelhandelsverbandes in Aachen Verkehrsminister Dobrindts Pläne für eine Ausländermaut als „Rückfall ins Mittelalter“ bezeichnet hat. Der SPIEGEL hat diesen Ausspruch in seiner Ausgabe vom 21.7.2014 zu einer Artikelüberschrift: „Zurück ins Mittelalter“ umformuliert.

eine andere Sichtweise, die mit dem Mittelalter, wie es vielleicht war und dem, was wir darüber wissen, ebenso wenig zu tun hat: es ist das Mittelalter großer Tugenden und heutigentags vergessenen Wissens; das Mittelalter einer verlorenen Ursprünglichkeit, wie sie ebenfalls in Filmen und Büchern zelebriert wird. Selbst eine flüchtige Suche fördert eine Fülle obskurer, die Wiederentdeckung vergangener Weisheiten suggerierender Buchtitel zutage: *Die Ernährungstherapie der Hildegard von Bingen: Rezepte, Kuren und Diäten; Das große Hildegard von Bingen Buch: Ihre wichtigsten Lehren zu Ernährung, Gesundheit und Schönheit; Das große Buch der Hildegard von Bingen: Bewährtes Heilwissen für Gesundheit und Wohlbefinden; Hildegard von Bingen - Das Gartenbuch: Gesundheit und Heilkraft aus eigenem Anbau; Gesund durch die Kraft der Edelsteine; Universelle Kräfte von Edelsteinen und Kristallen; Verborgene Kräfte der Edelsteine; Heilerinnen im Mittelalter: Das verlorene Wissen der Frauen.*³⁰

Dass es sich bei den von mir vorgestellten Beispielen um relativ trübe Erzeugnisse handelt, muss hier nicht stören. Wichtig ist lediglich der Wunsch solcher Werke, das Mittelalter diesmal im Überspringen der Moderne als Zeit zu sehen, die in größerem Einklang mit der Natur, gerne sogar mit den geheimen Kräften der Natur stand als die durch Wissenschaftsgläubigkeit und Apparatemedizin um Wesentliches gebrachte Moderne.

Natürlich ist es unsinnig, hier beckmesserisch zu sein. Um ein authentisches Mittelalter geht es weder den Landshutern mit der seit 1903 alle vier Jahre nachgespielten Hochzeit zwischen dem Landshuter Prinzen Georg (Sohn Ludwig des Reichen) und der polnischen Prinzessin Hedwig (1475), noch den vielen Mittelalterrestaurants und selbstverständlich auch denen nicht, die mit einem der mittlerweile hochprofessionell agierenden Mittelalter-Feste und -Märkte durch die Lande ziehen. Es geht ausschließlich um die Erweckung eines Lebensgefühls, das ganz ähnlich auch von Disneyland hervorgerufen werden könnte: auf angenehme Weise fremd und vertraut zugleich.

In der Tat ist uns vieles faktisch ‚Mittelalterliche‘ vertraut. „Das Mittelalter“, schreibt Umberto Eco, „hat alles erfunden, was uns noch heute zu schaffen macht: die Banken und den Wechselbrief, die Organisation der Latifundien, die Struktur der Verwaltung und der kommunalen Politik; die Klassenkämpfe und den Pauperismus, den Streit zwischen Staat und Kirche, die Universität, den mystischen Terrorismus, den Indizienprozeß, das Krankenhaus und das Bistum, ja sogar den organisierten Tourismus, man braucht nur Jerusalem oder Santiago de Compostela durch die Falklandinseln zu ersetzen, und man hat alles, einschließlich des Guide Michelin.“³¹ Es scheint allerdings bisweilen, dass uns das zu nah ist, um noch das Mittelalterliche darin zu erkennen.

³⁰ Ich versichere, dass es alle diese Bücher wirklich gibt und dass man sie, wenn man denn wollte, kaufen könnte.

³¹ Eco 116 f. Treffend beschrieben auch der Unterschied zur musealen Antike, ebd. 117: „Wie unterscheidet sich unsere freie Hinwendung zum klassischen Erbe von unserer notwendigen Aufmerksamkeit für das Erbe des Mittelalters? Ich glaube, wir können hier ein Modell der *philologischen Rekonstruktion* dem der *gebrauchsorientierten Reparatur* gegenüberstellen. Die klassische Antike wird rekonstruiert, man gräbt die Römischen Foren aus, man stützt das bröckelnde

In den meisten Fällen lohnt es allerdings, sich bewusst zu halten, dass die Apostrophierung von Ereignissen oder gesellschaftlichen Zuständen als ‚mittelalterlich‘ nichts oder beinahe nichts mit dem Mittelalter, mit dem sich die Mediävisten beschäftigen, zu tun hat; dass aber die Gefahr groß ist, dass die modernen Projektionen dessen, was für mittelalterlich gehalten wird, mit dem verwechselt werden, was trotz all der möglichen „Sehepunkte“ und perspektivischen Verzerrung als belegbares Wissen über „das Mittelalter“ und seine einzelnen Aspekte zu gelten hat. Der Historiker Horst Fuhrmann hat das so beschrieben: „Sie [sc. die nicht einschlägig Vorgebildeten] leben eher vom Zufall eines Informationsangebots, kaum geleitet von einem Bildungsstreben. In ihren Köpfen dürfte das Mittelalter aus stereotypen Bildern bestehen: das finstere Zeitalter mit Inquisition und Hexenverbrennungen, mit Rittern und geschundenen Bauern, mit Königen, Bischöfen und Päpsten, die untereinander offenbar ständig im Streit lagen, mit unverständlich großen und kunstvollen Kathedralen, engen Städten und zahlreichen Klöstern. Es sind hauptsächlich Ausschnitte aus der spätmittelalterlichen Welt, die in verschiedenartiger Brechung Bild und Schlagwort abgeben, manchmal horrorartig, manchmal aber auch mit einem Schuß Sehnsucht nach der noch nicht vergewaltigten Natur, ohne Kernkraftwerke und Kunstdünger. Mittelalter – das ist die Nichtmoderne: keine Elektrizität, kein Auto, keine Eisenbahn, keine Zentralheizung. Die Welt der Nibelungen, des Robin Hood, mit dichten Wäldern und Pfeil und Bogen, geschaut im Fernsehen oder im Kino. Themen aus dem Robin-Hood-Stoff zum Beispiel sind weit über 20mal verfilmt worden. Wann diese Zeit war, bleibt recht vage. Das Mittelalter ist eben kein Zeitalter sondern eine Lebensform. Wem ‚Rückfall ins Mittelalter‘ vorgeworfen wird, dem unterstellt man Primitivität, chaotische Rechtsvorstellungen, handfesten Aberglauben oder ähnliches.“³²

Das scheint mir eine korrekte Beschreibung zu sein, die mit den wenigen Beispielen, die ich hier geben konnte, gut übereinstimmt. Wie recht Fuhrmann mit seiner Behauptung hat, das Mittelalter sei kein Zeitalter, sondern eine Lebensform, kann nicht zuletzt durch die vielen Fälle von Pseudo-Mittelalter belegt werden, die die Fantasy- und Science-Fiction-Literatur und -Cinematographie hervorgebracht hat und unverdrossen weiter hervorbringt. ‚Rittertugen-

de Kolosseum ab, man reinigt die Akropolis. Aber man füllt sie nicht wieder mit Leben, man begnügt sich damit, hat man sie einmal wiederentdeckt, sie andächtig zu betrachten. Die Überbleibsel des Mittelalters dagegen repariert man so gut es geht und benutzt sie dann weiter als Räume, als Gefäße, in die man etwas hineinfüllt, das nie grundverschieden von dem sein kann, was sie einst enthielten. Man repariert die Banken, man repariert die Kommune, man repariert Chartres und San Gimignano, aber nicht, um sie andächtig zu betrachten, sondern um sie weiterhin zu benutzen und zu bewohnen. Um den griechischen Tempel zu besichtigen und die Gallerie der Philosophenbüsten, bezahlt man allenfalls die Eintrittsgebühr, aber in den Mailänder Dom oder die kleine romanische Dorfkirche geht man noch, um die Messe zu hören, und man wählt den neuen Bürgermeister im Palazzo Comunale aus dem zwölften Jahrhundert.“ [Hervorhebungen U. E.]

³² Fuhrmann 263.

den‘ finden sich im *Herrn der Ringe* oder in vergleichsweise absurder, aber auch besonders signifikanter Weise in den *Star Wars*-Filmen.

Es sind Projektionen, aber es sind Projektionen, die mit althergebrachten Mittelalter-Klischees operieren. Wer, um noch einmal das Anfangsbild aufzugreifen, eine Pfeife sehen will, der wird eine Pfeife sehen und sich nicht leicht darin irre machen lassen, selbst wenn ein einfacher Reflexionsakt bewusst machen könnte, dass es tatsächlich nur ein Bild ist, das präsentiert wird, gleichgültig wie nah oder fern dieses Bild von der tatsächlichen oder nur vermeintlichen Realität entfernt ist. Sofern sich Mediävisten nicht nur mit ihresgleichen beschäftigen wollen, wäre es eine ihrer Aufgaben, das dazugehörige Kalligramm einzufügen und vor allem die nötigen Reflexionen in Gang zu setzen. Es schiene mir eine lohnende Aufgabe, gerade außerhalb der engeren Mediävistenkreise etwas Licht auf ein nur scheinbar finsternes Zeitalter zu werfen.

Bibliographie:

- Arnold, Klaus: Das „finstere“ Mittelalter. Zur Genese und Phänomenologie eines Fehlurteils. In: *Saeculum* 32 (1981), S. 287-300.
- Blumenberg Hans: Nachahmung der Natur. In: ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hg. von Anselm Haverkamp. Frankfurt / M. 2001, S. 9-47 [zuerst in *Studium Generale* 10 (1957), S. 266-283].
- Brieskorn, Norbert: *Finsternes Mittelalter? Über das Lebensgefühl einer Epoche*. Mainz 1997.
- Burckhardt, Jacob: *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Stuttgart ¹⁰1976.
- Chladenius, Johann Martin: *Einleitung zur Auslegung vernünftiger Reden und Schriften*, Leipzig 1742, Repr. mit einer Einleitung von Lutz Geldsetzer. Düsseldorf 1969.
- Ders.; *Allgemeine Geschichtswissenschaft*. Leipzig 1752 [Reprint Wien / Köln / Graz 1985].
- Clark, Kenneth: *Landschaft wird Kunst*. Köln 1962.
- Cohn, Norman: *The Pursuit of the Millennium: Revolutionary Millenarians and Mystical Anarchists of the Middle Ages*, revised and expanded Edition London 1970.
- Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Bern ⁹1978.
- Eco, Umberto: *Zehn Arten vom Mittelalter zu träumen*. In: ders.: *Über Spiegel und andere Phänomene*. München 1988, S.111-126.
- Encz, Judith: *Edward Ruscha. Bild und Text. Konzepte gemalter Schriftzeichen*. Diss. München 2010, S. 38. (Der Text ist abrufbar unter: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/12078/1/Encz_Judith.pdf)
- Erasmus, Desiderius: *Epistolae*. Hg. von P.S. Allen, Vol. III, 1517-1519. Oxford ²1992.
- Foucault, Michel: *Dies ist keine Pfeife. Mit zwei Briefen und vier Zeichnungen von René Magritte*. München ²1997.

Denkspiele

- Fuhrmann, Manfred: Einladung ins Mittelalter. München 1987.
- Geiger, Ludwig: Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1882.
- Groebner, Valentin: Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen. München 2008.
- Kessler, Eckhard: Petrarca und die Geschichte. München 1978.
- Koselleck, Reinhart: Standortbindung und Zeitlichkeit. In: ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt / M. ³1984, S. 176-207.
- Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe. In: ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt / M. ³1984, S. 211-259.
- Löhr, Wolf-Dietrich: Lesezeichen. Francesco Petrarca und das Bild des Dichters bis zum Beginn der frühen Neuzeit, Berlin 2011.
- Mommsen, Theodor Ernst: Petrarch's Conception of the „Dark Ages“. In: Speculum 17 (1942), S. 226-242, deutsch unter dem Titel: Der Begriff des „Finsteren Zeitalters“ bei Petrarca. In: August Buck (Hg.): Zu Begriff und Problem der Renaissance. Darmstadt 1969, S. 151-179.
- Nietzsche, Friedrich, Der Antichrist. In: ders.: Werke in drei Bänden. hg. von Karl Schlechta. München ⁵1966, S. 1161-1235.
- Pater, Walter: The Renaissance. Studies in Art and Poetry. The 1893 Text. Edited, with Textual and Explanatory Notes, by Donald L. Hill. Berkeley et al. 1980.
- Petrarca, Francesco: Epistola familiaris XIII, 5. In: Vittorio Rossi (Hg.): Le Familiari, Vol. III. Florenz ²2008, S. 66-71.
- Pfeiffer, Jens: Petrarca und der Mont Ventoux (zu Familiars IV, 1). In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, Neue Folge 47 (1997), S.1-24.
- Pfeiffer, Jens: ‚Landschaft‘ im Mittelalter? oder Warum die Landschaft angeblich der Moderne gehört, in: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Band 16 (Heft 1/2011): ‚Landschaft‘ im Mittelalter – Augenschein und Literatur, herausgegeben von Jens Pfeiffer, S. 11-30.
- Platon, Der Staat. Übers. von Otto Apelt. Hamburg 1988. [Platon, Sämtliche Dialoge Band V].
- Plinius, Naturalis historia, hg. von Karl Mayhoff, Bd. V. Stuttgart 1967.
- Ritter-Santini, Lea: Maniera Grande. Über italienische Renaissance und deutsche Jahrhundertwende. In: dies.: Lesebilder. Essays zur europäischen Literatur, Stuttgart 1978, S. 176-211.
- Schreiner, Klaus: Diversitas Temporum: Zeiterfahrung und Epochengliederung im späten Mittelalter, in: Epochenschwelle und Epochenbewusstsein. Hrsg. von Reinhart Herzog [u.a.]. München 1987, S. 381-428.
- Varga, Lucie: Das Schlagwort vom „finsteren Mittelalter“ (Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Wien, 8). Baden (bei Wien) 1932, ND Aalen 1978.
- Voigt, Georg: Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin 1859.

Hans Sauer

The Old English plant names from a morphological, etymological and semantic point of view

1 Introduction: size and scope of the Old English plant name vocabulary

Roughly a thousand Old English plant names have come down to us.¹ This is a large number, considering that the entire Old English vocabulary has been estimated at ca. 30 000 - 35 000 words; moreover, more plant names are attested in Old English than in other early Germanic languages.² The Old English plant names occur in a variety of sources and genres, e.g. the in medico-botanical texts, in glossaries and glosses, in charters and place-names, and in the Old English charms.³ For a number of reasons it is, however, impossible to give a precise number for the Old English plant names, for example:

(1) It is not always clear whether an Old English word actually is a plant name, e.g. *hyrwe*, *mare*, etc.

(2) It is not always certain whether a Latin plant name should be regarded simply as a Latin name or as a borrowing (loan-word) into Old English. While *celendre* (from L. *coliandrum*) shows i-mutation and thus clearly is a loan-word in Old English, *coliandre* is much closer to the original Latin form; but since its ending has been adapted, it should probably also be regarded as a loan-word into Old English. Similarly, *leabtric* (from L. *lactuca*) clearly is a borrowing from Latin into Old English; but whether the original Latin form *lactuca* should also be regarded as a loan-word in Old English is less clear.

(3) Old English did not have a fixed or standardized spelling. Therefore it is not always clear whether two more or less similar forms should be regarded as variants (spelling variants or morphological variants, i.e. allomorphs) of the same name or as different names. Thus *celendre* and *coliandre* (see above) could be regarded as variants of the same word (which we have done) or as different words. Both *craweleac* and *crawanleac* consist of the same elements (words), namely *crawe* 'crow' and *leac* 'leek' and apparently have the same meaning lit. 'crow(s) leek', i.e. 'crow garlic' or 'wild onion', but they have a different morphological shape: *craweleac* is a noun + noun compound, whereas *crawanleac* is a compound consisting of 'noun in the genitive plus

¹ This survey is based on previous publications of mine, on recent literature about Old English plant names, e.g. Krischke 2013, and on an inventory of OE plant names which I am preparing together with Elisabeth Kubaschewski. My thanks are due to Carole Biggam, Peter Bierbaumer, Helmut W. Klug and to Elisabeth Kubaschewski for a critical look at the present article and for many helpful suggestions.

² For Old Norse cf. Heizmann 1993.

³ For details see, e.g., Bierbaumer 1975-1979; A. Cameron 1973, 205-206; Krischke 2013, 71-88.

noun' (see 4.1.(1)-(2) below); nevertheless we regard them as variants of the same word. The attested form *ilugsecg* (with an otherwise unattested first element) has been interpreted as a variant of the noun + noun compound *eolb-secg* lit. 'water-sedge' (the first element is also a well-attested noun).

(4) Plant names can be regarded as a word-field, and like many word-fields the field of plant names has a centre and margins, and the borderlines are often difficult to draw. In the centre there are, of course, names for plants – but these can still be subdivided into general names, such as *treow* 'tree' and *nyrt* 'plant', and more specific names for plants, e.g. *ac-treow* 'oak-tree', *mede-nyrt* lit. 'meadow plant'.⁴ In the middle there are parts of plants and fruits of plants, e.g. *twig* 'TWIG', *hnutu* 'NUT'. At the margins there are, e.g., words for a collectivity of plants, e.g. *wudu* 'WOOD, forest', *maed* 'meadow'. Outside the field there are, e.g., word for colours - all plants have a colour (or several colours), but since most other objects also have colours, colours are not specifically a part of the word-field of plant names. In the present article, the emphasis is on the names of plants, i.e. on the words which belong to the central group.

2 Previous research

The Anglo-Saxons and medieval people in general were interested in plants not so much from a purely botanical point of view, but rather in their practical uses, e. g. their use as food, or their use for healing purposes, including the preparation of medical recipes. Modern research on the OE plant names began in the 19th century with the editions and translations by Oswald Cockayne in the 1860s, and it was continued in the 20th century by scholars such as Singer (e.g. 1928).⁵ Many earlier scholars had a fairly negative attitude towards the Old English plant names and the OE medico-botanical literature - one sometimes wonders why they dealt with a subject which they didn't really like. Fortunately the scholarly attitude changed in the later 20th century: Scholars attempted to collect and to identify the OE plant names and to provide an unprejudiced linguistic classification, as well as to vindicate the medical value of the recipes made from plants. Bierbaumer 1975-1979 (3 vols.) provided a comprehensive collection and analysis of the OE plant names, which is now available in a revised and updated electronic form as *DOEPN*, see below, and M. L. Cameron 1993 gave a positive analysis and evaluation of the healing power of the recipes made from plants. Subsequent analyses of the linguistic structure of the OE plant names were undertaken for example by D'Aronco (e.g. 1988), Sauer (e.g. 1999, 2011, 2012). The most recent monograph is by Krischke 2013, who provides a detailed analysis and also a catalogue of the complex OE plant names. There have also been new editions of some of the OE medico-botanical texts,

⁴ For further subdivisions, see Krischke 2011 & 2013.

⁵ For a brief review of research on the OE plant names, see Krischke 2013, 51-65.

e.g. by De Vriend 1984, Pettit 2001, Van Arsdall 2002. Mention should furthermore be made of the (ongoing) Anglo-Saxon Plant Name Survey (ASPNS) based at Glasgow University and directed by Carole Biggam, and of the *Dictionary of Old English Plant Names* (DOEPN) based at Graz University and directed by Peter Bierbaumer.⁶

3 Identification and levels of description

The identification of the plants which are referred to by the OE plant names is often difficult. This is due to several reasons. Certainly the botanical knowledge was not as advanced in the Early Middle Ages as it is today, and plants which look similar could easily be confused. The Latin (and ultimately Greek) sources for the OE medico-botanical literature sometimes referred to Mediterranean plants which were not always known in Anglo-Saxon England (although their number should not be overestimated).

It was only in the 18th century that Carl von Linné (Linnaeus) devised the modern botanical nomenclature (consisting of two, usually Latin words, e.g. *Acer campestre* for ‘maple, maple-tree’, OE *mapul-treow*), which aims at being precise and unequivocal and assigning just one name to each plant. All botanical nomenclatures before that time, including the OE plant names (but also the earlier Latin names), were pre-scientific folk classifications, which often show polysemy or synonymy.

A polysemous name refers to several plants: OE *bannmyrt*, lit. ‘bonewort’, for example, can refer to the ‘daisy’, the ‘common centaury’, the ‘comfrey’ and the ‘violet’ (all these plants were used for the treatment of bones, probably including broken bones; thus the principles of naming and classifying were different). Conversely there were sometimes several OE names (i.e. synonyms) for the same plant; e.g., for L *solsequium* ‘common marigold’ the three OE compounds *sigelhworfa*, *solsece*, and *sunfolgend* were formed, all of which represent attempts to render L *solsequium* into Old English; see also 5.3 below.⁷

Some of the synonyms may have been dialectally distributed, but as far as I know, only one pair of dialectally significant synonyms has been identified so far: *cunele*, *cunelle* was only used in Anglian to render L *ruta*, whereas the common OE word for L *ruta* was *rude* (both are loan-words from Latin: *cunelle* < L *cunila*; *rude* < L *ruta*); see Wenisch 1979, 276.

The present article is, however, not concerned with the identification of the plants; the aim is rather to give a linguistic analysis of the OE plant names, and

⁶ ASPNS (Anglo-Saxon Plant Name Survey):
<http://www.gla.ac.uk/schools/critical/research/fundedresearchprojects/anglo-saxonplant-namesurvey/>
DOEPN (*Dictionary of Old English Plant Names*):
<http://oldenglish-plantnames.org/>

⁷ *Sunfolgend* is a loan-translation, whereas *sigelhworfa* is a loan-rendition, and *solsece* is a hybrid loan-translation.

to deal in particular with their morphology (especially their word-formation patterns), their etymology (origin) and their meaning and motivation (semantics).

4 Morphology

The main distinction here is between simple (monomorphemic) and complex (polymorphemic) names. Simplexes are, e.g., *fern*, *grass*, *lily*, *rose* (to give the ModE forms). Complex plant names can be subdivided into compounds, prefix-formations (prefixations), suffix-formations (suffixations) and zero-derivations. Compound plant names are very frequent, whereas prefix-formations are very rare among the plant names. Suffix-formations are more frequent than prefix-formations, but still much rarer than compounds. Furthermore there are a few cases of zero-derivation. These patterns will be dealt with in the following sections. A question which is often discussed in connection with compounds is how they can be distinguished from syntactic groups (combinations; see, e.g. Sauer 1992; Sauer 2013; Krischke 2013, 94-103). This question is particularly relevant for OE combinations of ‘noun in the genitive + noun’, e.g. *foxes fot* lit. ‘fox’s foot’ and of ‘adjective plus noun’, e.g. *hwit leac* lit. ‘white leek’. But this question can be largely ignored in the following discussion, because compounds as well as syntactic groups can refer to a specific plant and thus form a plant name, and many plant names would be excluded if the presumable syntactic groups were omitted. Dictionaries frequently falsify the picture because often they list compounds (including compound plant names) as separate entries (headwords), whereas they list combinations (including syntactic groups functioning as plant names) only under their first or second element. Combinations are therefore much harder to find in many dictionaries.

4.1 Compounds (and combinations)

With ca. 459 different formations, compounds (and combinations) constitute almost half of the Old English plant names. Among the OE plant names nine types of compounding are attested (according to our classification). The type noun + noun is by far the most frequent (and productive) type, whereas all the other types are rarer or even much rarer. With some of the minor types it is even debatable whether they really constitute separate types or whether they should rather be subsumed among the larger types. The type noun + noun also shows the most diverse semantic patterns (semantic relations between the elements; see 6.2 below), whereas some of the other types are also semantically more restricted, especially ‘noun in the genitive + noun’ and ‘adjective + noun’; see (2)-(3) below. Since plant-names are always nouns, the second element of the compounds is usually a noun, but there are a few cases of substantivized (nominalised) adjectives and present participles, see (8)-(9) below. Most of the

compounding types are native, but two types, namely (7) – largely - and (9) are probably due to Latin loan influence (see also 5.3.(2) below). The figures for the types have been mostly taken from Krischke 2013, 115-138, who also provides a much more detailed discussion of the various types than is possible here.

(1) Noun + noun: As has been mentioned, this is by far the most frequent composition type. With 251 different formations it constitutes about a quarter of all OE plant names,⁸ and it is also the type with the most diverse semantic structures. Examples are *candel-wyr̥t* lit. ‘candlewort’, *mersc-mealwe* ‘MARSHMALLOW’; see further 6.2 below.

(2) Noun in the genitive + noun: This type is represented with 43 different formations. The question often arises whether these formations should be classified as compounds or as syntactic groups (combinations), but this question is not relevant for their status as plant names. In combinations (or compounds) of this type the first element often refers to an animal: e.g., *crawan-leac* ‘crow garlic’ (literal: ‘crow-leek’); see further 4.5 (1a) below. *Crawan-leac* is also an example of a combination where the second element is a plant name; in other combinations the second element is not a plant name and these combinations (or compounds) are therefore metaphorical, e.g., *faxes glofa* ‘FOXGLOVE’, i.e. ‘(this plant is like) a fox’s glove’; see further 6.1.(4)&(8) below.

(3) Adjective + noun: With 128 different combinations, this is the second largest group among the compounds. As with the genitival combinations, with the adjective + noun combinations the question also often arises whether they should be classified as compounds or as syntactic groups - often they probably represent syntactic groups, e.g., *seo læsse curmealle* lit. ‘the lesser centaury’ - but this does not affect their status as complex plant names. The first element (i.e. the adjective) often refers to a colour, e.g. *hwit leac* lit. ‘white leek’, but there are also other references, see 4.5.(1a) below. The semantic relation between the elements is generally copulative (B is A, i.e. ‘the leek is white’), but occasionally there are other relations, e.g., *wedeberge* lit. ‘mad berry’ – but the berry cannot be mad; perhaps the reference is to a ‘berry for the mad’, i.e. a ‘berry [i.e. plant] that cures madness’.

(4) Noun + -ing + noun: e.g. *s(i)mering-wyr̥t* ‘mallow’ (lit. ‘Simering’s plant’): This is a rare and problematic type (three formations). The first element apparently refers to a person, as in *s(i)mering-wyr̥t*, *adelferd̥ing-wyr̥t* ‘Æthelferth’s plant’, and *tunsing-wyr̥t*, but unfortunately nothing is known about the persons concerned, nor about their relation to the plants. Krischke 2013, 131-132 classifies the combinations with a personal name as first element as a separate type, but this seems to be based on semantic rather than on morphologic criteria; see also 6.1 (3) below.

⁸ The type noun + noun is not only the most productive composition type among the OE plant names, but has been the most important type throughout the history of English.

(5) Verb (verb stem) + noun: With seven different formations, this is also a rare type; the examples are *spring-wyrt* ‘caper spurge’ lit. ‘spring plant’, *bryse-wyrt*, *clif-wyrt*, *clif-wyrt*, *clif-wyrt*, *pric-porn*, *stic-wyrt*, *snip-streo*.

(6) Noun + deverbal noun without a suffix: e.g. *grunde-snylige* ‘GROUNDSEL’ lit. ‘[plant which] swallows the ground’ (active); *hunig-suge* ‘HONEYSUCKLE’ lit. ‘[plant from which] honey may be sucked’ (passive); *berwinde* ‘bind weed’ (i.e. a winding plant). The examples are (twelve formations): with *-binde*, *-bend*, *-winde* as second element (all of which refer to winding plants): *berwinde*, *nadrewinde*, *weopobend*, *wudubinde* and *wudubindel*, *wipowinde*; with other second elements: *grundesnylige*, *hunigsuge*, *hwerbwette*, *selfate*, *selfhale*, *solsece*. For (5) & (6), see also 6.2 (7) below. Krischke 2013, 114-138 has a slightly different classification and takes all compounds with a deverbal second element as one group (of synthetic compounds), which also includes our group (9); for her group of synthetic compounds she counts 16 different formations. Often, the second elements of this type (the deverbal nouns) do not occur as independent words, but one could classify them as possible words in order to save the compound-status for these formations.

(7) Numeral + noun: a rare type, attested with six different formations. The largest subgroup (five formations) could be described as numeral + noun + Ø noun, i.e. as exocentric compounds or bahuvrihi compounds, which indicate a possessive relation: e.g. *fif-leafe* lit. ‘fiveleaf’, i.e. ‘(plant which has) five leaves’, or rather ‘(plant) the leaves of which are divided into five parts’, furthermore *twi-leafe*, *pri-leafe*, *seofon-leaf* and *fif-fingre*. It seems that this (rare) type or subtype was borrowed from Latin, because most of the examples are apparently loan-translations from Latin; see 5.3. (2) below. The compound *healf-wudu* lit. ‘half-wood’ can also be assigned to the type numeral + noun, but it is not a bahuvrihi compound.

(8) Noun + adjective, used as a noun (i.e. substantivized adjective-compounds): e.g., *attor-lafe* ‘cockspur grass’ lit. ‘poison-loath’, i.e. ‘loath to poison’; *colt-græg* ‘colt’s foot’ lit. ‘colt-grey’. This group is also small, comprising only five different formations according to Krischke, who lists *gip-rife*, *hege-rife*, *isen-bearde*, *weg-bræde*, and *wudu-brofe*, but she does not list *attor-lafe* and *colt-græg*, which would bring the number up to seven.

(9) Noun + present participle, used as a noun (i.e. substantivized participles): *men-lufigende* lit. ‘men-loving, men-lover, lover of men’; *sun-folgend*: lit. ‘sun-following’ or ‘sun-follower’: This is a very rare pattern (two formations), and perhaps also due to loan-translation, see 5.3 (2) below.

(10) As mentioned above, occasionally there are plant names consisting of the same elements, but showing two different morphologic structures: *crawleac* lit. ‘crow-leek’ (i.e. ‘crow-garlic’) consists of noun + noun, whereas *crawanleac* (apparently with the same meaning) consists of noun in the genitive + noun – nevertheless they are here regarded as the same plant name.

(11) Relatively few plant names (eight) are entirely or partly unanalysable, e.g. *gasdic*, *geormanleaf*, *seferfuge*; see Krischke 2013, 132-133, and 4.5 (3) below.

4.2 Prefix formations

These are very rare among the plant names; there are just three examples, namely: *singrene* lit. ‘ever-green’ and *sinfulle* ‘houseleek’ lit. ‘everfull’, as well as *unfortradde* lit. ‘(plant which) cannot be trodden down’. The latter is a complex plant-name consisting of four morphemes: *un-for-tradd-e*. But there is no **fortradde*; thus the sequence of derivation must have been *treddan*, *treddan* > *fortredan*, *fortreddan* > *unfortradde*.

4.3 Suffix formations

These are also relatively rare among the plant names (cf. Sauer 2012), but with ca. 40 formations more frequent than the prefix formations. Apart from three undisputed suffixes (*-dor*, *-el*, and *-oc*) we list also two elements which occur at the end of several plant names, but whose status is more doubtful (*-elle* and *-ep*). Since there was no fixed spelling in Old English (i.e. no orthography in the modern sense), all suffixes occur in various spellings; these can be seen as spelling variants, or as forming suffix families. The only suffix which was exclusively used for plant names was *-dor*, whereas the others apparently had several functions (meanings), and forming plant-names was just one of them.

(1) *-dor*, *-dur*, etc.: This goes back to a Germanic tree name suffix. It is, however, rarely attested in OE; it occurs only in three formations, i.e. *apuldor* ‘apple tree’; *mapuldor* ‘maple tree’; and *spaldur* ‘a fragrant thorny bush’, probably from L *asphaltum*. The first two formations were later replaced by *apple-tree* and *maple* or *maple-tree*, whereas *spaldur* apparently shows suffix-substitution, but died out even in Old English. The suffix *-dor* etc. occurs more frequently in German tree names (although it is probably no longer recognized as a morpheme), e.g. *Flieder*, *Holunder*, *Rüster*.

(2) *-el*, *-il*, *ol*, etc.: This is a polysemous suffix, but it was also used for the formation of plant names, e.g. *bremel* ‘BRAMBLE’; *mistel* ‘MISTLEtoe’; *wulfes tassel* ‘WOLF’S TEASEL’, etc. It was still productive in Old English, but later lost its productivity. It occurs in ca. 27 OE plant names, but its status varies, for example: In some plant names it can be clearly recognized as a suffix, but the basis did not exist any longer even in Old English, or the semantic relation was no longer clear, e.g. *brem-el*, *mist-el*; it is also part of some plant names borrowed from Latin. See Sauer 2012.

(3) *-elle*, *ille*: This is a doubtful suffix; it occurs four times, e.g. in *culmille*, *curmealle* ‘centaury’ and *wurmille* ‘marjoram’.

(4) *-ep*, *-op*: This is also a doubtful suffix; it occurs in, e.g., *hindebalepe* ‘waterhemp’ lit. ‘[plant that] heals hinds’.

(5) *-oc*, *-uc*: It occurs in 6 formations, e.g. *cottuc* ‘mallow’; *galluc* ‘gall apple’ < Lat. *galla* with suffix substitution.

(6) Some loan-words taken over from Latin show suffix substitution, i.e. the Latin suffix or ending was replaced by an OE suffix, as in L *galla* > OE *galloc*

just mentioned, or in L *castanea* > OE *cistel-*, or in L *aspaltum* > OE *spaldur*, see (1) above.

4.4 Derivations without a suffix (zero-derivations)

Some plant names can be regarded as conversions or zero-derivation from nouns, adjectives or verbs, e.g.

- (1) from nouns: e.g. *ribbe* ‘ribwort’, from *ribb* ‘rib’; *golde* ‘marigold’ from *gold* ‘gold’.
- (2) from adjectives: e.g. *cwice* ‘couch, quitch-grass’, from *cwic* ‘alive’, lit. ‘(a plant which is) (very much) alive’;
- (3) from verbs: e.g. *clife* ‘CLIVERS, burdock’, from *clifan* > ModE *cleave* ‘to stick to’, lit. (plant which) sticks (cleaves) [to people]’. Cf. *grundesnylige*, *hunig-sage* etc., discussed under 4.1. (6) above.

4.5 Other morphological phenomena

Here I deal briefly with (1) the frequency of elements, (2) with competing elements, especially *treow* and *beam*, (3) with blocked (unique) morphemes, (4) with obscuration and popular etymology among the plant names. Several sections or subsections also have to do with semantic groups - this shows that it is not always easy to separate morphology and semantics.

(1) **Frequency of elements:** Some plant names are attested frequently, whereas others occur rarely or even just once (hapax legomena); an example of the latter group is *candel-nyrt*. Similarly, some words were often used as a part of compound or complex plant names, others only rarely. The most frequent element in plant names is *-nyrt* (> ModE *-wort*), which occurs as the second element of 85 different compound plant names, e.g. *beo-nyrt* lit. ‘bee-wort’. This is not surprising, because *nyrt* was the most common OE word for ‘plant’ – the loan-word *plant*, which later largely supplanted *nyrt*, is rarely attested in Old English. The second-most frequent element is *-treow*, which occurs 30 times as the second element of compound plant names (tree names) – see also section (2) below. This also shows that the most frequent second elements occur much more frequently than the most frequent first elements: *-nyrt* 85x; *-treow* 30x; but *wudu-* 15x, *wilde* 14x, etc. In the following section, I list the most frequent first and second elements of compound plant names.

(a) Frequent first elements:

- (i) nouns: *wudu-* ‘WOOD, forest’ 15x; *eorþ-* ‘EARTH’ 8x; on compounds with *earth-*, see also 5.3 (3) below.
- (ii) adjectives: As mentioned under 4.1 (3) above, adjectives often indicate colour; others indicate size or geographical direction (probably the general region of origin) or whether the plant grows wild (from a cognitive point of

view, these are the salient or foregrounded features of the plants): **Colour** (25x): 'White' and 'red' occur most frequently, 'black' and 'brown' much more rarely: *hwit* 'WHITE' 12x; *read(e)* 'RED' 11x; *swearde* 'black' 2x; brune 'BROWN' 1x (*gold* is used as a noun: *gold-bloma* lit. 'gold-blossom' and *gold-nyrt* lit. 'gold-wort', both for 'marigold'); **Size** (15x): *micel* 'MUCH', i.e. 'large' 4x – *smale* 'SMALL' 10x, e.g. *smale netele* lit. 'small nettle'; *lasse* 'LESS(ER)', e.g. seo *lasse curmealle*, i.e. it was apparently more noticeable if a plant was small than if it was large. **Direction or origin** (10x): 'Southern' occurs nine times, 'eastern' just once, and 'northern' and 'western' not at all – i.e. it was most important or striking (salient) if the plant was of southern origin (i.e. probably from the Mediterranean): *superne* 'SOUTHERN' 9x, e.g. *superne poppig* lit. 'southern poppy' for 'opium poppy'; *easterne* 1x, *easterne hnutbeam* lit. 'eastern nut tree', i.e. 'almond'. **Wild** (as opposed to domesticated): *wilde* 14x, e.g. *wilde minte* 'wild mint'. Domesticated plants were indicated with the noun *tun* as first element (> ModE 'TOWN', but here with the meaning 'garden;' 5x), e.g. *tun-minte* lit. 'garden mint'. This shows once more that plant-names could be formed as compounds or as syntactic groups. **Taste**: *swete* 2x, e.g. *swete apuldor* lit. 'sweet apple-tree'; *sur* 'sour' 3x, e.g. *sur-apuldor* 'sour apple-tree', i.e. crab tree.

(iii) Animal names occur frequently as first elements of compound and complex plant names; altogether 18 different animal names occur in ca. 38 different compounds and combinations, and mostly they are in the genitive. Almost all of the animals are native, and many of them refer to animals of the farmyard (or to animals that were the enemies of the farmyard animals: fox, wolf); the only exotic animal is the lion: *beo* 'BEE' 1x; *cicena* 'CHICKENS' 1x; *colt* 'COLT' 1x; *crane & crawan* 'CROW, CROW'S' 1x; *eowu* 'EWE' 1x; *foxes* 'FOX'S' 4x; *heafoc* 'HAWK' 1x; *haran* 'HARE'S' 3x; *heort* 'HART' 5x; *henne* 'HEN' 1x; *hors* 'HORSE' 2x; *bræfnes* 'RAVEN'S' 2x; *bundes* 'HOUND'S, dog's' 5x; *lambes* 'LAMB'S' 1x; *leon* 'LION'S' 1x; *oxan* 'OX'S' 3x; *swines* 'SWINE'S, pig's' 2x; *wulfes* 'WOLF'S' 3x. But semantically the compounds and combinations with animal names as a first element are not a coherent group, because the animal names enter into various semantic relations with the second element, cf. 6.1 (5) below.

(b) Frequent second elements: **-wyrt** 85x (by far the most frequent plant name and plant name element); **-treow** 'TREE' 30x; **-beam** 'tree, BEAM' 19x; **-leaf** 'leaf' 17x; **appel** 'APPLE' & **leac** 'LEEK' 16x each, e.g. *wudu-leac* lit. 'wood-leek (or wood-plant)', 'ramsons' – *appel*, however, had two meanings, i.e. 'APPLE' or 'small round fruit', e.g. *appel-treow* 'apple-tree', but *ciris-appel* lit. 'cherry-fruit', (?) 'cherry', see also 6.1 (6) below; **-berge,- berige** 'BERRY' 15x; **-minte** 'MINT' & **-pistel** 'THISTLE' 9x each.

(2) **Competition of elements**: Some elements or patterns apparently competed in the formation of plant names. This is especially true of *beam* 'tree (BEAM)' and *treow* 'TREE', which were both used as second elements of tree names, often apparently with no difference in meaning, e.g., *ele-beam*,

ele-treow ‘olive-tree’. As indicated above, *treow* was, however, used more frequently than *beam* as the second element of compound tree names.⁹ For ‘marigold’, the compound *goldnyrt* and the zero-derivation *golde* were formed.

(3) **Blocked morphemes** (unique morphemes): These are elements which are not attested independently. Two groups can be distinguished, namely elements whose etymology (origin) is unclear (compounds with them are, of course, difficult to assign to one of the morphologic types mentioned under (4.1.) above), and elements the origin of which is clear, but which for some reason are not attested as independent words in Old English. Examples are: (a) first element (with unclear etymology): e.g., *pefe-þorn*; *ilug-segg*; *collon-crob*; (b) second element (with clear etymology): e.g., *-winde* (derived from *windan* ‘to wind’) ‘a winding plant’, as in *berwinde* lit. ‘barley winder’, ‘lesser bind weed’.

(4) **Obscuration and popular etymology**: In obscured compounds, the elements (or one of them) developed differently from their use as independent words. Usually they are weakened and shortened, so that they lose their motivation and are often no longer recognizable and no longer connected with the original words. Popular etymology (or folk etymology, or secondary motivation) in a way is a process contrary to obscuration: popular etymology re-forms and thus re-motivates words which are not (or no longer) transparent to the speakers, so that they are at least formally transparent, while the semantic relation between the elements is often still unclear. Probable or possible cases of popular etymology among the OE plant names are, e.g.: L *hibiscum* > OE *bisceop-nyrt* (due to the common element *-bisc-*); L *lubisticum* > OE *lufe-stice* lit. ‘love-stitch, love-prick’ (cf. G *Liebstöckel*); *gundae-swelgiae* ‘devourer of pus’ > *grundeswelige* ‘devourer of the ground, GROUNDSEL’; furthermore *balsmepe* and *balseminte* < *balsemite*; *ceaster-asc* and *ceaster-nyrt* < *cestros* (1st element); *god-appel* < *cod-appel*, etc. The example of *grundeswelige* also shows that obscuration and popular etymology sometimes affected the same word in sequence: *gundae-swelgiae* was perhaps no longer transparent even in Old English and reformed as OE *grundae-swelgiae*; later it was obscured to GROUNDSEL. *Wermod* ‘artemisia absinthium’ literally apparently means ‘man-mind’ (from *wer* ‘man’ and *mōd* ‘MOOD, mind, etc.’), which seems a strange name for a plant, and accordingly there has been some debate about its meaning and motivation. Probably *wermod* goes back to a word which was no longer transparent (EWDS compares Celtic **swerwo-* ‘bitter’) and was re-formed by popular etymology as WGmc **wermoda-* > OE *wermod* (cf. G *Wermut*). This form in its turn became also obscured and was later re-formed as ModE *wormwood* (because the plant was also used “as a remedy for worms in the body”, ODEE s.v. *wormwood*).

⁹ For a detailed discussion, see Krischke 2013, 217-221.

5 Etymology and chronology

5.1 Native words and loan words

As far as etymology is concerned, the main distinction is between native words and loan words. Native words are, e.g., *wyrt* 'WORT, plant' (cf. G *Wurȝ*), or *treow* 'TREE'. Loan-words show direct loan-influence, but there is also an indirect loan-influence, which cuts across the distinction between native words and loan-words. Indirect loan-influence is mainly exhibited by loan-formations; see further 5.3. below.

5.2 Direct loan-influence: Loan-words, mainly from Latin

The loan-words among the OE plant names were almost always borrowed from Latin, e.g. OE *caul*, *cawel* 'COLE' < Lat. *caulis*. Greek influence was usually via Latin, i.e. the Greek name was borrowed into Latin and from Latin into Old English. There are more than 90 OE plant names that ultimately go back to Greek, e.g. OE *cunelle*, *cunille* 'wild thyme' < Lat. *cunila* < Gk *konile* (or *fiſf-leafe* 'FIVELEAF' < Lat. *quinquefolium* < Gk *pentaphyllon*, which is, however, a loan-translation and thus shows indirect loan-influence); for details see Sauer 2011.¹⁰ Whereas many OE plant names were borrowed from Latin (or show indirect Latin influence as loan-formations), Celtic and Old Norse influence was almost non-existent among the OE plant names. The only plant name which has been said to go back to Celtic (perhaps) is *cearriage* 'rock parsley'; the only plant-name which has been said to go back to Old Norse (perhaps) is *hundes-cwelcan* 'wayfar-ing tree'.¹¹

5.3 Indirect loan influence: loan-formations etc.

Indirect loan influence shows an interplay of foreign (usually Latin) influence and native material. It appears in several forms, especially in the form of loan-meanings (semantic borrowings), loan-formations, borrowed word-formation patterns, borrowed morpho-semantic patterns, and hybrid formations. In loan-meanings, a native word takes on the meaning of a foreign (in Old English usually a Latin) word; a standard example is *sin* (OE *synn*), which took on the Christian meaning of *peccatum*. Loan-meanings do not seem to be attested among the OE plant-names, however.¹² Loan-formations, on the other hand, were very numerous, as were hybrid formations, whereas borrowed word-formation pat-

¹⁰ I.e. the number of over 90 includes not only loan-words, but also loan-formations. Some Greek names had been borrowed from other languages in their turn, e.g. OE *pipor* 'PEPPER' < Lat. < Greek < OInd (Sanskrit), but I do not pursue this aspect here.

¹¹ There may be more traces of Old Norse and Celtic plant names in Old English place-names.

¹² Loan-formations usually also entail a loan-meaning, but they belong to a different category.

terns and borrowed morpho-semantic patterns were rare. One of the criteria for loan-formations is the close morphological correspondence between the Latin model and the corresponding OE word; moreover the assumption is that the plant either did not exist in Britain before the missionaries from Rome came, or that it did not yet have a name (or that the native name was lost).

(1) **Loan-formations** imitate a Latin word with native words. They can be subdivided into loan-translations, loan-renditions, and loan-creations. They were frequent among the OE plant-names; 23 loan-formations ultimately go back to Greek (via Latin), and more are based on Latin models. How far they refer to 'real' plants that existed in England and how far they were just attempts to render a Latin word is a matter of debate.

(a) Loan-translations show the closest correspondence with their Latin model and are therefore easiest to detect, e.g. *herba lucernaria* → *candelwyr̥t*.

(b) In loan-renditions only one element shows a close correspondence, e.g., *apiaġum*, *apiastrum* → *beonyrt*: *beo* 'BEE' corresponds to *api(s)*, but *-aġum*, *-astrum* are suffixes, whereas *wyr̥t* 'WORT, plant' is a word. Nevertheless the borderline between loan-translations and loan-renditions is not always easy to draw.

(c) Loan-creations were probably triggered off by a Latin word, but they show no formal correspondence with it; therefore they are most difficult to detect and to prove. A possible example among the plant-names is *helleborum album* → *wedeberge*; the plant was apparently used to cure madness (see also 4.1 (3) above).

(d) Direction of translation: It is assumed that the direction of translation was normally from Latin into West Germanic or Old English, but there are a few possible exceptions: Thus it has been suggested that OE *attorlafe* lit. 'poison-loath' (i.e. a plant which is loath to poison, which cures poisoning) is the earlier word and was translated into Lat. as *venenifuga* lit. '(plant which) puts poison to flight'; strictly speaking *venenifuga* thus is the loan-rendition. As mentioned above, it is also assumed that Greek words were normally first translated into Latin and from Latin into Old English (or West Germanic). Immediate Greek influence (i.e. translation from Greek directly into Old English) is, however, perhaps shown by *haima drakontion* > *dracan blod* lit. 'dragon's blood'; *phylanthropos* > *menlufigende* lit. 'lover of men'; *diglosson* > *twileofa* lit. 'twoleaf', because no corresponding Latin names seem to have existed (e.g. no **sanguis draconis*, **amans hominum*).¹³

(2) Borrowed word-formation-patterns: Since Old English had a fair number of well-established word-formation types in general and composition-types in particular, large-scale borrowing of composition types is not to be expected. However, as mentioned 4.1 (7) & (9) above, a word-formation pattern which was perhaps borrowed from Latin were the bahuvrihi-nouns

¹³ Perhaps there were also native names for these plants, but they did not survive, and only the more learned names are recorded.

consisting of 'numeral + noun'. Its productivity was, however, limited to four formations, namely *twi-leafa* lit. 'two-leaf' < *diglosson* lit. 'two-tongue, double-tongue', *pri-lefe* < *trifolium*, *fif-leafe* < *quinquefolium* < *pentaphyllon*, *seofon-leafe* < *septifolium* < *heptaphyllon*. A rare pattern which is also due to loan-translation is exhibited by 'noun + present participle', i.e. *menlufigende* and *sunfolgend*.

(3) A borrowed (or perhaps just strengthened) morpho-semantic pattern seems to have been formed by the compounds with *eorþe* 'EARTH' as their first element, because from the nine compounds, four are probably loan-translations from Latin, e.g., *eorþ-æppel* < *malum terrae*; *eorþ-gealla* lit. 'earth gall' < *felterre*.

(4) **Hybrid formations** consist of a native word + loan word or a loan-word + native word; they were mostly OE formations, and they were relatively numerous. The first element is a loan-word in, e.g., *ceder-beam*, *box-treow*; the second element is a loan-word in, e.g., *feld-minte*.

5.4 Chronological layers

The periods which are usually distinguished are Indo-European – Germanic – West-Germanic – Old English, and the morphologic patterns that can be distinguished (see also above) are: native simplexes – native compounds – loan words (simplexes) – loan-formations & hybrid formations (compounds). From Indo-European to Old English, there was an ever-increasing number of plant names. Like the other areas which have been discussed so far (or will be discussed later), the question of chronology is not always unproblematic. Thus with some plant names it is not certain whether they were formed in (or borrowed into) Germanic or West-Germanic and then passed on to Old English, or whether they were formed (or borrowed) independently in the daughter-languages of Germanic (e.g. Old English, Old High German, Old Norse, etc.).¹⁴ A distinction must also be made between the IE or Gmc root on which a plant-name is ultimately based, and the stage of the formation of the actual plant-name. A few examples are:

(1) Indo-European: Simplexes going back to Indo-European are, e.g., IE **bhagā-* > Gmc. **bök-jon* > OE *bēce* (> ModE *BEECH*); IE **bherǵo-* Gmc **berk-jo* > OE *beorc* etc. (> ModE *BIRCH*).

(2) Germanic: A simplex going back to Germanic is, e.g., **aik* > OE *āc* (> ModE *OAK*); a compound formed in Germanic is, e.g., *haguporn* < Gmc **haga-þurna* 'HAWTHORN', G 'HAGEDORN'.

(3) West Germanic: No simplex plant-names seem to go back to West Germanic, but a number of compounds do, e.g., *wegbrade* 'WAYBREAD' (G 'WEGBREITE'), and the earliest loan-words among the plant-names were

¹⁴ See Carr 1939, whose criteria are, however, not always quite clear to me.

also borrowed into West Germanic, e.g., *cistel-* < L. *castanea* (with suffix substitution).

(4) Old English: Numerous compounds and combinations were formed in Old English, e.g., *grundesnylige* ‘GROUNDSEL’.

If just the compound plant names are taken into consideration:¹⁵ apparently none goes back to Indo-European; ca.12 go back to Germanic; ca. 79 go back to West Germanic, and ca. 376 were newly formed in Old English.¹⁶

6 Semantics: Meaning and motivation

6.1 General remarks and problematic aspects

Simplexes usually have no synchronic motivation (i.e. the relation between their form and their meaning is arbitrary but conventionally fixed). Complex words, on the other hand, are morphologically motivated, i.e. their meaning can be derived from the meaning of their constituents – at least in principle - although this is often difficult in practice, and phenomena such as obscuration and popular etymology (see 4.5 (4) above) as well as lexicalization (see (1) below) can disturb or obscure the original relation of the constituents. Complex words, especially (but not only) compounds, typically have a determinant / determinatum (modifier / head) structure, i.e. A modifies B, or in other words, AB is a kind of B (and AB is a hyponym of B), e.g. *hafocnyrt* ‘hawkweed’ is a kind of plant (*nyrt*), which has some relation with hawks; to put it differently, the second element usually refers to the broader semantic concept, whereas the first element restricts the meaning (or reference) of the second element.

Meaning & motivation are even more difficult to classify and systematize than morphology and etymology; for a recent systematic proposal see Krischke 2011 & 2013. Some of the problems are:

- (1) Lexicalization: Most plant names are lexicalized in that they refer to a specific plant, although from the meaning of their elements they could refer to many plants. *Eorb-berge* lit. ‘earth-berry’ could refer to any plant growing in or on or near the earth, but apparently it just refers to the ‘wild strawberry’.
- (2) Overlapping of meanings and semantic relations: Several (two or even more) relations sometimes overlap, e.g. in *tun-carse* ‘garden cress’: from the elements the meaning (and paraphrase) is primarily ‘cress that grows in a garden [tūn]’, but the implied meaning is also that this cress is domesticated and does not grow wild; see 4.5 (1a) above, and 6.2 (2) & (9) below.
- (3) The original motivation is not always clear, and accordingly there are many questionable and disputed cases. *Wermod* has been briefly discussed at

¹⁵ The numbers have mostly been taken from Krischke 2013, 185ff.

¹⁶ The earliest English text of any length, the *Épinal-Erfurt Glossary* (ca. 700 AD), has ca. 63 compound plant names; cf. Sauer 1999.

4.5 (4) above.¹⁷ Another example is *dweorge-dwostle*, which is here analysed as referring to size, i.e. ‘plant which is as small as a dwarf’, but which has also been analyzed (less convincingly) as ‘plant that cures diseases caused by dwarfs’. *Broþer-nyrt* literally means ‘brotherwort, brotherplant’, but the relation of the plant to a brother is entirely unclear to us. There is a group of five compounds whose first element seems to be a personal name, i.e. *æðelferðing-nyrt* ‘Æthelferth’s plant’; *forneotes folm* ‘cuckoo flower’ lit. ‘Forneot’s hand’; *s(i)mering-nyrt* lit. ‘Simering’s plant’; *tungilsinnyrt* ‘Tungils’ plant’; *wihtmares nyrt* ‘Wihtmaer’s plant’. But it has been disputed for some of these whether the first element really refers to a person, and even if it does, we have no idea about the precise relation of the person to the plant (did he discover it, or was he the first to use it for medical purposes, etc.?).

(4) There are two kinds of metaphoric structure, namely: (a) between the elements of a compound (partial metaphor), i.e. ‘B (plant) is like A’ (or rather part of B is like A), e.g., *garleac* ‘GARLIC’ ‘This leek (or rather part of it) is like a spear’; (b) between the plant and the compound (total metaphor), i.e. ‘X [plant] is like AB’ (exocentric compounds), e.g. *bræfnes fot* ‘plant which is like/resembles a raven’s foot’, ‘crowfoot’. This pattern seems to be especially frequent among the combinations ‘noun in the genitive + noun’.

(5) The relation to an animal (see 4.5 (1a) above) can entail a number of different structures, e.g. (a) the plant is good for the animal, e.g., *beonyrt* ‘lit. ‘bee-plant’, i.e. ‘plant that attracts bees’; *cicena mete* ‘chicken-weed’ lit. ‘[plant which is] chicken’s food’; (b) the plant is bad for the animal: *hennebelle* ‘henbane’ lit. ‘hen’s bell’ i.e. ‘[plant which is] noxious to hens etc.’; (c) the plant is an inferior plant: *horsminte* ‘horse-mint’.¹⁸ This might seem strange at least at first sight: Whereas the horse is often regarded as a noble animal, ‘horse’ as part (first element) of a plant name refers to an inferior plant – the reason for this could be that the plant in question is only good for horses, but not for people. Similarly, *crawe* ‘crow’ as first element of a compound or combination refers to an inferior plant, e.g. *crawan-leac* lit. ‘crow’s leek’, i.e. ‘crow garlic’.

(6) Some plant names are polysemous, e.g. OE *appel* can refer to an ‘APPLE’, but also to any ‘small round fruit’ (the second meaning was probably derived from the first through metaphor; see 4.5 (1b) above); OE *win* can refer to the product, ‘WINE’, but also to the plant that produces the grapes, ‘vine’. Several tree-names can refer to the tree as well as to the fruit which the tree produces; see 6.2 (1) below.

(7) It is interesting to note that in several cases the fruit is primary and a simplex word, whereas the plant or tree which produces the fruit is secondary (derived), e.g. *hnut* ‘nut, walnut’, *hnut-beam* ‘walnut-tree’, lit. ‘nut-tree’.

¹⁷ This also shows that many plant names could be discussed at quite some length; see Bierbaumer 1975-1979; Krischke 2013.

¹⁸ Cf. German compounds such as *Roskastanie*.

(8) Among the compounds, three basic relations between the second element and the plant can be distinguished:

(a) The second element is a plant name; e.g. *beo-nyrt*. Here, the second element is used literally (and *beo-nyrt* is a ‘noun + noun’-compound; see 4.1 (1) above).

(b) The second element signifies a part of a plant, but the compound or combination often refers to the whole plant, e.g., *stream-berige* ‘STRAW-BERRY’; *ffleafe* ‘fiveleaf’, i.e. ‘plant which has five leaves’ (or rather leaves divided into five parts); *sunnancorn* ‘common gromwell’ lit. ‘sun’s corn’. Here the second element is used metonymically. These compounds and combinations are more difficult to classify: We have subsumed compounds such as *stream-berige* under the ‘noun + noun’ – compounds, and *sunnan-corn* under the ‘noun in the genitive + noun’-compounds, but we have set up *ffleafe* and related compounds as a separate type (bahuvrihi nouns, see 4.1 (7) above).

(c) The second element refers neither to a plant nor to a part of it; here there is a metaphorical relation between the compound or combination and the plant (which has been called ‘total metaphor’ in (4) above. This seems particularly frequent with the pattern ‘noun in the genitive + noun’, e.g. *foxes glofa* ‘FOXGLOVE’ i.e. ‘[plant that looks like] a fox’s glove’; *bræfnes fot* ‘[a plant that looks like] a raven’s foot’; *wulfes camb* ‘[a plant that] combs the wolf [sc. when he runs past it or beneath it]’; *dages eage* ‘DAISY’, i.e. ‘a plant which is like the eye of the day’, i.e. the petals open at daybreak (and close in the evening). Some of those formations may have been humorous in origin. We have not set them up as a separate type, however, but have classified them as examples of the type ‘noun in the genitive + noun’.

6.2 Semantic relations between the elements (A and B) of literal compounds

In spite of the problems mentioned in the preceding section, a large number of semantic relations between the elements of literal compounds emerges (i.e. where the second element refers to a plant; cf. 6.1 (8a) above). Krischke 2013, 158-172 lists 30 semantic groups. Here I mention just some of the more important and more frequent ones:¹⁹

(1) Pleonastic relation: Here the meaning of B is already included in A, and strictly speaking the addition of B is not necessary. This occurs especially with tree names, where the first element includes the meaning ‘tree’, e.g. *bec-treow* ‘BEECHTREE’, i.e. ‘this tree is a beech’; *lawer-beam* ‘laurel-tree’, i.e. ‘this tree is a laurel’; *ceder-treow* ‘cedar’ lit. ‘cedar-tree’, etc. With loanwords such as *lawer* and *ceder* the native words *treow* ‘TREE’ or *beam* ‘tree (BEAM)’ were perhaps added to make sure that people understood that a tree was meant. In some other cases the reason might have been to distinguish the tree clearly from the fruit which it produces. Thus Lat. *olea* (*oleum*,

¹⁹ And my groups are not always identical with Krischke’s groups.

olium etc.) could refer to the ‘olive oil’ and to the ‘olive tree’; in Old English the hybrid compound *ele-beam* ‘olive tree’ was formed to refer clearly to the tree.

(2) Place of growth (habitat), i.e. ‘plant B grows in, at, near A’: This is a frequent pattern which is attested in almost a hundred compounds, e.g. *nudumerve* ‘celery’, lit. ‘wood-march’; *tun-cæse* ‘garden-cress’.

(3) Fruit or product, i.e. ‘plant B yields fruit A’: e.g., *appeltreow* ‘APPLE-TREE’; *hnutbeam* ‘walnut’, lit. ‘nut-tree’; *elebeam* ‘olive-tree’.

(4) Shape, i.e. ‘plant B (or part of it) has the shape A’; some of these compounds indicate shape with the help of a comparison (partial metaphor: ‘plant B is like, resembles element A’): e.g., *candelwyr* ‘great mullein’ lit. ‘candlewort’, i.e. ‘the plant resembles a candle’; *gar-leac* ‘GARLIC’ lit. ‘leek which resembles a spear [gar]’.

(5) Colour: e.g. *golde* and *goldwyr* ‘marigold’ lit. ‘goldwort, goldplant’; often, colour is expressed with adjectives as first element, e.g. *reade fille* ‘wild thyme’ lit. ‘red thyme’; see also 4.5 (1a) above.

(6) Size: Size can also be expressed with ‘adjective + noun’ combinations, or with ‘noun + noun’ compounds. The former express size literally, e.g., *greate bamwyr* ‘common comfrey’ lit. ‘tall bonewort’; the latter express it figuratively (through a partial metaphor), e.g., *dweorge-dwostle* lit. ‘dwarf’s plant’, i.e. (probably) ‘plant which is as small as a dwarf’. For the motivation ‘size’ as well as some of the preceding and following motivations (colour, origin, wild) see also 4.5 (1a) above.

(7) Action (especially with compounds of the type ‘verb + noun’, ‘noun + deverbal noun’; ‘noun + present participle’; see 4.1 above), i.e. ‘plant B performs the action A’, e.g.: *clifwyr* ‘great burr’ lit. ‘plant which cleaves (i.e. sticks) [sc. to people]’; *springwyr*; *sunfolgend* ‘common marigold’ lit. ‘sun-following [sc. plant]’.

(8) Origin, i.e. ‘plant B comes from A’; normally with foreign origin, e.g.: *affricanisc appel* ‘pomegranate’ lit. ‘African apple’; *frensc hnutu*; *wealh hnutu*; see also 4.5 (1a) above.

(9) Wild (as opposed to domesticated): Wild-growing plants were indicated with the adjective *wild*, e.g., *wilde minte* ‘mint’ lit. ‘wild mint’, whereas domesticated plants were indicated with the noun *tun*, e.g. *tun-cæse* ‘garden-cress’.

(10) Effect: e.g., *blinde netele* ‘dead nettle’ lit. ‘blind nettle’, i.e. nettle which does not burn (cf. G *Taubnessel*).

(11) Relation to an animal: As indicated 4.5 (1a) and 6.1 (5) above, various relations between the plant and the animal can exist.

7 Further development

Whereas many of the Old English plant names died out (either even during the OE period or later) or were restricted to dialectal use, many also live on in Stan-

dard English, e.g. *ac* > *OAK*, *appel* > *APPLE*, *asc* > *ASH*, *bece* > *BEECH*, *beorc* > *BIRCH*, *baguþorn* > *HAWTHORN*, *wegbræde* > *WAYBREAD*, etc. Some show semantic changes of various kinds: *apple* now refers only to the fruit of the apple-tree (as it did in OE), but no longer to any small and round fruit (or object); *beam* no longer refers to a 'tree'. Some OE plant names had a more complicated later history, because they were reinforced from French during the Middle English or Early Modern English period, or they died out first but were then newly borrowed from French, e.g. OE *cisten(-beam)*, *cistel(-beam)* - ModE *chest(nut-tree)*; OE *crocc* - ModE *crocus*; OE *cymen* - ModE *cumin*; OE *ele* - ModE *oil* and *olive*; OE *gingifer* - ModE *ginger*; OE *lufestice* - ModE *lovage*; OE *petersilie* - ModE *parsley*, etc.; cf. Sauer 2011, 70-71.

References²⁰

- d'Aronco, Maria Amalia: The Botanical Lexicon of the Old English Herbarium, Anglo-Saxon England 17(1988), 15-33.
- van Arsdall, Anne: Medieval Herbal Remedies. The Old English 'Herbarium' and Anglo-Saxon Medicine. London, Routledge 2002.
- Bauer, Renate/ Krischke, Ulrike, ed.: More than Words: English Lexicography and Lexicology Past and Present. Essays Presented to Hans Sauer on the Occasion of his 65th Birthday – Part I, ed. Renate Bauer and Ulrike Krischke. TUEPh 36. Frankfurt am Main etc. Peter Lang 2011.
- Bierbaumer, Peter: Der botanische Wortschatz des Altenglischen. 3 vols. Bern, Herbert Lang 1975-1979.
- Bierbaumer, Peter: Research into Old English Plant Names: 1969-2009. In: Bauer/Krischke 2011, 103-122.
- Bierbaumer, Peter/ Klug, Helmut W., ed.: Old Names – New Growth: Proceedings of the 2nd Symposium of the ASPNS (Anglo-Saxon Plant-Name Survey) 6th-10th June 2007, University of Graz, Austria, and Related Essays. Frankfurt am Main, Peter Lang 2011.
- Biggam, Carole P., ed.: From Earth to Art: The Many Aspects of the Plant-World in Anglo-Saxon England. Amsterdam, Rodopi 2003.
- Biggam, Carole, ed.: Magic and Medicine: Early Medieval Plant-Name Studies. Leeds: School of English, University of Leeds 2013. (=Studies in English, NS 44)
- Cameron, Angus: A List of Old English Texts. In: A Plan for the Dictionary of Old English, ed. Roberta Frank and Angus Cameron. Toronto, University of Toronto Press 1973.
- Cameron, Malcolm L: Anglo-Saxon Medicine.. Cambridge, Cambridge University Press 1993. (=CSASE 7)

²⁰ This is, of course, a very selective list; recent comprehensive bibliographies are provided by Bierbaumer 2011 and Krischke 2013. For the ASPNS and the DOEPN see above p. 3 with footnote 6.

The Old English Plant Names

- Carr, Charles: *Nominal Compounds in Germanic*. St. Andrews University Publications 41. London, Humphrey Milford 1939.
- EWDS = *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, ed. by Friedrich Kluge. 22nd ed. by Elmar Seebold et al. Berlin, de Gruyter 1989.
- Heizmann, Wilhelm: *Wörterbuch der Pflanzennamen im Altwestnordischen*. Berlin, de Gruyter 1993.
- Krischke, Ulrike: A Glimpse at Anglo-Saxon Biosystematics. In: Bauer/Krischke 2011, 81-101.
- Krischke, Ulrike: *The Old English Complex Plant Names. A Linguistic Survey and a Catalogue*. Frankfurt am Main etc.: Peter Lang 2013. (=TUEPh 39) [Review by C.P. Biggam in *Anglia* 132 (2014), 394-401]
- ODEE = *The Oxford Dictionary of English Etymology*, ed. by C. T. Onions et al. Oxford, Oxford University Press, 1966 [many reprints].
- Pettit, Edward, ed. and transl.: *Anglo-Saxon Remedies, Charms, and Prayers from British Library MS Harley 585: The 'Lacnunga'*. 2 vols. Lewiston, The Edwin Mellen Press 2001.
- Sauer, Hans: *Nominalkomposita im Frühmittelenglischen*. Tübingen, Niemeyer 1992.
- Sauer, Hans: Old English Plant Names in the *Épinal-Erfurt Glossary*. In: *Words, Lexemes, Concepts* [Festschrift L. Lipka], ed. Wolfgang Falkner/H.-J. Schmid. Tübingen, Narr 1999, 23-38.
- Sauer, Hans: Patterns of Loan-Influence on the Medieval English Plant Names, with Special Reference to the Influence of Greek. *Foreign Influences on Medieval English*, ed. Jacek Fisiak/ Magdalena Bator. Frankfurt am Main, Peter Lang 2011. 55-76.
- Sauer, Hans: Old English Plant Names with Suffixes, especially the Suffix *-el*. *Explorations in the English Language: Middle Ages and Beyond*. Festschrift for Professor Jerzy Welna on the Occasion of his 70th Birthday, ed. Joanna Esquibel and Anna Wojtyś. Frankfurt am Main, Peter Lang 2012, 213-228. (=EMLL 35)
- Sauer, Hans: *Vercelli Homilies and Word-Formation*. In: *Filologia Germanica/ Germanic Philology* 5 (2013): *La Prosa Anglosassone/Old English Prose*, 241-281.
- Singer, Charles: *From Magic to Science: Essays on the Scientific Twilight*. New York: Dover 1928 [reprint 1968].
- de Vriend, Hubert Jan, ed.: *The Old English Herbarium and Medicina de Quadrupedibus*. London, Oxford University Press 1984. (=EETS OS 286)
- Wenisch, Franz: *Spezifisch anglisches Wortgut in den nordhumbrischen Interlinearglossierungen des Lukasevangeliums*. Heidelberg, Winter 1979. (=Anglistische Forschungen 132)

Jón Axel Harðarson

Donat und Priscian in Island: Die Dritte Grammatische Abhandlung der Snorra-Edda¹

1

Die sogenannte Dritte Grammatische Abhandlung (DGA) stellt einen jener vier altisländischen grammatischen Traktate dar, die in einem Manuskript der Snorra-Edda, AM 242 fol. (dem Codex Wormianus aus der Zeit um 1350), bewahrt sind. Die Numerierung der Abhandlungen stimmt mit deren Reihenfolge im Manuskript überein. Die dritte Abhandlung ist auch in AM 748 I 4to (aus dem ersten Viertel des 14. Jh.s) sowie fragmentarisch in AM 757a 4to und AM 757b 4to überliefert (die Fragmente stammen aus der Zeit um 1400 bzw. aus dem 15. Jh.). Das Manuskript AM 748 I 4to bietet die älteste und vermutlich dem Original am nächsten liegende Textquelle. Der Text ist nicht komplett überliefert. Im 16. und letzten Kapitel des Werkes ist eine Lücke sowohl in AM 748 I 4to als auch im Codex Wormianus. In diesen Handschriften ist unterschiedlich viel vom Text weggefallen. Die anderen Handschriften helfen hier nicht.

Der Verfasser der Abhandlung ist Ólafr Þórðarson hvítaskáld. Es wird angenommen, daß er im Zeitraum von 1210–1212 geboren wurde; er starb im Jahr 1259. Sein Bruder war der Historiograph Sturla Þórðarson. Ólaf wuchs z.T. bei seinem Onkel Snorri Sturluson auf. Dort wird er eine für die damaligen Verhältnisse sehr gute Ausbildung bekommen haben, nicht zuletzt in der Poetologie. Ólaf war ein bekannter Dichter. Fragmente von seinen zwei Gedichten über König Hákon den Alten sind bewahrt, ebenfalls Fragmente von Gedichten über Aron Hjörleifsson und Thomas Becket, außer einzelnen Strophen (*lausavísur*). Verlorengegangen sind die Gedichte über den schwedischen König Eirík Eiríksson, den dänischen König Valdimar den Siegreichen und andere. Man nimmt an, daß Ólaf der Autor der *Knýtlinga saga*, der Geschichte der dänischen Könige, ist.

In den Jahren 1237–1242 oder etwas länger hielt Ólaf sich in Norwegen, Schweden und Dänemark auf, am längsten aber in Norwegen. Er wurde zum Subdiakon geweiht; er lebte zuletzt in Stafaholt in Borgarfjörður, wo er eine Zeitlang eine Priesterschule betrieb. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er die DGA als Lehrbuch für seine Schüler verfaßt hat.

¹ Den Teilnehmern an der Konferenz *Medieval Philologies Today*, die vom 2. bis 4. Dezember 2013 in Urbino stattfand, danke ich für anregende Diskussionen und wertvolle Hinweise.

Die DGA gliedert sich in zwei Hauptteile: Der erstere ist grammatischen, der letztere rhetorischen und poetologischen Fragestellungen gewidmet. In AM 748 I 4to beginnt der erstere Hauptteil mit der Überschrift „1. at greina hljóð“ (‘Die Unterscheidung von Lauten’), der letztere hat die Überschrift „10. kenningar donati“ (‘Donats Lehre’). Im Codex Wormianus fehlen beide Überschriften. Später haben die Herausgeber die beiden Hauptteile mit den Überschriften *Málfræðinnar grundvöllr* bzw. *Málskríðsfræði* (so bei Jón Sigurðsson et al. 1852) versehen.

Die Abhandlung stützt sich vornehmlich auf die klassischen Werke von Donat und Priscian. Um sich die Struktur der DGA zu vergegenwärtigen und eine erste Vorstellung davon zu gewinnen, inwieweit die Abhandlung den klassischen Vorbildern entspricht, empfiehlt es sich, ihre Kapitelgliederung mit der Disposition der Werke von Priscian und Donat zu vergleichen:

Dritte Grammatische Abhandlung

[*Málfræðinnar grundvöllur*]

1. At greina hljóð
2. Frá stafa skipti ok tíma
- 3–4. Um tilfelli stafs
- 5–8. [Um samstöfur]
9. [Um sögnina og parta málsgreinar]

Prisciani *Institutiones grammaticae*
(libri duodeviginti)

Liber primus

1. De voce
2. De litera
3. De ordine literarum

Liber secundus

1. De syllaba
2. De dictione
3. De oratione
4. De nomine
5. De patronymicis
6. De possessivis

Donati *Ars (grammatica) maior*

[*Pars prima*]

1. De voce
2. De littera
3. De syllaba
4. De pedibus
5. De tonis
6. De posituris

[*Pars secunda*]

7. De partibus orationis
8. De nomine
9. De pronomine
10. De verbo
11. De adverbio
12. De participio
13. De coniunctione
14. De praepositione

[Málskrúðsfræði]	15. De interiectione
10. Kenningar Donati	[Pars tertia]
11. De barbarismo	16. De barbarismo
12. Hér hefr upp solæcismum	17. De soloecismo
13.[Um aðra löstu]	18. De ceteris vitiiis
14. Hér eru merktir lestir metaplasmí	19. De metaplasmo
15. De scemalexeo	20. De schematibus
16. De tropo et metaphora {e}	21. De tropis

Im grammatischen Teil werden die lateinischen Termini in der Regel übersetzt. Die isländische Terminologie stimmt zum großen Teil mit der der Ersten Grammatischen Abhandlung (EGA, aus der Zeit 1130–1140) überein. In der DGA wird jedoch kein Versuch unternommen, die Sprachlaute ähnlich wie in der EGA zu distinguieren; hier werden nur elementare Dinge erörtert. Der Buchstabe hat in Übereinstimmung mit der Lehre Donats und Priscians drei *Accidentia*: *nafn* ‚Name‘, *figúra* ‚Gestalt‘, *veldi/mátt* ‚Macht‘ (lat. *nomen*, *figura*, *potestas*). Das dritte *Accidens* (*potestas*) bezieht sich auf die Lautwerte, welche die Buchstaben repräsentieren (vgl. *Prisc. Inst.* I,8: *potestas autem ipsa pronuntiatio*).

3

Schauen wir uns jetzt den grammatischen Teil der DGA besser an. Wie gesagt haben die Herausgeber ihn als *Málfræðinnar grundvöllur* bezeichnet (direkt übersetzt: ‚Die Grundlage der Grammatik‘). Diese Bezeichnung ist in Anlehnung an den Titel von Priscians Werk *Institutiones grammaticae* entstanden, auf dem der grammatische Teil der DGA zum größten Teil beruht. Um einem Mißverständnis vorzubeugen, sei gleich bemerkt, daß es sich bei Ólafs Werk nicht um eine Art Übersetzung handelt. Vielmehr bilden die ersten zwei Bücher von Priscians *Institutiones* eine Grundlage für Ólafs Ausführungen.

Bereits am Anfang zeigt Ólaf, daß er Priscian nicht genau folgt. Ohne einen Prolog beginnt die DGA mit einer Diskussion über verschiedene Arten von Lauten, auch von Lauten, die von spirituellen Dingen stammen. Unsicher ist, ob das Werk ursprünglich einen Prolog gehabt hat, der jetzt verlorengegangen ist.

Die einleitende Diskussion über die Laute beruht auf keinen bekannten Vorbildern in der grammatischen Literatur (cf. Ólsen 33, Jónsson 20, Raschellà 1983, 303 und Micillo 620–621). Allerdings gibt es gewisse Parallelen in der Zweiten Grammatischen Abhandlung (cf. Raschellà 1983, 303, Micillo 621).² In philosophischen und theologischen Schriften wird gewiß über die Opposition körperlicher und spiritueller Dinge gesprochen, aber unbekannt ist, daß sie sich auf Laute bezieht wie in der DGA.

² Als beeinflussende Quelle der einleitenden Kapitel der Zweiten und Dritten Grammatischen Abhandlung ist das (aus dem 4. Jh. stammende) Werk *Instituta artium* des Pseudo-Probos gelegentlich genannt worden (cf. Raschellà 1998, 121 sowie die dort zitierte Literatur).

Nach der Diskussion über die Laute wendet Ólaf sich dem Begriff *vox* zu, den er korrekterweise mit dem Wort *rödd* übersetzt. Dafür bietet er zwei Definitionen. Die erste lautet folgendermaßen:

Rödd er hljóð framfært af kvikvendis munn, formerat af ix náttúrligum tólum, lungum ok barka, tungu ok tveim vörum ok iiiii tönnum. (Jónsson 21)

„Stimme ist der Laut, der vom Mund eines Lebewesens hervorgebracht und von 9 natürlichen Werkzeugen gebildet wird: den Lungen und der Kehle, der Zunge und zwei Lippen und 4 Zähnen.“

Die engste Parallele dieser Definition findet sich beim englischen Philosophen Roger Bacon (ca. 1220–1292). Er erklärt die *vox* wie folgt:

Alio modo [i.e. proprie] dicitur vox sonus prolatus ab ore animalis, (...) naturalibus instrumentis formatus, que sunt hec, pulmo, guttur, dentes, lingua, palatum, labia. (Steele 233)

Es scheint klar zu sein, daß beide Autoren entweder die gleiche Quelle oder Quellen, die der gleichen Wissenschaftstradition angehörten, benutzt haben (cf. Micillo 76–77). Bei der zweiten Definition von *rödd* verweist Ólaf auf Priscian und sagt:

En Priscianus kallar rödd vera hit grannligsta loptins högg ok eiginliga eyrum skiljanligt. Rödd greiniz á marga vega, önnur rödd er ritanlig, en önnur óritanlig. Óritanlig rödd er sú, er eigi má stöfum greina; ritanlig rödd er önnur merkilig, en önnur ómerkilig. Ómerkilig rödd er sú, er til engrar merkingar er þröngd, sem búba, blictrix. Merkilig rödd er önnur af náttúru, önnur af setning eða sjálfvilja. Merkilig rödd af náttúru er barnagrátr eða sjúkra manna stynr ok annat þvilíkt. Merkilig rödd af setning er sú, er framfæriz af sjálfvilja manns sem þetta nám: maðr merkir kvikendi skynsamligt ok dauðligt. (Jónsson 21–22)

„Priscian bezeichnet die Stimme als den dünnsten Schlag der Luft,³ der als solcher mit den Ohren vernehmbar ist. Die Stimme wird auf verschiedene Weise unterschieden; die eine Stimme ist schreibbar, die andere unschreibbar. Die unschreibbare Stimme ist die, welche nicht durch Buchstaben gegliedert werden kann; die schreibbare Stimme ist teils bedeutungstragend, teils nicht bedeutungstragend. Die nicht bedeutungstragende Stimme ist die, welche sich auf keine Bedeutung beziehen läßt, wie *buba*, *blictrix*. Die bedeutungstragende Stimme wird teils durch (den Instinkt der) Natur, teils durch Absicht oder Willen hervorgerufen. Bedeutungstragende Stimme, die durch Natur entsteht, ist das Weinen von Kindern oder das Stöhnen kranker Leute und andere derartige Dinge. Bedeutungstragende Stimme, die durch Absicht entsteht, ist die, welche durch den Willen eines Menschen hervorgebracht wird, wie dieser Satz: Mensch bezeichnet ein vernünftiges und sterbliches Lebewesen.“

Laßt uns das, was Priscian sagt, zum Vergleich heranziehen:

³ Hier ist die Schwingung der Luft gemeint.

Philosophi definiunt, vocem esse aerem tenuissimum ictum vel suum sensibile aurium, id est quod proprie auribus accidit. et est prior definitio a substantia sumpta, altera vero a notione, quam Graeci ἔννοιαν dicunt, hoc est ab accidentibus. accidit enim voci auditus, quantum in ipsa est.

Vocis autem differentiae sunt quattuor: articulata, inarticulata, literata, illiterata. articulata est, quae coartata, hoc est copulata cum aliquo sensu mentis eius, qui loquitur, profertur. inarticulata est contraria, quae a nullo affectu profiscitur mentis. literata est, quae scribi potest, illiterata, quae scribi non potest. inveniuntur igitur quaedam voces articulae, quae possunt scribi et intellegi, ut:

Arma virumque cano,

quaedam, quae non possunt scribi, intelleguntur tamen, ut sibili hominum et gemitus: hae enim voces, quamvis sensum aliquem significant proferentis eas, scribi tamen non possunt. aliae autem sunt, quae, quamvis scribantur, tamen inarticulatae dicuntur, cum nihil significant, ut 'coax', 'cra'. aliae vero sunt inarticulatae et illiteratae, quae nec scribi possunt nec intellegi, ut crepitus, mugitus et similia. (*Inst.* I,1)

Es ist deutlich, daß Ólaf Priscians Text nicht genau folgt, auch wenn er ihn zitiert. Erstens erzählt Priscian, wie die Philosophen den Begriff *vox* definiert haben. Ólaf hingegen erwähnt sie nicht, sondern verweist auf Priscians „eigene Definition“. Zweitens sagt Priscian, daß *vox* als *aer (tenuissimus) ictus* („geschlagene Luft“) definiert worden sei, Ólaf dagegen spricht von (*hit grannligsta*) *loptsins bögg* („Schlag der Luft“). Unzweideutig ist, daß die Form *ictum* in Priscians Text den Akk. Sg. m. des Part. Prät. von *icio* und nicht den Akk. Sg. des Substantivs *ictus* ‚Schlag‘ darstellt (vgl. *Prisc. Inst.* I,2: et vox, quae ex aere icto constat, corpus esse ostenditur). Drittens nimmt Priscian zwei Oppositionen hinsichtlich der distinktiven Merkmale (differentiae) von *vox* an: einerseits *articulata* : *inarticulata*, andererseits *literata* : *illiterata*. Seine Auffassung von der *vox articulata* (d.h. als *copulata cum aliquo sensu mentis*) ist in der Lehre verwurzelt, daß die durch Überlegung bzw. Absicht entstehende Stimme – wie die eines Menschen – artikuliert sei.⁴ In Priscians System ist die *articulatio* der *vox* mit der *significatio* identisch (cf.

⁴ Vgl. *Davidis in Porphyrii isagogen prooemium*, Kap. 2 (Busse 1904, 83): ἡ φωνὴ διττὴ ἐστίν· ἢ γὰρ ἔναρθρος ἐστίν ἢ ἀναρθρος. καὶ ἔναρθρος μὲν ἢ ἐκ διανοίας προβαλλομένη ὡσπερ ἢ τοῦ ἀνθρώπου, ἀναρθρος δὲ ὡσπερ ἢ τῶν ἀλόγων ζώων καὶ ὁ ἦχος ὁ ἀπὸ λίθου ἢ ξύλου γινόμενος („Die Stimme ist zweierlei Art: sie ist entweder artikuliert oder inartikuliert. Artikuliert ist die Stimme, die aus einem Gedanken hervorgeht, wie die eines Menschen, unartikuliert aber ist die Stimme der sprachlosen Tiere sowie der durch Stein oder Holz entstehende Schall“); vgl. ferner *Σχόλια εἰς τὴν Διονυσίου γραμματικὴν*, *Anecdota Graeca* II (Bekker 676–677): Ἐπειδὴ δὲ διττὴ ἐστίν ἡ φωνὴ – ἢ γὰρ ἔναρθρος ἐστίν ἢ γούνη ἐγγράμματος, ὡς ἢ ἐκ διανοίας ἀνθρωπίνης προβαλλομένη, ἢ ἀναρθρος, τοῦτέστι μὴ δυναμένη γραφῆναι, ὡς ἢ τῶν ἀλόγων ζώων καὶ ὁ ἦχος ὁ ἀπὸ σιδήρου ἢ ξύλου ἢ τινοσ τοιοῦτου γινόμενος („Denn die Stimme ist zweifach: sie ist entweder artikuliert, d.h. schriftlich fixierbar, wie die, welche aus einem menschlichen Gedanken hervorgeht, oder unartikuliert, d.h. sie läßt sich nicht schriftlich festhalten, wie die Stimme der sprachlosen Tiere sowie der durch Eisen oder Holz oder etwas derartiges entstehende Schall“). Bei diesem zweiten Beispiel sehen wir die sonst gelegentlich zu

Eco et al. 12 und Manetti 19).⁵ Freilich vertreten einige Gelehrte die Meinung, daß eine Stimme gleichzeitig artikuliert und nicht-signifikativ bzw. inartikuliert und signifikativ sein kann.⁶ Im Gegensatz zu Priscian hat Ammonius Hermiae in seinem Kommentar zu Aristoteles' *Περὶ ἑρμηνείας* (*De interpretatione*) die Oppositionen (φωνή) σημαντική : ἄσημος und ἐγγράμματος : ἀγράμματος, die auf Latein durch (*vox*) *significativa* : *non significativa* bzw. *litterata* : *illitterata* wiedergegeben wurden (so z.B. bei Wilhelm von Moerbeke, der Ammonius' Kommentar übersetzte).⁷ Er bemerkt, daß statt ἐγγράμματος und ἀγράμματος einige ἔναρθρος und ἄναρθρος sagen. Das gleiche Schema wurde von Thomas Aquinas übernommen (cf. Eco et al. 8–9). Dieser Tradition scheint Ólaf näher zu stehen als jener von Priscian. In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, daß er den Begriff der Semantizität (*merkilig* : *ómerkilig rödd*) verwendet. Ferner kann darauf hingewiesen werden, daß er als Beispiel für eine nicht bedeutungstragende Stimme den Ausdruck *blitrix* (neben *buba*) verwendet, der offenbar eine Entstellung von βλίτυρι bei Ammonius bzw. von dem bei Aquinas vorkommenden *blitris* darstellt.⁸ Priscian dagegen hat *coax* und *cra*.⁹ Schließlich kann erwähnt werden, daß Ólafs Beispiel für eine durch den Willen eines Menschen hervorgebrachte bedeutungstragende Stimme (maðr merkir kvikendi skynsamligt ok dauðligt) aus Priscians 11. Buch stammt (*Inst.* XI,10: homo est animal rationale, mortale, disciplinae capax).

Im 3. und 4. Kapitel bespricht Ólaf die *Accidentia* der Buchstaben. Hier geht es nicht um das auf dem lateinischen Alphabet beruhende Schriftsystem

beobachtende Gleichsetzung der Oppositionen (φωνή) ἔναρθρος : ἄναρθρος auf der einen und ἐγγράμματος : ἀγράμματος auf der anderen Seite.

⁵ Zur Verbindung von *articulatio* und *significatio* vgl. z.B. *Scholía in Dionysii Thracis Artem grammaticam, Scholía Londinensia*, §3 (Hilgard 478): αὐται γὰρ αἱ φωναὶ καὶ ἔναρθροὶ, καθὼ οἶδαμεν τί σημαίνουσι (diese Ausdrücke sind auch artikuliert, insofern wir wissen, was sie bezeichnen).

⁶ Davides Philosophus (Busse 1904, 84) nimmt den Hippokentaur als Beispiel für eine artikuliert und nicht-signifikative Stimme (Ausdruck); sie sei deshalb nicht-signifikativ, weil sie den realen Gegebenheiten nicht entspricht, einen Hippokentaur gibt es ja nicht. Auf der anderen Seite dient ihm das Bellen der Hunde als Beispiel für eine inartikuliert und signifikative Stimme; inartikuliert sei sie, weil sie nicht die Stimme eines Menschen ist.

⁷ Der Originaltext wurde von Busse (1897) herausgegeben (die genannten Distinktionen der φωνή werden auf S. 31 erörtert). Die Übersetzung Wilhelms von Moerbeke wurde von Verbeke (1961) kritisch ediert. (Zur Übersetzungstätigkeit Wilhelms von Moerbeke hat Roger Bacon folgendes bemerkt: Et Willielmus iste flemingus, ut notum est omnibus parisiis litteratis, nullam novit scientiam in lingua graeca, de qua praesumit, et ideo omnia transfert falsa et corrupit sapientiam Latinorum; Genaueres dazu bei Rudberg 9).

⁸ Dieses *blitris* beruht wiederum auf einer Entstellung von gr. βλίτυρι, das die Bedeutung ‚(unbedeutendes) Schwirren auf einer Harfensaiten‘, später auch ‚bedeutungsloser Klang‘, hatte. Dieser augenscheinlich onomatopoetische Ausdruck wurde in den Formen *blityri*, *bliteri* etc. in das Mittellatein übernommen (siehe dazu Ulrich 16).

⁹ Dabei handelt es sich um onomatopoetische Nachbildungen des Froschgequaks bzw. des Krähengekrächzes. In Aristophanes' Fröschen ist βρεκεκεκεξ κοῦξ κοῦξ (209, al.) bzw. κοῦξ κοῦξ (214, al.) belegt.

der Isländer, sondern um das nordische *Fuþark*. Der Grund dafür ist sicher die Entscheidung Ólafs, die klassische Grammatiktheorie auf einheimisches bzw. nordisches Material anzuwenden. Das lateinische Alphabet gehörte nicht zum einheimischen Kulturerbe.

Das nordische Runenalphabet (*norrant stafgröf*) wird nach der Methode Priscians analysiert. In der jeweiligen Gruppe von Runen/Lauten entspricht die Anordnung der Zeichen hingegen ihrer Reihenfolge im Runenalphabet.

Der Runenabschnitt der DGA hat die Philologen auf dem Gebiet der Nordistik lange interessiert. Im Prolog zu den grammatischen Abhandlungen der Snorra-Edda wird erzählt, daß Þóroddr rúnameistari („Runenmeister“) und Ari Þorgilsson zur schriftlichen Wiedergabe des Isländischen eine Runenreihe auf der Basis des jüngeren *Fuþarks* erstellt und dem lateinischen Alphabet entgegengesetzt hätten. Björn M. Ólsen war der Meinung, es habe sich dabei um einen Traktat über die Reformation des Runenalphabets gehandelt, den Ólaf in die DGA eingearbeitet habe (cf. Ólsen XXII–XXIII). Wie Finnur Jónsson (15–16) jedoch betont hat, setzt Ólafs Präsentation der Runen gewiß keine schriftliche Quelle voraus. Die Ansicht, daß die isländische grammatische Literatur mit dem vermeintlichen Traktat Þórodds (und Ari) beginne, erreichte ihren Höhepunkt, als Kusmenko vor zwanzig Jahren folgende Behauptung aufstellte: „Der Verfasser der EGA hat vieles dem Traktat des Runenmeisters entlehnt, unter anderem das Verfahren, Minimalpaare zu vergleichen, um die Notwendigkeit der neuen Schriftzeichen zu beweisen“ (Kusmenko 90). Die Haltlosigkeit dieser Behauptung hat Ulvestad (55–58) nachgewiesen.

Im Abschnitt über die Silbendauer (Kap. 4) schließt Ólaf sich wieder der Priscianschen Lehre an, nach welcher Silben nicht nur ein, zwei oder drei, sondern auch anderthalb und zweieinhalb „Tempora“ (d.h. Moren) haben können (Genaueres dazu bei Harðarson 61–63).

Bei seiner Besprechung der Akzentverhältnisse (*hljóðsgreinir*, Kap. 8) versucht Ólaf in Anlehnung an die römischen Grammatiker, das System des Griechischen der eigenen Sprache anzupassen. Für das Isländische setzt er also die Akzente *Akut*, *Gravis* und *Zirkumflex* (*hvassa hljóðsgrein eða þunga eða umbeygðiliga*) an. In letzter Zeit ist die Möglichkeit diskutiert worden, ob die DGA Evidenz dafür bietet, daß das Altisländische des 13. Jh.s einen Tonhöhenakzent gehabt habe wie das heutige Norwegische und Schwedische. Dabei hat man sich vor allem auf eine Stelle im poetologischen Teil gestützt, wo von der Art des Barbarismus gesprochen wird, die durch Hinzufügung eines Akzents entsteht. Gemeint ist, daß ein Zirkumflex an die Stelle eines Akuts tritt.¹⁰ Das Beispiel, das Ólaf dafür anführt, lautet folgendermaßen:

¹⁰ Hier ist zu bedenken, daß Ólaf den Zirkumflex in Übereinstimmung mit der allgemeinen Lehre als einen aus Akut und Gravis zusammengesetzten Akzent auffaßte, wie schon sein Zeichen andeutete (´ = ´+´). So konnte seiner Meinung nach ein Akut durch Hinzufügung eines Gravis in einen Zirkumflex umgewandelt werden.

Ef væri Bil báru
brunnins logs sú er unnum
opt geri ek orða skipti
einrænlega á bænum. (Jónsson 46)

‚Wenn (nur) die Frau, die ich liebe, am Hof (/bei den Gebeten) wäre; oft tausche ich die Wörter in seltsamer Weise (oder: oft führe ich Gespräche auf ungesellige Weise (d.h. oft führe ich Selbstgespräche)).‘

In dieser Strophenhälfte ist die Wortform *bænum* doppeldeutig; sie kann Dat. Sg. von *bær* ‚Hof‘ mit angehängtem Artikel und Dat. Pl. von *bæn* ‚Gebet‘ sein. Der Textzusammenhang zeigt aber, daß der Dichter den Dat. Sg. von *bær* ‚Hof‘ gemeint hat. Doch liegt hier ein Wortspiel vor. Den Worten Ólafs ist zu entnehmen, daß die zwei Formen unterschiedlichen Akzent hatten. Die Form des Dat. Sg. soll eine zirkumflektierte, die des Dat. Pl. dagegen eine akutierte erste Silbe gehabt haben.

Jetzt haben Myrvoll und Skomedal (89–93) eine andere Interpretation dieser Textstelle vorgeschlagen. Nach ihrer Meinung besteht der Unterschied der besagten Formen in der Tat darin, daß in Übereinstimmung mit der Evidenz des Norwegischen und Schwedischen der Dat. Sg. von *bær* mit dem angehängten Artikel Tonem 1, der Dat. Pl. von *bæn* dagegen Tonem 2 gehabt habe. Dieser Auffassung hat sich Haukur Þorgeirsson (213–232) angeschlossen. Ich bin hingegen der Ansicht, daß sich Ólafs Worte nicht weniger plausibel auf andere Weise erklären lassen.

Wenn man sich das, was Ólaf über die Akzentverhältnisse im Isländischen sagt, im Ganzen anschaut, wird klar, daß seine Ideen darüber ziemlich verworren sind. Einerseits sagt er, daß die erste Silbe von *bæreysti* ‚Lärm‘, *bára* und *sára* (wahrscheinlich Gen. Pl. von *bár* ‚Haar‘ bzw. *sár* ‚Wunde‘) Gravis habe, andererseits, daß die erste Silbe von *Mána* (Gen. Sg. von *Máni* PN) und Dat. Pl. *bænum* akutiert sei. Diese Schwankung erinnert an Priscians Akzentanalyse von Wortformen wie *ára* ‚Altar‘, Nom. Pl. *árae*, Gen. Pl. *árarum* oder *hámus* ‚Haken‘, Dat./Abl. Pl. *hámis*, Gen. Pl. *hámorum*. Die Distribution von Zirkumflex und Akut richtet sich hier nach dem griechischen Vorbild. Auf der anderen Seite scheint Ólaf eine recht stabile Vorstellung davon zu haben, welche Wortformen im Isländischen Zirkumflexakzent haben. Dabei handelt es sich um einsilbige Wortformen wie *raust* ‚Stimme‘, *árs* ‚Jahr‘ (Gen. Sg.), *sárs* ‚Wunde‘ (Gen. Sg.), *tvén* ‚doppelt‘ (Nom. Pl. n.), *þrén* ‚dreifach‘ (Nom. Pl. n.), *má* ‚kann‘ (3. Sg. Ind. Präs. von *meða*) und *ná* ‚bekommen‘, d.h. Formen, die einen Diphthong bzw. Langvokal mit oder ohne nachfolgenden Konsonant bzw. Konsonantengruppe haben.

Den Dat. Sg. *bænum* hat Ólaf selbstverständlich als *bæ+(i)num* analysiert. Die Form *bæ* (ohne den Artikel) hat in Übereinstimmung mit Ólafs System Zirkumflexakzent gehabt. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß das Anhängen des Artikels ein rezentes Phänomen im Nordischen ist. Vieles deutet darauf hin, daß der Artikel lange als selbständiges Wort aufgefaßt wurde. In den ältesten Handschriften wird er gelegentlich getrennt geschrieben. Als Beispi-

dafür können Schreibungen wie *trua en* und *dicameeN* (statt *truan* = *trúan* und *dicameN* = *líkamenn*) im Isländischen Homilienbuch angeführt werden (cf. Ólsen 176, Noreen 317 und De Leeuw van Weenen 149). Wenn man dies berücksichtigt, wird klarer, wie Ólaf der Meinung sein konnte, daß die erste Silbe des Dat. Sg. *bá-num* Zirkumflexakzent gehabt habe.¹¹

Der grammatische Teil der DGA schließt mit einem kurzen Abschnitt (Kap. 9) über die Redeteile (*partes orationis*). Der kleinste Teil der Rede ist die *sögn*, womit das lateinische Wort *dictio* übersetzt wird. Ólaf erwähnt jedoch, daß dieser Redeteil im allgemeinen *orð* 'Wort' genannt wird. Die acht Redeteile der klassischen Grammatik, d.h. *nomen*, *pronomen*, *verbum*, *adverbium*, *participium*, *conjunctio*, *praepositio*, *interjectio*, werden mit *nafn*, *fornafn*, *orð*, *viðrorð*, *bluttekning*, *samtenging*, *fyrirsetning*, *meðalorþning* übersetzt. Das Nomen teilt sich in *undirstaðiligt* und *viðrleggjánligt nafn* (*nomen substantivum et adjectivum*).

Die obigen Ausführungen stützen die Auffassung, daß Ólaf einige der vielen Kommentare zu Priscians Grammatik, die es im Mittelalter gegeben hat, neben dem Originaltext verwendet hat. Freilich ist es auch möglich, daß er Anthologien oder Vorlesungsmitschriften zur Hand hatte, wo er sich über die Ideen einiger Kommentatoren informieren konnte. Es ist wahrscheinlich, daß Isländer, die im Ausland studiert hatten, solche Texte mit nach Hause gebracht haben (cf. Clunies Ross 1987, 14, 63).¹²

4

Im poetologischen Teil der DGA werden Begriffe der lateinischen Stilistik anhand isländischer Beispiele erläutert. Dieser Teil gewährt uns Einsicht darin, welche Gedichte gebildete Isländer im 13. Jahrhundert gekannt haben; er zeigt, welche Kenntnis Ólaf bei seinen Lesern voraussetzt. Mit Hilfe der DGA können wir uns ein verhältnismäßig klares Bild vom Zustand der skaldischen Dichtung in Island gegen die Mitte des 13. Jh.s machen, zumindest im Milieu von Ólafur Þórðarson und Snorri Sturluson. Ólaf nennt 34 Dichter und führt 123 poetische Beispiele an (cf. Sigurðsson 106). Bei den meisten dieser Beispiele handelt es sich jedoch nur um Bruchteile von Strophen.

¹¹ An dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß auch mein Kollege Kristján Árnason die Evidenz der DGA für die Annahme, daß das Altisländische einen Tonhöhenakzent gehabt habe, in Zweifel zieht (cf. Árnason 196–197). Ich werde dieses Problem an anderer Stelle ausführlicher behandeln.

¹² In jüngster Zeit hat Gade über den Einfluß von Ælfrics Grammatik in Island gehandelt. Sie zeigt, daß das isländische Fragment AM 921 III 4to die Kopie eines Abschnitts dieser Grammatik darstellt, wo die Konjugation des Verbs *amo* gelehrt wird (s. Gade 335–338). Ob auch Ólaf Ælfrics Grammatik gekannt und benutzt hat, bleibt dagegen unsicher. Auf der anderen Seite halte ich es für unzweifelhaft, daß die Engländer durch die (von Alfred dem Großen angeregte) Weiterverarbeitung der kontinental-kulturellen Tradition in ihrer eigenen Sprache die Isländer stark beeinflusst haben.

Im folgenden wird anhand eines Beispiels gezeigt, wie Ólaf die Lehre Donats auf das einheimische Material angewandt hat. Charakteristisch für Ólafs Methode ist die Besprechung der Stilfigur *cacenphaton*. Dazu sagt Donat:

Cacenphaton est obscena enuntiatio vel in composita dictione vel in uno verbo, ut ‘numerum cum navibus aequet’, ‘arrige aures Pamphile’. (*Ars maior* III,3)

Im ersten Beispiel ist von Aeneas die Rede, der sieben gewaltige Leiber zu Boden streckt und sie mit der Zahl der Schiffe gleichmacht (*Aen.* I,193). Hier steht *numerum cum navibus aequet* ‚er macht die Zahl mit den Schiffen gleich‘ statt *cum numero navium aequet*. Ein weiterer Fehler oder Laster („pöbelhafte Aussage“) besteht in der Verwendung der Präposition *cum* vor einem Wort, das mit *n* anlautet (Ziolkowski 52). Im zweiten Beispiel, das von Terenz stammt (*Andr.* 5,4,30), liegt der Fehler in der Wortwahl, d.h. *arrige aures* ‚spitz die Ohren‘. Ólaf dagegen führt vier Beispiele für diese Stilfigur an, und zwar:

Fór ór Vík á vári. (Jónsson 55)

Hier besteht der Fehler in der Verwendung von *fór ór*, d.h. der Wiederholung der Lautfolge *ór*.

Skjaldbraks skylja mildum
skipreiðu mér heiða. (Jónsson 55)

Dazu wird bemerkt, daß der gleiche Laut, d.h. *s*, sowohl im Auslaut von *skjaldbraks* als auch im Anlaut des folgenden Wortes steht.

Skíð gekk fram at flæði
flóðs í hreggi óðu. (Jónsson 55)

In diesen Versen heißt es, daß ein Schiff „ging“. Schiffe können aber nicht gehen, nur Menschen und Tiere.

Hringtælir gaf hálu
hlýrsólar mér dýra
oss kom hrund til handa
hræpolls drifin gollí
sút þá er Herjans hattar. (Jónsson 56)

Hier liegt eine Stilfigur vor, die Ólaf *nykrat* oder *finngálkenat* nennt (s. dazu Erlingsson 1998 und 1999, 73–80). Diese Wörter sind von *nykr* bzw. *finngálken* abgeleitet. Dabei handelt es sich um Bezeichnungen für mythische Wesen, die ihre Gestalt wechseln können. Die besagte Figur taucht in *nýgjörvingar* (eig. ‚Neubildungen‘) auf. Das ist ein technischer Ausdruck für die über eine Strophenhälfte durchgehende Metaphorisierung. In der vorliegenden Strophe werden verschiedene Kenningar für ‚Axt‘ verwendet. Das *nykrat* besteht darin, daß die gleiche Metaphorik in der ganzen Strophe nicht beibehalten wird. Die Axt wird als Trollfrau des Schildes, Walküre und Kummer des Helms bezeichnet.

Dies entspricht der Lehre Snorris. In *Háttatal* führt er eine Strophe als Beispiel für *nýgjörvingar* an. Dort wird ein Schwert ein Wurm genannt. Dafür

werden vier Wörter verwendet: *nadr*, *ramsáker*, *linnr*, *ormr*. Nachdem Snorri die Metaphorik erklärt hat, bemerkt er:

Þá þykkja nýgjörvingar vel kveðnar ef þat mál er upp er tekit haldi of alla vísulengð. *En *ef *sverð *er ormr kallaðr, <en síðan> fiskr eða vöndr eða annan veg breytt, þat kalla menn nykrat, ok þykkir þat spilla. (Faulkes 7)

„Nýgjörvingar gelten dann als gut gelungen (eig. gut gedichtet), wenn die hervorgerufene Vorstellung in der ganzen Strophe beibehalten wird. Wenn aber ein Schwert als Wurm bezeichnet wird, dann wiederum als Fisch oder Stab oder auf andere Weise verändert wird, dann wird das *nykrat* genannt und das gilt als mißlungen.“

In der Vierten Grammatischen Abhandlung wird diese Stilfigur auch besprochen und dabei verweist der Autor auf Ólaf.

5

Vergleicht man die grammatisch-rhetorische Abhandlung Ólafs mit Snorri Sturlusons *Edda*, stellt man folgendes fest: Die Snorra-Edda ist im Grunde ein Handbuch für Skalden. Im ersten Teil (*Gylfaginning*) wird die Mythologie behandelt, deren Kenntnis eine Voraussetzung für das Verständnis der in der Skaldik verwendeten Kenningar darstellt; im zweiten Teil (*Skáldskaparmál*) werden die Kenningar erörtert; im dritten und letzten Teil (*Háttatal*) werden die verschiedenen Metren exemplifiziert und kommentiert. Die Snorra-Edda beschäftigt sich ausschließlich mit der genuin nordischen Skaldendichtung. Im Gegensatz dazu wendet Ólaf in seiner Abhandlung die grammatische und rhetorische Lehre der Antike auf die nordische Sprache und Dichtung an. Er hatte offenbar die Intention, mit Hilfe der klassischen Rhetorik eine neue nordische Poetik zu schaffen (cf. Ólsen XLI). Ólafs Abhandlung, in der griechisch-römische Gelehrsamkeit und einheimische Dichtungstradition miteinander verbunden werden, stellt somit eine Ergänzung zu Snorris Edda dar.

In seiner Ausgabe der DGA vergleicht Thomas Krömmelbein dieses Werk mit der Snorra-Edda. In dem Umstand, daß die erste Beispielstrophe in Ólafs Abhandlung aus Snorris *Háttatal* stammt, sieht er eine „Hommage des Neffen an seinen Onkel“ (Krömmelbein 28). Dieser Hommage soll dann im ersten Abschnitt des letzteren Hauptteils (Kap. 10) die Abkehr folgen. Anlaß zu dieser Interpretation bietet der folgende Passus (hier nach AM 748 I 4to zitiert):

Þræssi bok ma gæta skilia, at öll ær æin listin skalld skapr sa (AM 242 fol.: at öll er æin maals listin, sv) ær romverskir spækingar namv iathænis borg a græklandi ok snerv siþan i latinu mal, ok sa lioda háttr æða skalldskapr, ær oðinn ok aðrir asiamenn flvttv norðr higat i norðr halfv heimsins, ok kendv monnum a sina tvngv þæsskonar list, *sva sæm þeir höfðv skipat ok nvmit isialfv asia landi, þar sæm mæst var frægð* (AM 242 fol.: fegrð) ok rikdomr ok froðlækir veraldarinnar.

„Mit Hilfe dieses Buches kann man genau verstehen, daß die Kunst ganz die selbe ist, die Dichtung (daß die Sprachkunst ganz die selbe ist, jene), welche die

römischen Gelehrten in der Stadt Athen in Griechenland lernten und danach in die lateinische Sprache übertrugen, und das Versmaß oder die Dichtung, welche Odin und andere Asiaten hierher in die nördlichen Regionen der Welt brachten und die Menschen in ihrer Sprache lehrten, so wie sie selbst jene Kunst in Asien eingerichtet und gelernt hatten, dort, wo es am meisten Ruhm (Schönheit) und Macht und Gelehrsamkeit in der Welt gab.⁶

In diesem Passus glaubt Krömmelbein eine „entschiedene Gegenposition“ zu Snorris Standpunkten sehen zu können. Dazu bemerkt er: „Anders als im Snorra Edda-Prolog, wo die Migration der Asen direkt von Troja und ohne ‘Umweg’ über Rom erfolgt, betont Ólaf mit dem Gedanken der *translatio studii* den Weg der Wissenschaft und Gelehrsamkeit von Griechenland über Rom und de[n] Kontinent nach Island“ (Krömmelbein 29). Nach Krömmelbein besteht „Ólafs kritische Stellungnahme gegen Snorri“ darin, daß Ólaf einen gemeinsamen Ursprung der einheimischen Dichtung Islands und der antiken Dichtung postuliert, während Snorri die Skaldik für eine genuin nordische Dichtungsart hält. Dies erkläre auch den Unterschied zwischen den Poetiken Ólafs und Snorris. Wegen der von Snorri vertretenen Auffassung habe es für ihn keinen Grund gegeben, „antike Rhetorik auf die eigene Dichtungstradition anzuwenden“ (Krömmelbein 30).

Diese Interpretation, der sich Clunies Ross (2005, 191) im wesentlichen anschließt, beruht auf einem Mißverständnis. Sowohl Snorri als auch Ólaf sind der Meinung, daß Odin und die anderen Asen bei ihrer Einwanderung in den Norden die Sprach- bzw. Dichtkunst mitgebracht haben. Dieser Standpunkt Snorris geht deutlich aus dem 6. Kap. der *Ynglinga saga* hervor. Dort wird erzählt, daß Odin alles in Reimen (*hendingar*, die für die Skaldendichtung charakteristisch sind) gesprochen habe; ferner, daß er die Menschen diese Dichtkunst gelehrt habe. Somit ist Snorri keineswegs der Auffassung, daß die Skaldik eine genuin nordische Dichtungsart darstellt. Folglich besteht kein diesbezüglicher Meinungsunterschied zwischen Snorri und Ólaf.¹³ Snorris Verzicht darauf, antike Rhetorik

¹³ In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, wie es dazu kam, daß isländische Gelehrte wie Snorri und Ólaf die Asen aus Troja herleiteten. Die Gründung des römischen Volkes durch den trojanischen Helden Aeneas bot ein Herkunftsmodell für viele Völker, Dynastien und Geschlechter im mittelalterlichen Europa. Wie dieses Modell benutzt wurde, beschreibt Kellner folgendermaßen: „Da die Landnahme und Etablierung neuer Herrschaften verschiedenen Nachkommen der ehemaligen trojanischen Helden zugeschrieben wurde, ließ sich letztendlich die Herkunft der gesamten adligen (Laien-)Gesellschaft des Mittelalters nach diesem Muster erklären. So wurde das Modell der genealogischen Rückführung auf die Trojaner vom 7. und 8. Jahrhundert an bis weit in die Frühe Neuzeit hinein traditionsbildend“ (Kellner 132). Dieses Herkunftsmodell wurde auch von den Isländern übernommen, zuerst von jenen, die sich infolge der Christianisierung (im Jahre 1000) mit der kontinentalen Gelehrsamkeit vertraut machten. Was aber bei ihnen neu hinzukam, war die Identifizierung des Namens der Asen (Grundform *ás-*, deren Vokal bis zum ausgehenden 12. Jh. nasalisiert war) mit Asien (lat. *Asia*, mit bald kurzem, bald langem *A-*, im späteren Vulgärlatein nur langem). Diese Identifizierung hatte zur Folge, daß die Götter in den Vordergrund rückten

und einheimische Dichtungstradition zusammenzuführen, darf freilich nicht in der Weise gedeutet werden, daß ihm der Gedanke der *translatio studii* fremd gewesen sei, oder sogar, daß er ihm skeptisch gegenübergestanden habe. Der Unterschied zwischen der Snorra-Edda und der DGA widerspiegelt ihre unterschiedlichen Intentionen. Snorra-Edda ist ein praktisches Werk, ein Handbuch für Skalden; dagegen ist die DGA ein theoretisches Werk, eine Einführung in die klassische Grammatik und Rhetorik.

Bibliographie

- Árnason, Kristján: Málfræðihugmyndir Sturlunga. In: Íslenskt mál 15 (1993), 173–206.
- Bekker, Immanuel (Hrsg.): Σχόλια εἰς τὴν Διονυσίου γραμματικὴν. In: Anecdota Graeca. Vol. II. Berlin: Reimer, 1816, 645ff.
- Benediktsson, Hreinn (Hrsg.): The First Grammatical Treatise. University of Iceland, Publications in Linguistics 1. Reykjavík: Institute of Nordic Linguistics, 1972.
- Busse, A. (Hrsg.): Ammonius. In Aristotelis De interpretatione commentarius [Commentaria in Aristotelem Graeca. Vol. IV, 5]. Berlin: Reimer, 1897.
- (Hrsg.): Davidis in Porphyrii isagogen prooemium. In: Davidis prolegomena et in Porphyrii isagogen commentarium [Commentaria in Aristotelem Graeca. Vol. XVIII, 2]. Berlin: Reimer, 1904, 80–94.
- Clunies Ross, Margaret: Skáldskaparmál. Snorri Sturluson's *Ars poetica* and Medieval Theories of Language. Odense: Odense University Press, 1987.
- : A History of Old Norse Poetry and Poetics. Cambridge: D. S. Brewer, 2005.
- Erlingsson, Davíð: Manneskja er dýr og henni er hætt. Um nykrað. In: Gripla 10 (1998), 49–61.
- : Ormur, Marmennill, Nykur. Three Creatures of the Watery World. In: Islanders and Water-Dwellers. Proceedings of the Celtic-Nordic-Baltic Folklore Symposium held at University College Dublin 16–19 June 1996, hg. von Patricia Lysaght, Séamas Ó Catháin und Dáithí Ó hÓgáin. Blackrock: DBA Publications, 1999, 61–80.
- De Leeuw van Weenen, Andrea (Hrsg.): The Icelandic Homily Book, Perg. 15 4° in the Royal Library, Stockholm. Íslensk handrit, Icelandic Manuscripts. Series in Quarto. Vol. 3. Reykjavík: Stofnun Árna Magnússonar á Íslandi, 1993.
- Eco, U., R. Lambertini, C. Marmo und A. Tabarroni: On Animal Language in the Medieval Classification of Signs. In: On the Medieval Theory of Signs, hg. von Umberto Eco and Constantino Marmo. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, 1989, 3–41.
- Faulkes, Anthony (Hrsg.): Snorri Sturluson. Edda. Háttatal. University College London: Viking Society for Northern Research, 2007.

(cf. Heusler 40). Es wurde angenommen, daß die Nachkommen der trojanischen Flüchtlinge Asien durchstreift hätten, ehe sie (über Thrakien, wo sie eine Zeitlang über „Türken“ herrschten) nach Nordeuropa und Skandinavien kamen (cf. Heusler 37–40). Snorri und sein Neffe Ólaf stimmten dieser Einwanderungshypothese zu. Somit werden sie sich auch darüber einig gewesen sein, auf welchem Weg die Dichtkunst nach Skandinavien gelangte.

- Gade, Kari Ellen: Ælfric in Iceland. In: *Learning and Understanding in the Old Norse World. Essays in Honour of Margaret Clunies Ross*, hg. von Judy Quinn, Kate Heslop und Tarrin Wills. Turnhout: Brepols, 2007, 321–339.
- Harðarson, Jón Axel: Rezension von: Dritte Grammatische Abhandlung. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Thomas Krömmelbein. *Studia Nordica* 3. Oslo: Novus forlag 1998. In: *Philologia Fenno-Ugrica* 9 (2003), 59–71.
- Heusler, Andreas: *Die gelehrte Urgeschichte im altisländischen Schrifttum*. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften, 1908.
- Hilgard, Alfred (Hrsg.): *Scholia in Dionysii Thracis Artem grammaticam*. Leipzig: Teubner, 1901.
- Jónsson, Finnur (Hrsg.): Óláfr Þórðarson. Máhljóða- og málskrúðsrit. Grammatisk-retorisk ahandling. Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser XIII,2. København 1927.
- Keil, Heinrich (Hrsg.): *Grammatici Latini ex recensione Henrici Keilii*. Vol. II. Prisciani grammatici Caesariensis Institutionum grammaticarum libri XVIII ex recensione Martini Hertzii. Vol. I (libros I-XII continens). Hildesheim: Olms, 1961 (unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1855).
- Kellner, Beate: *Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter*. München: Wilhelm Fink, 2004.
- Krömmelbein, Thomas (Hrsg.): Dritte Grammatische Abhandlung. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Thomas Krömmelbein. *Studia Nordica* 3. Oslo: Novus forlag, 1998.
- Kusmenko, Jurij K.: Einige Bemerkungen zu den altisländischen grammatischen Abhandlungen. In: *Skandinavistik* 23/2 (1993), 85–95.
- Manetti, Giovanni: *Semanticità, articolazione, scrivibilità: gli spazi di confine tra l'uomo e l'animale nella Grecia antica. Ta zôia: L'espai a Grècia II: els animals i l'espai*, hg. von Montserrat Jufresa und Montserrat Reig. Tarragona: Institut Català d'Arqueologia Clàssica, 2011, 13–20.
- Micillo, Valeria: *Classical Tradition and Norse Tradition in the "Third Grammatical Treatise"*. In: *Arkiv för nordisk filologi* 108 (1993), 68–79.
- : *The Latin Tradition and Icelandic*. In: *History of the Language Sciences. An International Handbook on the Evolution of the Study of Language from the Beginnings to the Present*. Vol. 1, hg. von Sylvain Auroux, E. F. K. Koerner, Hans-Josef Niederehe und Kees Versteegh. Berlin und New York: De Gruyter, 2000, 617–625.
- Myrvoll, Klaus Johan und Trygve Skomedal: *Tonelagsskilnad i islensk i Tridje grammatiske avhandling*. In: *Maal og Minne* 2010/1, 68–97.
- Noreen, Adolf: *Altnordische Grammatik I. Altisländische und altnorwegische Grammatik unter Berücksichtigung des Urnordischen*. Halle: Niemeyer, 1923.
- Ólsen, Björn Magnússon: *Den tredje og fjærde grammatiske ahandling i Snorres Edda*. Udgivne for Samfundet til udgivelse af gammel nordisk literatur. København 1884.
- Raschellà, Fabrizio D.: *Die altisländische grammatische Literatur. Forschungsstand und Perspektiven zukünftiger Untersuchungen*. In: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 235/3–4 (1983), 271–315.

- : The Classical Heritage in Old Icelandic Grammatical Literature. In: *L'antichità nella cultura europea del medioevo – L'Antiquité dans la culture européenne du Moyen Âge*, hg. von Rosanna Brusegan und Alessandro Zironi (WODAN 75. Greifswalder Beiträge zum Mittelalter 62). Greifswald: Reineke-Verlag, 1998, 117–126.
- Rudberg, Gunnar: Textstudien zur Tiergeschichte des Aristoteles. Dissertation. Uppsala: Aka-demische Buchdruckerei, 1908.
- Sigurðsson, Jón et al. (Hrsgg.): *Edda Snorra Sturlusonar – Edda Snorronis Sturlæi. Tomus secundus, continens: Tractatus philologicos et additamenta ex codicibus manuscriptis*. Hafniæ: Legatus Arnamagnæanus, 1852 (reproductio phototypica Osnabrück 1966).
- Sigurðsson, Gísli: *Túlkun Íslendingasagna í ljósi munnlegrar hefðar. Tilgáta um aðferð*. Reykjavík: Stofnun Árna Magnússonar á Íslandi, 2002.
- Steele, Robert (Hrsg.): *Summa gramatica magistri Rogeri Bacon*. Oxford: Clarendon Press, 1940.
- Þorgeirsson, Haukur: *Hljóðkerfi og bragkerfi. Stoðhljóð, tónkvæði og önnur úrlausnarefni í íslenskri bragsögu ásamt útgáfu á Rímum af Ormari Fraðmarssyni*. Dissertation. Reykjavík: Hug-vísindastofnun Háskóla Íslands, 2013.
- Ulrich, Miorita: *Die Sprache als Sache. Primärsprache, Metasprache, Übersetzung. Untersuchungen zum Übersetzen und zur Übersetzbarkeit anhand von deutschen, englischen und vor allem romanischen Materialien*. Tübingen: Narr, 1997.
- Ulvestad, Bjarne: Noch einmal. Die erste grammatische Abhandlung. In: *Skandinavistik* 25/1 (1995), 51–59.
- Verbeke, Gérard: *Ammonius. Commentaire sur le Peri hermeneias d'Aristote*. Traduction de Guillaume de Moerbeke. Edition critique et étude sur l'utilisation du commentaire dans l'œuvre de saint Thomas (Corpus Latinum Commentariorum in Aristotelem Graecorum. Vol. II). Louvain (Publications universitaires) und Paris (Béatrice-Nauwelaerts) 1961.
- Ziolkowski, Jan M.: *Obscenity in the Latin Grammatical and Rhetorical Tradition*. In: *Obscenity. Social Control and Artistic Creation in the European Middle Ages*, hg. von Jan M. Ziolkowski. Leiden: Brill, 1998, 41–59.

Katrin Janz-Wenig

Mittelalterphilologie am Beispiel einer Predigtsammlung: Die Sammlung der *Sermones Socii*¹

Ausgangspunkt des Beitrags sind Ergebnisse einer Studie zu einem Korpus volkssprachiger Predigten, die verschiedene Übertragungen eines lateinischen Sermo darstellen. Dieser ist in einer Predigtsammlung des frühen 14. Jahrhunderts überliefert, die v.a. im oberdeutschen Sprachraum weit verbreitet und wirkmächtig war. Der Beitrag soll auf die z.T. noch großen Lücken in der Erschließung dieser Texte hinweisen und die Notwendigkeit ihrer editorischen und philologischen Aufarbeitung betonen.²

In einem ersten Schritt wird die lateinische Predigtsammlung vorgestellt. Es folgen allgemeine Informationen zur Überlieferung und zur Bedeutung der *Sermones*. Schließlich wird anhand der Untersuchung der volkssprachigen Rezeption einer konkreten Predigt dieser Sammlung, die Notwendigkeit einer neuen und intensiveren Auseinandersetzung mit der Gattung Predigt bzw. der volkssprachigen Lesepredigt für ein besseres Verständnis der spätmittelalterlichen Spiritualität exemplarisch dargestellt.

Die Predigtsammlung der *Sermones Socii*

Nahezu jeder, der sich mit handschriftlicher Überlieferung mittelalterlicher Texte oder mit einzelnen Bibliotheksbeständen des Spätmittelalters beschäftigt und somit Handschriften– oder Bibliothekskataloge – seien sie mittelalterlich oder modern – zu Rate zieht, wird den *Sermones Socii* früher oder später begegnen. Wenden wir als erste Annäherung an diese Sammlung unseren Blick zunächst auf ein Bücherlegat aus dem Jahre 1398:

„Und darumb der vorgenant her Lienhart, unser pharrer, uns geben und ungeantwurt hat den hewligen in unseren sagrär fünff seiner pesten predig pücher, die er gehabat hat, ain ganzcen Soccum, desselben drey pucher sind von der zeit und auch von den hewligen des ganzcen jars, und ain puch Nicolaum de Lyra uber dy vier

¹ Leicht veränderter und für die Druckfassung erweiterter Vortrag, der anlässlich der Tagung ‚Mittelalterphilologie heute‘, veranstaltet durch Prof. Dr. Michael Dallapiazza und Frau Dr. Alessandra Molinari, im Dezember 2013 gehalten wurde.

² Vgl. hierzu ausführlicher die im Wintersemester 2014/2015 von der philospischen Fakultät der Universität Würzburg angenommene Dissertation: Katrin Janz-Wenig: Die *Decem gradus amoris* des Helwicus Theutonicus und ihre volkssprachlicher Rezeption im ausgehenden Mittelalter. Eine überlieferungsgeschichtliche Untersuchung und Edition.

ewangeli. Und aber ain michel guet predig puch von der zeit und auch von den heiligen des ganczen jars mit anderen tractaeten und Nicolaum de Lira uber Danielem. Also das dy selben puecher uns und den heiligen schullen peleben ewiglich in dem sagrär und mit gewissen dar aus leyhen ainem pharrer oder vicari zu studieren, wan sein not geschicht, und auch hinwider zu antwurten in den sagrär, das wir mit dem goczwort dar aus gaistlichen gespeist und geweist werden in allen gnaden zu dem ewigen leben und auch ze hilf köm allen gelaubigen sellen“ (MBK-Ö III (1961) 73).³

Was entnehmen wir dieser Schenkung? Der nicht näher beschriebene Pfarrer Lienhart aus der Gemeinde St. Nikolaus in Rottmann (Steiermark) vermacht fünf seiner besten Predigtbücher der Sakristei seiner einstigen Pfarre. Neben der bekannten und weit verbreiteten Postillensammlung des Nikolaus von Lyra⁴ und einer theologischen Sammelhandschrift mit Predigten, Traktaten und dem Postillenteil *Super Danielem* des vorgenannten Nikolaus von Lyra handelt es sich hierbei allen voran um „einen ganzen Soccus“. Die *Sermones Socci* sind normalerweise – wie auch in unserem Beispiel – in drei Büchern überliefert („desselben drey pucher sind von der zeit und auch von den hewligen des ganczen jars“) und bieten jeweils mehrere Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres und für die Heiligenfeste. Wie üblich für Predigtsammlungen oder auch für liturgische Bücher im Allgemeinen besteht das Werk aus drei Teilen, die zumeist in drei Einzelbänden überliefert sind. Die *Sermones Socci* bieten sehr viele, teils umfangreiche Predigten für die Sonntage im Jahreskreis, dem sog. *De tempore*-Teil („von der zeit“), der die Predigten nach den Bibelworten bzw. Perikopen zu allen Sonntagen und Herrenfesten des Kirchenjahres enthält. Dieser Teil ist auf zwei Bände aufgeteilt: Der erste umfasst als Winterteil (*pars hiemalis*) den Beginn des Kirchenjahres mit der Adventszeit und reicht bis Karfreitag. Das zweite Buch, der sog. Sommerteil (*pars aestivalis*), bietet die Predigten von Ostern bis zum Ende des Jahreskreises. Hinzu kommt ein Band mit Predigten zu den bedeutendsten Heiligenfesten des Kirchenjahres, dem sog. *De-sanctis*-Teil. Dieser beginnt wiederum im Advent mit dem Fest des hl. Andreas am 30. November und führt die weiteren Heiligen in chronologischer Ordnung im kirchlichen Jahreskreis auf.

Dem Testament des Pfarrers Lienhart ist auch der Zweck der Bücherschenkung zu entnehmen: Die Pfarrer oder Vikare sollen diese Bücher zu Studienzwecken ausleihen oder bei religiösen Fragen zu Rate ziehen können („aus leyhen ainem pharrer oder vicari zu studieren, wan sein not geschicht, und auch hinwider zu antwurten in den sagrär, das wir mit dem goczwort dar aus gaistlichen gespeist

³ Die im Druck des Zitates in der MBK-Ö III enthaltenen diakritischen Zeichen in Form von überschriebenen e über a, u und o wurden hier als Umlaute wiedergegeben.

⁴ *Postilla literalis super Biblia*, vgl. Ruh 1117–1122.

und geweiht werden.⁵). Das angeführte Beispiel des Legates ist nur eines unter vielen, das dokumentiert, welche Bedeutung der Predigtsammlung in jener Zeit beigemessen wurde.

Überlieferungssituation

Versucht man die Überlieferung der Sammlung systematisch zu erfassen, verblüfft die außergewöhnlich hohe Zahl an erhaltenen Überlieferungsträgern. Alleine in den edierten mittelalterlichen Bibliothekskatalogen finden sich für die *Sermones Socci* um die 110 Nennungen, die etwa 140 Einzelbände ausmachen.⁵ Die Sammlung wird hier nicht nur in Legaten wie dem eben wiedergegebenen erwähnt, sondern auch im Zusammenhang mit der Erwähnung von Pracht- und Repräsentationsbänden. Auch Kaufwerte lassen die *Sermones Socci* als besonders wertvoll erkennen. Die Sammlung befand sich quasi in jedem Kloster, völlig ordensunabhängig; ebenso in Pfarr- und Stiftskirchen sowie bei gebildeten Bürgern.

In Handschriftensammlungen, v.a. des süddeutschen und bayerisch-österreichischen Raumes ist die Predigtsammlung noch heute besonders dicht überliefert. Franz Josef Worstbrock berichtet 1985 in seinem Artikel über Konrad von Brundelsheim, dem wahrscheinlichen Autor der Sammlung, dass ihm ca. 220 Überlieferungen bekannt seien.⁶ Durch die Tiefenerschließung mittelalterlicher Handschriften und die Publikation der Ergebnisse in entsprechenden Katalogen lässt sich diese Zahl aktuell auf mindestens 300 Überlieferungsträger erweitern, wobei davon auszugehen ist, dass mit der fortschreitenden Erschließung v.a. auch ausländischer Bibliotheken und somit auch entsprechender mittelalterlicher Bestände (z.B. in Rumänien) die Zahl noch weiter steigen wird.

Im Zuge der Untersuchungen und nach Ineinsichtnahme zahlreicher Kodizes ergibt sich im Einzelnen folgendes vorläufiges Bild: Etwas mehr als ein Drittel der Nennungen in Katalogen etc. bezieht sich auf Kodizes, die einen vollständigen Teil des wie oben beschriebenen gesamten Predigtzyklus enthalten. Nur selten ist ein „ganzer Soccus“ als zusammengehörende Einheit überliefert. Zwei Drittel der Nennungen verweisen auf Einzelüberlieferungen der Predigten in weiteren Predigtsammlungen oder in aszetisch-theologischen Sammelhandschriften. Darüber hinaus liegen die *Sermones* auch in Exzerptsammlungen vor.⁷

Es dürfte deutliche geworden sein, dass die *Sermones Socci* somit zum „eisenernen Bestand einer süddeutschen mittelalterlichen Bibliothek“ (Bauerreiss 75) gehörten. Die Sammlung ist im Hinblick auf ihre Verbreitung und Bedeutung in

⁵ Vgl. MBK I–IV (1918–2009), MBK-Ö I–V (1915–1971).

⁶ Worstbrock (1985) 151.

⁷ Z.B. Fritzlar, Dombibliothek Ms. 86, vgl. List 158f.

eine Reihe zu stellen mit den Sermones des Bruder Peregrinus und den Predigten des Berthold von Regensburg.⁸

Die heute erhaltenen Textzeugen stammen überwiegend aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des Folgejahrhunderts. Mit dem Aufkommen der Druckkunst kam die handschriftliche Überlieferung langsam zum Erliegen. Die *Sermones Socci* wurden schon früh gedruckt und liegen in insgesamt sechs Inkunabeldrucken vor.⁹

Die Sammlung bietet mehrere Predigten für die jeweiligen Sonntage bzw. Herren- und Heiligenfeste. In der handschriftlichen Überlieferung liegt eine außerordentliche Homogenität und Konstanz der jeweiligen Texte vor; variierend ist lediglich der Predigtbestand.¹⁰ Das Repertorium der lateinischen Sermones des Mittelalters verzeichnet für die *Sermones Socci* insgesamt 379 Einzelpredigten.¹¹

Der Autor bzw. Kompilator: Konrad von Brundelsheim¹²

Es ist und bleibt fraglich, wie die Predigtsammlung zu der Bezeichnung *Sermones Socci* gekommen ist. Als Tatsache hingegen kann gelten, dass diese Bezeichnung einem modernen Markennamen vergleichbar ein Zeichen für ihre Popularität war. Den ältesten erhaltenen Beleg dieses Namens verzeichnet der mittelalterliche Bibliothekskatalog des Zisterzienserklosters Lilienfeld in Österreich, der aus dem Jahre 1351 stammt.¹³ Die meisten der erhaltenen Sermoneshandschriften des 14. Jahrhunderts belegen diese Zuweisung hingegen nicht.¹⁴

Was dieser „Markenname“ hingegen genau zu bedeuten hat und wie es zu diesem kam, veranlasste schon die ersten Herausgeber der Sammlung zu teils waghalsigen Spekulationen. So findet sich beispielsweise im Druck von Anton Sorg (Augsburg 1476) die Erläuterung des Namens Soccus als Variante von „Sucus“, „Saft“. Die Predigten seien gleichsam das Konzentrat und das Mark des Geistes theologischer Schriften: „Pars videlicet hyemalis sermonum Succii de tempore intitulatorum, quia de succo et de medulla sacre pagine stilo sub obs-

⁸ Vgl. Cruel 346f.

⁹ *Sermones de tempore*: Augsburg, Anton Sorg, 23. VI. 1476 (GW 7408); Deventer, Richard Paffraet, 1480 (GW 7409); Straßburg, Johann Grüninger, 12. II. 1484 (GW 7410); *Sermones de sanctis*: Deventer, Richard Paffraet, um 1477 (GW 7411); Reutlingen, Michael Greyff, nicht nach 1478 (GW 7412); Straßburg, Johann Grüninger, 13. IV. 1484 (GW 7413), vgl. auch Schönberger, Bd. I 1134f.

¹⁰ Hier finden sich ähnliche Überlieferungsmuster wie z.B. bei der Legendensammlung der *Legenda Aurea*, die eine ebenso hohe Konstanz des Textes, jedoch eine immense Variabilität des Legendenbestandes aufweist; vgl. Kunze 453.

¹¹ Schneyer 716–747.

¹² Die Graphie des Namens folgt der des Verfasserlexikons, vgl. Anm. 6. Bei den Ausführungen zu Autor und Werk wird auf vollständige bibliographische Angaben verzichtet.

¹³ MBK-Ö II 132: „Item sermones Socci, duo libri de tempore et unus liber de sanctis“.

¹⁴ z.B. Innsbruck, UB Hs. 44 (Stams: Zisterzienser, 14. Jh.), vgl. Neuhauser 141ff.; München, BSB Clm 4526 (Benediktbeuren: Benediktiner, 1396), vgl. Halm (1894) 202, Bauerreis 76.

cure sunt extracti.”¹⁵ Diese Interpretation gibt auch der Druck von Johann Grüninger (Straßburg 1484) wieder, der unter den genannten Wiegendruckten die größte Verbreitung erfuhr. Hier heißt es im Vorwort: „Incipiunt sermones notabiles valde et multum formales fratris Socci ordinis Cistersiensis de sanctis sic nuncupati, cum de suco, i.e. de medulla sacre pagine stilo sub eleganti exquisitissimi sint collecti.“¹⁶ Ebenso verbreitete sich durch den Druck Richard Pafraets (Deventer 1480) die Erklärung als „Sermones in Soccis“, also als ‚Predigten in Pantoffeln‘. Im Vorwort zur Ausgabe ist zu lesen, dass man nach dem Tod des Autors, in dessen Mönchszelle die unveröffentlichten Predigten in seinen Schuhen entdeckte: „At quia in sotularibus inuenti sunt a re gesta sermonibus nomen indiderunt et sermones Socci intitulauerunt“.¹⁷ Nicht nur die ersten Herausgeber spekulierten, sondern in der Folgezeit auch Forscher, die sich mit den Sermones befassten und annahmen, dass u.a. die Bezeichnung auch in eine Reihe zu stellen sein könnte mit den eher scherzhaften Titeln von Predigtsammlungen wie *Dormi secure* des Johannes von Werden oder der *Sermones Parati*. In einem solchen Verständnis wären die *Sermones Socci* die Vorlagen, welche dem Pfarrer als Predigtmagazin zur Vorbereitung der Predigten ein so gutes und bequemes Hilfsmittel waren, dass diese mit einem bequemen und unverzichtbaren Hausschuh ‚Soccus‘ verglichen werden können.¹⁸ Vielleicht entspricht die Bezeichnung auch einfach nur dem latinisierten Familiennamen Schuster oder der Berufsbezeichnung des Vaters des Urhebers.¹⁹ Eine wirklich schlüssige und belegbare Erklärung findet sich jedoch nicht.

Damit kommen wir zur Frage der Autorschaft, die ebenso diskutiert wurde wie die Namensgebung der Sammlung.²⁰ Im schon zitierten Deventer Druck von 1480 wird der Autor mit dem Zisterziensermönch Johannes von Marienrode identifiziert: „Incipiunt pulcherrimi atque valissimi sermones Socci de tempore per circulum anni composite a quodam egregiissimo sacre Theologie professore ordinis Cistersiensium conuentus in Marienrayd prope Hildensem“.²¹ In einigen Beschreibungen zu erhaltenen Bänden wird ebenso wie in der Forschungsliteratur wohl von diesem Druck ausgehend als Autor mitunter Johannes Soccus bzw. Johannes Bottis genannt.²² Für die drei in Gießen erhaltenen

¹⁵ Vgl. Explicit des Winterteils der Sermones de tempore, GW 7408, BSB München, Ink C-519, Digitalisat der BSB München: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00036529-8> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

¹⁶ Vgl. Incipit zu den Heiligenpredigten, GW 7413, Digitalisat der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln: <http://inkunabeln.ub.uni-koeln.de/vdib-info/kleioc/is00586000> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

¹⁷ Vgl. GW 7409, Digitalisat der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln: <http://inkunabeln.ub.uni-koeln.de/vdib-info/kleioc/is00588000> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

¹⁸ Vgl. weitere Namensvarianten und deren Interpretationen Cruel 346f., Worstbrock (1985) 149f., Rose 523f.

¹⁹ Vgl. Bauerreis 75, 80.

²⁰ Vgl. zusammenfassend Worstbrock (1985) 151f.

²¹ Vgl. Anm. 17.

²² Die Handschrift Ms. 1679 der KB Brüssel, welche aus dem späten 15. Jh. stammt, nennt auf fol. 1v einen Johannes Soccus (vgl. u.a. Gheyn 208, Worstbrock (1985) 149.) Ebenso findet

Bände wird im Handschriftenkatalog von 1862 ein Simon Succi als Urheber verzeichnet.²³ Zuletzt findet sich in der Literatur auch die Zuschreibung der Predigtsammlung zum sog. Mönch von Heilsbronn, einem anonymen im frühen 14. Jahrhundert in Volkssprache schreibenden Zisterziensermönch.²⁴ Seine Urheberschaft ist gesichert für das ‚Buch der sechs Namen des Fronleichnam‘ und das ‚Buch der sieben Grade‘.²⁵ Zahlreiche inhaltliche Übereinstimmungen mit den zeitgleich entstandenen *Sermones Socci* gaben immer wieder Anlass, die beiden Autoren miteinander zu identifizieren.²⁶

Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die Sermonessammlung nicht das Werk eines einzelnen Verfassers, sondern das Ergebnis der Zusammenarbeit mehrerer Autoren ist. Verschiedene Indizien legen den Schluss nahe, dass sie höchstwahrscheinlich unter der Ägide des außerordentlich belesenen und gebildeten Konrad von Brundelsheim, dem 14. Abt des Zisterzienserklosters Heilsbronn bei Ansbach, kompiliert und verfasst wurde. Konrad war zweimal Abt des Klosters (1303–1306, 1317–1321) und löste in seinem Amt jeweils Heinrich von Hirschlach (1282–1302, 1306–1317) ab.²⁷ In der Universitätsbibliothek Erlangen hat sich der größte Teil der Handschriften der Zisterze Heilsbronn bis heute erhalten. Dieser Bestand bietet nicht nur die derzeit älteste bekannte Überlieferung²⁸ der *Sermones Socci*, sondern auch mit insgesamt fünf vollständigen Handschriften²⁹ sowie einzeln tradierten Sermones die dichteste Überlieferung aus einer Klosterbibliothek. Dem bisherigen Überlieferungsbefund nach enthalten die Kodizes zudem die beste und am wenigsten verderbte Textgestalt der Predigten.

In Nachträgen zu zwei Handschriften wird der Autor der Sermones mit dem Abt Konrad von Brundelsheim gleichgesetzt. So findet sich ein solcher Nachtrag des 15. Jahrhunderts in Cod. 308 der Universitätsbibliothek Erlangen auf fol. 332v–333r. Hier werden Informationen zur Autorschaft, dem Sterbejahr und dem Beisetzungsort des Abtes vermerkt: „Anno domini millesimo tricentesimo XXI^o obiit dominus Cunradus, quondam abbas Heylsbrunnensis, qui composuit sermones in soccis et est sepultus in cimiterio huius domus in dexte-

sich in den Katalogbeschreibungen der heute in der ÖNB Wien aufbewahrten *Sermones Socci* dieser Autornamen, bspw. zu Cod. 1428, vgl. Tabulae 236. Die Wiener Handschriften hingegen weisen diesen Namenseintrag nicht auf. Auch der Cod. 1869 der Universitätsbibliothek Prag bietet den Hinweis auf einen Autor Namens Johannis Bottis, der Magister in Paris gewesen sei (Bauerreis 79f.). Bottis scheint hier die französische oder m.E. nach tschechische Form von lat. Soccus ‚Schuh‘ zu sein, vgl. auch Worstbrock (1985) 149. Ob sich dieser Name tatsächlich in der Handschrift befindet, konnte bisher nicht überprüft werden.

²³ Gießen, UB Cod. 769–771, Vgl. Adrian 230f., Cruel 346.

²⁴ Steer 649–654.

²⁵ Vgl. zur Überlieferung der Werke: <http://www.handschriftencensus.de/werke/697> [letzter Zugriff: 20.07.2014] und <http://www.handschriftencensus.de/werke/1018> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

²⁶ Vgl. u.a. Böckl 231–239.

²⁷ Vgl. Worstbrock (1985) 147f., Muck 102–111 und Montag-Erlwein 565f.

²⁸ Die Handschrift Erlangen, UB Hs. 310 bietet auf fol. 270ra eine zeitgenössische Datierung: „Anno domini millesimo trecentesimo septuagesimo nono finitus est Soccus de sanctis [...]“.

²⁹ Vollständige Bände: Mss. 307–311; Exzerpts.: Ms. 312, Streuüberlieferung: Mss. 578, 587, 590; vgl. Fischer (1928) 362–368; Fischer (1936) 247–250, 265ff., 274ff.

ra parte chori ante fores ecclesie, cuius anima requiescat in sancta pace. Amen.” Der Kodex 309 besitzt auf fol. 1r eine Notiz aus dem Jahre 1466, die ähnlichen Inhaltes ist: „Sermones domini Cunradi de Brundelsheim, olim abbatis Heylsbrunn, dicti in soccis et est sepultus in Cimiterio communi.“³⁰

Diesen Befunden ist noch hinzuzufügen, dass die Zisterze Heilsbronn in der Zeit um 1300 nachweislich ein geistiges, kulturelles und wirtschaftlich aufblühendes Zentrum war. Noch heute haben sich aus der Zeit der beiden Äbte Heinrich von Hirschlach und Konrad von Brundelsheim zahlreiche Handschriften, die teils in Paris als Auftragswerke, teils in Heilsbronn selbst abgeschrieben wurden, erhalten. Neben juristischen Texten, trifft dies auf Kommentarerwerke zur Bibel und zu den Sentenzen sowie auf Kommentare zur Benediktinerregel, v.a. aber auf Schriften der Hochscholastik zu. In dieser Zeit wurden aus dem Konvent auch Brüder zum Studium nach Paris entsandt. Wahrscheinlich ist, dass sowohl Heinrich von Hirschlach als auch Konrad von Brundelsheim dort studiert haben.³¹ Unter der Regierung Heinrichs ist ein Aufblühen des Skriptoriums und der Ausbau der Klosterbibliothek festzustellen, so dass die Voraussetzungen für die Schaffung einer elaborierten Zusammenstellung geistlicher Texte, wie sie sich in den *Sermones Socci* findet, gegeben waren. Die Zuschreibung der Urheberschaft der *Sermones Socci* an Konrad von Brundelsheim ist somit zwar nicht erwiesen, jedoch höchst wahrscheinlich.

Kennzeichen der *Sermones Socci*

Die Sammlung enthält vollständig ausformulierte Predigten, verzichtet jedoch auf gängige Exempla oder Predigtmärlein.³² Es handelt sich bei diesen Texten nicht um Volkspredigten. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sie zunächst ausschließlich für ein monastisches Publikum gedacht waren. Dem Prolog zum Winterteil können wir den Zweck der Sammlung entnehmen:

„Dans in hoc nobis pauperibus ausum et fiduciam, ut quicquid de pauperatula nostra ex affectu complacendi ad edificium eterni tabernaculi offerimus bonam voluntatem nostram approbans, gratanter et misericorditer acceptabit, [...] vt sub rudi stilo et simplici intellectu sanctorum sentencias sub forma sermonum comportare valeam [...]“³³

Zur Erbauung und Freude der Lesenden sollen hier die Aussagen und Lehren der Heiligen in einem einfachen Stil und in leicht verständlichen Sermones

³⁰ Darüber hinaus ist noch hinzuzufügen, dass sich in weiteren mittelalterlichen Bibliothekskatalogen ähnliche Zuschreibungen finden, so z.B. im Katalog der Kirchenbibliothek der Nürnberger Kirche St. Sebald aus den Jahren 1486–1502: „Fratris Conradi de Fonte Salutis, qui dicitur Soccus“; vgl. MBK III (1932) 703.

³¹ Vgl. Geißendörfer 257; Montag-Erlwein 561–579.

³² Ganz im Gegensatz z.B. zur Predigtsammlung des sog. Peregrinus, vgl. Cruel 347.

³³ Erlangen, UB Cod. 307, fol. 28rb-28va.

zusammengetragen werden. Diese Kompilationen dienen zudem der Wiedergabe theologischer Fragestellungen und Inhalte. Ziel sind nicht neue Erkenntnisse, sondern die Darstellung des theologischen Wissens mit Hilfe der Beweiskraft der Autoritäten: „Et vt hoc opus gracios acceptetur scire legentes volumus, quam nihil noui cudimus, quod sanctorum auctoritatibus non probamus”.³⁴

Gemäß der Gattung steht jeder Predigt im Jahreskreis das der Perikopenordnung folgende Bibelwort voran, bei Heiligenpredigten ist dieses hingegen frei gewählt.³⁵ Der Form nach entsprechen die Texte scholastischen Sermones mit vielgliedrigen Partitionen und Distinktionen.³⁶ Die Sprache ist gut verständlich und orientiert sich stilistisch an der Rhetorik des Bernhard von Clairvaux. Neben diesem und der Heiligen Schrift dienen dem Autor allen voran die Kirchenväter Augustinus und Gregor als Vorlage. Es finden sich antike Autoren wie Ovid und Cicero ebenso wie Albertus Magnus und Bonaventura sowie weiteres Gedankengut der Früh- und Hochscholastik. Eingehende und umfassende Untersuchungen zu den Quellen der *Sermones Soccii* stehen noch aus.³⁷ Sicher ist jedoch, dass der Autor bzw. der Kompilator wissenschaftlich auf der Höhe seiner Zeit steht. Er bedient sich beispielsweise relativ aktueller dominikanischer Abhandlungen. In der noch näher zu betrachtenden Predigt zum ersten Sonntag nach Trinitatis der *Sermones de tempore* findet sich die Wiedergabe einer Abhandlung der *Decem gradus amoris* des Straßburger Dominikanerpriors Helwicus Theutonicus († 1263).³⁸ Durch genaue Untersuchungen beider Texte kann man die Arbeitsweise des Kompilators nachzeichnen. So wurden beispielsweise weder das Werk des Helwicus Theutonicus, noch die zitierten Werke und Predigten Bernhards, Gregors, Augustinus‘ oder anderer Autoren aus verbreiteten Zusammenstellungen wie Florilegien oder Enzyklopädien übernommen, sondern stammen aufgrund der Länge der übernommenen Abschnitte und der genauen und stellenweise kunstvollen Einflechtung einzelner Passagen in den jeweiligen Kontext der *Soccus*-Predigt aus den Werken selbst. Hier ist eingelöst, was wir aus dem Vorwort entnommen haben: „Et vt hoc opus gracios acceptetur scire legentes volumus, quam nihil noui cudimus, quod sanctorum auctorita-

³⁴ Ebd. fol. 28vb.

³⁵ Vgl. zur Gattung Predigt im Allgemeinen: Schiewer, Hans-Jochen 174ff.; Löser 274f.

³⁶ Kennzeichnend für diese Predigtsammlung sind die vielen verschiedenen Aufstiegs- und Einteilungsmotive, die die Gliederung mehrerer Predigten vorgeben. So findet sich z. B. eine Predigt zu den sechs Arten, auf welche Jesus, die Seele heimsucht; eine weitere zu den vier Arten des Gebets oder eine zu den sechs Arten der Heilung. Zudem gibt es einen Sermo über die fünf Gründe, Gott zu lieben ebenso einen über die zehn Grade der Liebe oder die sechs Grade des Aufstiegs der Seele zum Himmel etc.; vgl. Böckl, 1928, S. 232–239.

³⁷ Die Forschung hat diese *Sermones* lange vernachlässigt. Es liegen lediglich einige wenige Einzeluntersuchungen vor, die teils noch aus dem 19. oder aus dem frühen 20. Jahrhundert stammen; vgl. Zusammenstellung bei Worstbrock (1985) 152f.

³⁸ Zum Autor und Werk vgl. Grabmann 576–585 und Stöllinger 984–987. Als Vorlage des Sermo diente hier ein Abschnitt der Abhandlung über die Gottes- und Nächstenliebe *De dilectione dei et proximi* des Helwicus Theutonicus. In der Mitte des Traktates finden sich die *Decem gradus amoris*, die den Aufstieg der Seele des Menschen zu Gott in zehn Stufen zu Gott beschreiben.

tibus non probamus“³⁹. Dies belegt die große Belesenheit und hohe Bildung des Autors bzw. Kompilators und macht die *Sermones Socci* selbst wiederum zu einer umfassenden Enzyklopädie theologischen Wissens.

Hierzu tragen auch die ausführlichen Indizes bei, die den einzelnen Büchern jeweils vorangestellt sind. Sie wurden in die Druckausgaben übernommen und haben sich auch in den meisten Kodizes erhalten. Das Indexsystem scheint das erste Mal in dieser Ausführlichkeit auf Predigten angewandt worden zu sein³⁹ und wird dem Leser der *Sermones Socci* kurz erläutert: „Ut praedicator sine difficultate ad manum habeat materiam praedicandi per inde duximus hanc tabulam permittendam. In qua primo ponit materia, secundo numerosus sermo-num, tercio vero ostendit, in qua parte sermonis eadem materia inueniatur“⁴⁰ Zunächst werden in alphabetischer Folge die behandelten Gegenstände genannt, es folgt die Nummer der Predigt und der Hinweis auf den Abschnitt dieser Predigt, in dem von dem betreffenden Gegenstand die Rede ist.⁴¹ Hierdurch bieten die *Sermones Socci* einem Leser oder Nutzer zugleich mehrere Möglichkeiten des Zugangs: Zum einen kann man – wie bisher in solchen Sammlungen – nach den Predigten zu einzelnen Heiligen oder für die Sonn- und Herrentage im Jahreskreis suchen. Durch die Vielzahl der Sermones zu einem Festtag ist hier im Gegensatz zu anderen Sammlungen tatsächlich eine Auswahl gegeben. Zum anderen erhält der Prediger über die Indizes schnell und leicht Zugang und Informationen zu theologischen Themen oder zu Definitionen. Vor allem hierdurch erklärt sich die außerordentliche Beliebtheit der Sammlung und ihre damit verbundene weite Verbreitung. Sie ist ein wichtiges Nachschlagewerk und pastorales Handbuch für Prediger und bietet ähnlich einer Enzyklopädie umfassende Erläuterungen zu den wichtigsten und aktuellsten theologischen Themen. Dass sie als ein solches Handbuch genutzt wurde, belegt beispielsweise das eingangs zitierte Testament.

³⁹ Ältere ähnlich ausführliche Indizes, Verweissysteme oder Konkordanzen sind bisher nur für juristische Texte (z.B. Martin von Troppau: *Margarita decreti*) bekannt und höchstwahrscheinlich von der Bibelkonkordanz des Hugo von St. Cher beeinflusst; vgl. Brincken 160f.

⁴⁰ Erlangen, UB Cod. 309, fol. 2r.

⁴¹ Wenn man beispielsweise wissen möchte, was unter „Caritas“ zu verstehen ist, sucht man im alphabetischen Index dieses Stichwort. Man findet den Verweis auf die entsprechende Predigt, in der zumeist aus theologischen Schriften kompiliert eine Definition folgt. Als Beispiel dient hier die Hs. 309 der UB Erlangen. Auf fol. 3v findet sich der Eintrag „Caritas quid sit“ mit dem Verweis auf Sermo „XLVI“, Abschnitt „D“. Folgt man den Angaben, liest man auf fol. 152ra folgende Erläuterung: „Est ergo sciendum, quod cum queritur: Quid est caritas? Duplex est questio, quia duplex est caritas substantialis et hec est Deus. De qua Ioannes: *Deus caritas est* (1 Io 4,16). Alia accidentalis, que est ipsam animam afficiens. De hiis duabus caritatibus dicit Bernardus: *Recte caritas Deus et donum Dei dicitur. Itaque caritas dat caritatem, substantiam accidentalem. Ubi dantem significat, nomen est substantie. Ubi vero donum est, anime nomen est qualitatis.* (Bernhard, *De Diligendo Deo* XII,35: PL 182, 996B).“

Rezeption der Sammlung

Die Rezeption der Sammlung ist bisher noch nicht untersucht worden, weswegen an dieser Stelle auch nur einige unvollständige und vorläufige Daten vorgestellt werden können. Zum einen gehen die *Sermones Socci* in jüngere lateinische Predigtsammlungen auf. Hierbei werden zumeist ganze Abschnitte einzelner Sermones mit anderen Textpassagen kombiniert. Als ein Beispiel hierfür kann das Predigtkorpus des Johannes Herolt († 1468) gelten.⁴²

Zum anderen wurden einzelne Predigten wörtlich übersetzt oder dienten als Vorlage für volkssprachige Versionen bzw. Traktate. An wörtlichen Übersetzungen haben sich z.B. die des in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Kartause Schnals tätigen Übersetzers Heinrich Haller erhalten.⁴³ Dass die *Sermones Socci* als Quellen bzw. Gliederungsvorlagen für volkssprachliche Predigten wie z.B. für die *Engelberger Predigten* dienten, ist schon seit Längerem bekannt.⁴⁴ Bisher wurde jedoch noch nie systematisch untersucht, inwieweit und in welcher Form beispielsweise einzelne Predigten der *Sermones Socci* in der Volkssprache weiterwirkten. Dies soll im Folgenden am Beispiel der Predigt für den ersten Sonntag nach Pfingsten über das Bibelwort „Deus caritas est“ (I Io 4,16) aufgezeigt werden.

Volkssprachige Rezeption der Predigt über „Deus caritas est“ (I Io 4,16)⁴⁵

Wie zuvor schon erwähnt worden ist, diente dem Autor der *Sermones Socci* als Vorlage für diese Predigt die Abhandlung des Helwicus Theutonicus über die *Decem gradus amoris*.⁴⁶ Insgesamt sind bisher folgende fünf Übernahmen in die Volkssprache aus dem 14. und 15. Jahrhundert nachweisbar:⁴⁷

a) *Predigt von der Minne zu Gott*⁴⁸;

⁴² Vgl. Worstbrock (1981) 1123–1127.

⁴³ Bauer (1981) 415–418; Bauer (1992) 43–56.

⁴⁴ Insgesamt konnten bei den *Engelberger Predigten* – ähnlich den *Sermones* des Konrad von Sachsen als Quelle des sog. Schwarzwälder Predigers – 16 Texte der *Sermones Socci* als Vorlage nachgewiesen werden. Es handelt sich hierbei nicht um direkte Übersetzungen, sondern immer nur um Übernahmen der Disposition; vgl. Stauffacher Kap. 11, S. 2–5, [<http://www.muebisch.ch/bibliocorp02.htm>, letzter Zugriff: 20.07.2014]. Weitere und konkretere Ergebnisse sind durch die Edition der *Engelberger Predigten* durch Fabrice Flückinger und René Wetzl et al. zu erwarten; vgl. <http://www.muebisch.ch/ep00.htm> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

⁴⁵ Schneyer, Repertorium I, S. 730, Nr. 182 (T 41).

⁴⁶ Es konnte erwiesen werden, dass der Ausgangspunkt der volkssprachigen Rezeption hier nicht der Text des Helwicus Theutonicus selbst ist, sondern die Übernahmen und Einarbeitungen in die Predigt des ‚Soccus‘ eindeutig den Ausgangspunkt darstellen; vgl. abweichend hiervon Stöllinger 984–987.

⁴⁷ Vgl. teilweise Stöllinger-Löser 1515ff.

⁴⁸ Überlieferung: Gießen UB, Hs. 879; München, BSB Cgm 132; Edition: Pfeiffer 179ff. (nur Abdruck des Münchner Textes); Handschriften-census: <http://www.handschriftencensus.de/werke/1046> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

- b) *Doppelpredigt aus den Engelberger Predigten*⁴⁹
- c) *Predigt von den zehn Graden der Liebe*⁵⁰
- d) Im Rahmen von Spruchsammlungen zur Gottesliebe⁵¹
- e) *X trapkijns vander mynnen*⁵².

Jede der fünf Versionen weist je nach Rezeptionskontext, Gebrauchssituation und spirituellem bzw. gesellschaftlichem Umfeld verschiedene Umarbeitungen und Eigenheiten auf. Diese können hier nicht im Einzelnen dargestellt werden, weswegen eine summarische Zusammenfassung als Exemplifizierung der volkssprachigen Anverwandlungen ausreichen muss.

Die verschiedenen Predigtversionen (a–c) sind durchwegs für Frauenkommunitäten geschrieben worden. Die *Predigt von der Minne zu Gott* (a) vermittelt in erster Linie in sehr einfacher Sprache konkrete Glaubensinhalte, die v.a. auf das *Vater unser* und das Glaubensbekenntnis rekurrieren und vorrangig augustinisches und franziskanisches Gedankengut erkennen lassen. Für die Benediktinerinnen des Klosters Engelberg in der Schweiz wurde ausgehend von der Soccus-Predigt eine *Doppelpredigt* (b) in kunstvoller und bildreicher Sprache, die konkrete Bezüge zur Lebenswirklichkeit der Nonnen im Kloster aufweist, verfasst.⁵³ Die Bildlichkeit des Textes lässt die Nähe zur Mystik Meister Eckharts und noch mehr zu der Taulers erkennen. Zur Veranschaulichung des Inhalts werden v.a. weibliche Personen aus der Bibel und aus Legenden herangezogen. Die elaborierteste der drei Predigtversionen ist die *Predigt von den zehn Graden der Liebe* (c). Diese ist im Umkreis der Nürnberger Dominikanerinnen entstanden. Der Text setzt bei den Leserinnen oder Hörerinnen Lateinkenntnisse sowie theologische Bildung voraus. Höchstwahrscheinlich greift der Verfasser dieser Lesepredigt über den ‚Soccus‘ hinaus auch auf dessen Vorlagetext des Helwicus Theutonicus zurück. Innerhalb der Spruchsammlungen zur Gottesliebe (d) werden lediglich die ersten beiden Stufen des Aufstieges der Seele zu Gott und diese auch noch stark verkürzt wiedergegeben. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang v.a. der Überlieferungskontext: Zum einen werden sie innerhalb eigenständiger Sammelhandschriften mystisch-asketischen Inhalts⁵⁴, zum anderen im sog. ‚Gebetbuch I für Frau Elisabeth Ebran‘ überliefert.⁵⁵ Die letzte und jüngste volkssprachige Version stellt die mittelniederländische Abhandlung über

⁴⁹ Hierbei handelt es sich um die Predigten Ea 15/16, vgl. Stauffacher Kap. 11, S. 4. Überlieferung: Engelberg, Stiftsbib.Cod. 335; Straßburg, BNU Cod. 2801 (L germ. 668); Teiledition: Muschg 133–146; vgl. Strauch 1–4; Handschriftencensus: <http://www.handschriftencensus.de/werke/824> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

⁵⁰ Überlieferung: Berlin, SBB-PK mgq 1133; Eichstätt, UB Cod. sm 214; Nürnberg, StB Cent. VI. 43b; München, BSBCgm 750; es liegt noch keine Edition vor, Handschriftencensus: <http://www.handschriftencensus.de/werke/6201> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

⁵¹ Überlieferung noch nicht aufgearbeitet und überblickbar; vgl. Stöllinger-Löser 1517.

⁵² Überlieferung: Den Haag, KB KA 37. Zu diesem Text liegt noch keine Edition vor. Im Handschriftencensus unter *Predigt von den zehn Graden der Liebe* aufgeführt; vgl. Anm. 50.

⁵³ Vgl. Anm. 44.

⁵⁴ München, BSB Cgm 4285, Cgm 4484 u.a.

⁵⁵ Vgl. Haage 649.

die *X trapkijns vander mynnen* (c) dar. Sie ist innerhalb eines Erbauungsbuches mit angebundenem Horarium überliefert und stellt einen von vielen Texten der Handschrift mit aszetischem Inhalt dar. Die Änderungen gegenüber der *Soccus*-Predigt geben einen klaren Einfluss der Bewegung der *Devotio Moderna* zu erkennen und sprechen eindeutig ein weibliches Publikum an.

Allen aufgeführten Texten ist eine konkrete Funktion und damit verbunden der anvisierte Rezipientenkreis zu entnehmen. Sie übernehmen die Grundstruktur der lateinischen Vorlage und reichern diese mit geeigneten Beispielen, Bildern und weiterführenden Erläuterungen an und erreichen somit das Ziel der Unterweisung der Leserinnen oder Hörerinnen. Zunächst erscheinen uns heutigen Lesern die Texte allesamt als schwer verständlich, spröde und kunstlos. Bei genauerem Hinsehen und Vergleichen mit der Vorlage erkennt man jedoch die kunstvollen Kompositionen und Kompilationen. Vor dem Hintergrund der *Sermones Soggi* werden sie verständlicher und um ein vielfaches transparenter, soweit wir in unserer heutigen Welt überhaupt noch einen adäquaten Zugang zum Verständnis literarisch-theologischer Zeugnisse des 14. und 15. Jahrhunderts haben können.

Schlussbetrachtungen

Zu Beginn meines Beitrages wies ich auf die Notwendigkeit einer neuen und intensiveren Auseinandersetzung mit der Gattung Predigt bzw. der volkssprachigen Lesepredigt hin. An der beispielhaften Rezeption nur eines Textes der *Sermones Soggi* konnte exemplifiziert werden, wie eine lateinische Predigt im ausgehenden Mittelalter auf vielfältige und oftmals kreative Weise in der Volkssprache rezipiert wurde. Zunächst unverständlich erscheinende und hermetisch wirkende Texte können durch Vergleichen mit der Vorlage begreiflich werden und einen faszinierenden Einblick in die Arbeitsweise mittelalterlicher Autoren bzw. Kompilatoren gewähren. Eine Arbeitsweise und Arbeit, die in keiner Weise technisch und intellektuell hinter der der mittelalterlichen Höhenkamm-Literatur zurückstehen muss.⁵⁶

Es gibt zahlreiche Untersuchungen zu Überlieferungen und Editionen volkssprachiger Predigtsammlungen wie beispielsweise zum Predigtkorpus des Berthold von Regensburg, zu den *St. Georgener Predigten*, den Texten des Schwarzwälder Predigers etc. Ebenso liegen ausführliche und aufs Beste kommentierte Ausgaben und Untersuchungen der Werke Meister Eckarts vor. Es existieren schon wichtige Kompendien, wie die unentbehrliche Bibliographie der deutschen Predigt des Mittelalters von Karin Morvay und Dagmar Grube⁵⁷. Regina Schiewer lieferte mit ihrer 2008 erschienen Dissertation wichtige Er-

⁵⁶ Dies illustrieren uns z.B. die Forschungsergebnisse der ehemaligen ‚Würzburger Forschergruppe für Prosa des deutschen Mittelalters‘ um Kurt Ruh et al.;vgl. u.a. Williams-Krapp 3.

⁵⁷ Morvay/Grube.

kenntnisse und Zusammenstellungen zur deutschen Predigt in der Zeit um 1200.⁵⁸ Untersuchungen zu Einzelpredigten des 14. und 15. Jahrhunderts finden sich hingegen kaum. Die schiere Masse der Überlieferung, v.a. einzelner Texte außerhalb geschlossener Sammlungen wie sie noch für das 13. und frühe 14. Jahrhundert geltend gemacht werden können, die damit zusammenhängenden fehlenden Editionen und zugegebenermaßen die auf den ersten Blick oftmals unverständlich und sperrig wirkenden Texte, sind Faktoren, die den Zugang zur Textgattung Predigt besonders des ausgehenden Mittelalters nicht unerheblich erschweren. Verschärfend kommt m.E. hinzu, dass sich keine wissenschaftliche Disziplin für diesen Teil der historischen Überlieferung so recht verantwortlich fühlt.⁵⁹ Man benötigt als Forscher deswegen ein besonderes Maß an Geduld, Durchhaltevermögen und Begeisterung, um sich über die beschriebenen Schwierigkeiten hinwegzusetzen. Ist einem jedoch irgendwann der Einstieg in dieses Thema gelungen und hat man einen Schlüssel gefunden, der einem den Zugang zu noch nicht oder kaum beschrittenen Räumen ermöglicht, wird man leicht die Faszination, die von diesen Texten und ihrer Rezeption ausgeht, erfassen. Ein solcher Schlüssel ist die Predigtsammlung der *Sermones Soggi*. Die Zeit scheint (wieder)⁶⁰ reif, sich mit den Predigtmagazinen und -sammlungen des Spätmittelalters, seien sie lateinisch oder in der Volkssprache verfasst, genauso zu beschäftigen wie mit den Enzyklopädien und Chroniken. Wie gezeigt, wurden diese Texte, allen voran die *Sermones Soggi*, sehr häufig gelesen und abgeschrieben, immer wieder neu durchdacht und genutzt, um das hörende oder lesende Publikum zu unterrichten und zu erbauen. Für Geistliche des Spätmittelalters waren sie so wertvoll, dass sie u.a. testamentarisch vermacht wurden. Sie boten zugleich theologisches Wissen und waren eine beliebte und oft genutzte Zusammenstellung von Texten der Kirchenväter, die oftmals über die Zitatensammlungen der Florilegien hinausgingen. Die *Sermones Soggi* sind eine wichtige und kaum zu überschätzende Quelle der spätmittelalterlichen Spiritualität und Volksfrömmigkeit. Sie sind wie es im Prolog zum Druck von Anton Sorg 1476 heißt das Konzentrat „succus“ und das Mark „medulla“ des Geistes theologischer Schriften.⁶¹ Deswegen sollten sie in modernen Editionen zugänglich gemacht werden. Nur durch eine gute und gesicherte Textbasis und deren Verfügbarkeit können die Überlieferungszusammenhänge bei den weniger in der Forschung beliebten bzw. zugänglichen Gattungen wie Gebeten, volkssprachigen Predigten oder erbaulichen Schriften deutlich gemacht und nachgezeichnet

⁵⁸ Schiewer, Regina.

⁵⁹ Eine hervorzuhebende Ausnahme stellt die International Medieval Sermon Studies Society (IMSSS) dar, die regelmäßig fächerübergreifende und internationale Kongresse zum Thema Predigt veranstaltet und Ergebnisse in einem eigenen Journal publiziert.

⁶⁰ Hierbei muss an die noch immer aktuellen und umfassenden Studien der Predigtforscher des 19. Jahrhunderts von Rudolf Cruel, Anton Linsenmayer und Johann Anton Schönbach sowie an die Forschungen Johann Baptist Schneyers angeknüpft werden.

⁶¹ Vgl. Anm. 15.

werden. Diese Zusammenhänge der spätmittelalterlichen geistlichen Texte sind bisher nur ansatzweise ergründet und bieten ein weites und fruchtbares Forschungsfeld. Nur eine wirklich breite Textbasis wird konkretere und tiefere Einblicke in die Spiritualität und – mit dieser in Verbindung stehend – in die Bildungstraditionen des Spätmittelalters ermöglichen. Hierzu kann die Aufarbeitung der *Sermones Socii* einen wesentlichen Beitrag liefern.

Bibliographie der zitierten Literatur:

a) Selbständige Publikationen / Geschlossene Sammelbände:

- Adrian, J. V.: *Catalogus codicum manuseriptorum bibliothecae academiae Gissensis*. Frankfurt a.M., 1862.
- Cruel, Rudolf: *Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter*. Detmold, 1879.
- Fischer, Hans: *Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Erlangen*.
1. Bd: *Die Lateinischen Pergamenthandschriften*. Erlangen, 1928.
- Fischer, Hans: *Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Erlangen*.
2. Bd: *Die Lateinischen Pergamenthandschriften*. Erlangen, 1936.
- Geißendörfer, Paul (Hg.): *Heilsbronn. Ein Zisterzienserkloster in Franken*. Heilsbronn, 2000.
- Halm, Karl et al.: *Catalogus codicum latinorum Bibliothecae Regiae Monacensis*, Bd. I, 2: *Codices num. 2501–5250 complectens, Editio altera emendatior*. München, 1894. (*Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Regiae Monacensis III,2*).
- List, Gerhard: *Die Handschriften der Dombibliothek Fritzlar*. Wiesbaden, 1984.
- Montag-Erlwein, Miriam: *Heilsbronn von der Gründung 1132 bis 1321. Das Beziehungsgeflecht eines Zisterzienserklosters im Spiegel seiner Quellenüberlieferung*. Berlin/Boston, 2011. (*Studien zur Germania Sacra, NF 1*).
- Morvay, Karin und Dagmar Grube (Hg.): *Bibliographie der deutschen Predigt des Mittelalters (Münchner Texte und Untersuchungen 47)*. München, 1974.
- Muck, Georg: *Geschichte von Kloster Heilsbronn von der Urzeit bis zur Neuzeit*, Bd. I. Nördlingen, 1879.
- Muschg, Walter: *Mystische Texte aus dem Mittelalter*. Basel, 1943.
- Neuhauser, Walter: *Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck. Teil 1. Codices 1–100. Katalogband*. Wien, 1978. (*Veröffentlichungen der Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters*).
- Pfeiffer, Franz: *Altdeutsches Übungsbuch*. Wien, 1866.
- Rose, Valentin: *Verzeichnis der lateinischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Berlin*, Bd. II, 1. Berlin, 1901.
- Schneyer, Johannes Baptist: *Repertorium der lateinischen Sermones des Mittelalters für die Zeit von 1150–1350*. Bd. 1. Münster, 1969.
- Schönberger, Rolf (Hg.): *Repertorium edierter Texte des Mittelalters aus dem Bereich der Philosophie und angrenzender Gebiete*, Bd. I. Berlin, 2011.
- Stauffacher, Mathias: *Untersuchungen zur handschriftlichen Überlieferung des „Engelberger Predigers“*. (Typoskript der 1982 an der Universität Basel eingereichten, ungedruckten Dissertation
[link: <http://www.muebis.ch/bibliocorp02.htm>]).

- Tabulae codicum manu scriptorum praeter Graecos et orientales in Bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum; ed. Academia Caesarea Vindobonensis. Bd 1: Cod. 1–2000. Wien, 1864.
- Gheyn, J. van den, S. J.: Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque royale de Belgique. T. III: Théologie. Bruxelles, 1903.

b) Unselbständige Publikationen in Sammelbänden:

- Bauer, Erika; Haller, Heinrich. In: ²VL 3 (1981), 415–418.
- Böckl, Karl: Wer ist der ‚Mönch von Heilsbronn‘. ZkTh 52 (1928), 230–239.
- Brincken, Anna-Dorothee, v. den: Martin von Troppau. In: ²VL 6 (1987), 158–166.
- Grabmann, Martin: Helwicus Theutonicus O.P. (Helwic von Germar?), der Verfasser der pseudothomistischen Schrift ‚De dilectione Dei et proximi‘. In: Mittelalterliches Geistesleben, Bd. II. München, 1936. 576–585.
- Haage, Bernhard Dietrich: Johannes von Indersdorf. In: ²VL 4 (1983), 647–651.
- Kunze, Konrad: Jacobus a Voragine. In: ²VL 4 (1983), 448–466.
- Löser, Freimut: Predigt. In: Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik. Hrsg. von Horst Brunner und Rainer Moritz. Berlin, 1997. 274f.
- Ruh, Kurt: Nikolaus von Lyra. In: ²VL 6 (1987), 1117–1122.
- Schiewer, Hans-Jochen: Predigt: Volkssprachliche Literaturen des Westens. In: LexMa VII (1995), 174ff.
- Schiewer, Regina D.: Die deutsche Predigt um 1200. Ein Handbuch. Berlin/New York, 2008.
- Steer, Georg: Mönch von Heilsbronn. In: ²VL 6 (1987), Sp. 649–654; ²VL 11 (2004), 1009.
- Stöllinger, Christine: Helwicus Theutonicus. In: ²VL 3 (1981), 984–987.
- Stöllinger-Löser, Christine: Zehn Staffeln der Gottesliebe. In: ²VL 10 (1999), 1515ff.
- Williams-Krapp, Werner: Die überlieferungsgeschichtliche Methode. Rückblick und Ausblick. In: IASL 25, H. 2 (2000), 1–21.
- Worstbrock, Franz, Josef: Herolt, Johannes (Discipulus). In: ²VL 3 (1981), 1123–1127.
- Worstbrock, Franz Josef: Konrad von Brundelsheim. In: ²VL 5 (1985), 147–153; ²VL 11 (2004), 876.

c) Unselbständige Publikationen in Zeitschriften:

Bauerreiss, Romuald: Wer ist der mittelalterliche Prediger ‚Soccus‘? Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 65 (1953/54), 75–80.

Bauer, Erika (Hg.): Zwei Predigten des Übersetzers Heinrich Haller. In: *Analecta Cartusiana*, T. IV, Nr. 7 (1992), 43–56.

Strauch, Philipp: Der Engelberger Prediger. In: *ZfdPh* 50 (1926), 1–4

d) Internetquellen:

International Medieval Sermon Studies Society: <<http://imsss.net/>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

Mönch von Heilsbronn: *Buch der sechs Namen des Fronleichnam*:
<<http://www.handschriftencensus.de/werke/697>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

Mönch von Heilsbronn: *Buch der sieben Grade*:
<<http://www.handschriftencensus.de/werke/1018>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

GW 7408: <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00036529-8>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

GW 7409: <<http://inkunabeln.ub.uni-koeln.de/vdib-info/kleioc/is00588000>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

GW 7413: <[http://dfg-viewer.de/show/?set\[mets\]=http%3A%2F%2Fdaten.digital-sammlungen.de%2F~db%2Fmets%2Fbsb00036529_mets.xml](http://dfg-viewer.de/show/?set[mets]=http%3A%2F%2Fdaten.digital-sammlungen.de%2F~db%2Fmets%2Fbsb00036529_mets.xml)> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

Projekt, Universität Genf: Engelberger Predigten
<<http://www.muebisch.ch/ep00.htm>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

Engelberger Predigten: <<http://www.handschriftencensus.de/werke/824>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

Predigt von der Minne zu Gott: <<http://www.handschriftencensus.de/werke/1046>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

Predigt von den zehn Graden der Liebe:
<<http://www.handschriftencensus.de/werke/6201>> [letzter Zugriff: 20.07.2014].

e) Verzeichnis der erwähnten Handschriften:

Berlin, SBB-PK mgq 1133

Brüssel, KB von Belgien Ms. 1679

Den Haag, KB KA 37
Eichstätt, UB Cod. sm 214
Engelberg, Stiftsbib.Cod. 335
Erlangen, UB Hs. 307–312, 578, 587, 590
Fritzlar, Dombibliothek Ms. 86
Gießen, UB Hs. 769–771, 879
Innsbruck, UB Hs. 44
München, BSB Cgm 132, Cgm 750, Cgm 4285, Cgm 4484, Clm 4526
Nürnberg, StB Cent. VI. 43b
Prag, UB Cod. 1869
Straßburg, BNU Cod. 2801 (L germ. 668)
Wien, ÖNB Cod. 1428

f) Verwendete Abkürzungen:

BSB Bayerische Staatsbibliothek
BNU Bibliothèque Nationale et Universitaire
Cod. Codex
fol. Folio
GW Gesamtkatalog der Wiegendrucke, hg. von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke, 1925ff., Bd. 1–7 durchgesehener Neudruck 1968, erschienen 2007 bis Bd. 11,2, Lieferung.
Online-Version: www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de
Hs. Handschrift
IASL Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Berlin, 1976ff.
KB Koninklijke Bibliotheek
LexMa Lexikon des Mittelalters. Hrsg. von Robert-Henri Bautier u.a. 10 Bde. München/Zürich, 1980–1999
MBK Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Hg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. I: Lehmann, Paul: Die Bistümer Konstanz und Chur. München, 1918; II: Lehmann, Paul: Bistum Mainz: Erfurt. München, 1928; III/1: Ruf, Paul: Bistum Augsburg. München, 1932; III/2: Ruf, Paul: Bistum Eichstätt. München, 1933; III/3: Ruf, Paul: Bistum Bamberg. München, 1939; III/4: Register. München, 1962; IV/1: Ineichen-Eder, Christine E.: Bistümer Passau und Regensburg. München, 1977; IV/2: Glauche, Günter: Bistum Freising; Knaus, Hermann: Bistum Würzburg. München, 1979; IV/3: Register. München, 2009.
MBK-Ö Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs. Hg. von der Akademie der Wissenschaften, Wien. I: Gottlieb, Theodor: Niederösterreich. Wien, 1915; I*: Uiblein, Paul: Nachtrag zu Bd. I: Bücherverzeichnisse in Korneuburger, Tullner und Wiener Neustädter Testamenten. Graz/Wien/Köln,

1969; II: Goldmann, Artur: Register zu Bd. I. Graz/Wien/Köln, 1929; III: Möser-Mersky, Gerlinde: Steiermark. Graz/Wien/Köln, 1961; IV: Möser-Mersky, Gerlinde und Melanie Mihaliuk: Salzburg. Graz/Wien/Köln, 1966; V: Paulhart, Herbert: Oberösterreich. Graz/Wien/Köln, 1971.

Ms. Manuskript

ÖNB Österreichische Nationalbibliothek

SBB-PK Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz

StB Stadtbibliothek

UB Universitätsbibliothek

²VL Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. völlig neu bearb. Aufl., unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter. Hrsg. von Kurt Ruh u.a. Berlin, 1978–2005.

ZfdPh Zeitschrift für deutsche Philologie. Berlin, 1869ff.

ZkTh Zeitschrift für katholische Theologie, Innsbruck/Wien, 1877ff.

Robert Hackett

The Bible in Medieval Love Lyrics: Some Examples of this Fundamental Element of European Poetry Books

Throughout the Middle Ages there were two main influences on the literature of Western Christendom: the stories surrounding the fall of Troy and the eventual succession of its peoples to Rome and the various biblical narratives as found in the *Vulgate* translation of Saint Jerome. While the first of these two narratives was quite popular throughout the Middle Ages, as “Any medieval student who learned Latin would read Vergil and Ovid, who everywhere allude to the Trojan matter” (Barney 10) the biblical narrative was both more widespread and much more influential on the lives, and therefore on the works, of European writers throughout this period. The case of the biblical influence over people’s lives is summed up succinctly by one modern Latinist’s assertion that “during the Middle Ages the Bible dominated people’s lives and exerted a powerful influence over the imagination and creativity of writers and poets [...]” (Dinkova-Bruun 264). She goes on to explain the ways in which the biblical narrative was used in Latin poetry by such authors as Lawrence of Durham and Petrus Riga, among others. The truth of her assertion is not only found, however, in the Latin poets of this era; indeed, the stories recounted in the *Vulgate*, as read out loud by preachers and other learned readers of Latin, were to form the basic building blocks of the literature recorded in the earliest forms of the vernacular languages that are still in use in Europe (and around the world) to this day. The goal of my doctoral research was to see the ways in which this influence manifested itself in three medieval European literatures in particular in order to understand the relationship between the Bible and vernacular lyric poetry as well as that among the three literatures themselves.

To that end, three representative manuscripts were chosen as the principle objects of study: Provençal Manuscript D^a: Modena, Biblioteca Estense ed Universitaria, α.R.4.4, ff.153r - 216v, completed in 1254, according to the colophon; Firenze, Biblioteca Laurenziana MS Rediano 9, based largely on the life’s work of Guittone d’Arezzo and completed towards the end of the thirteenth century; and London, British Library MS Harley, 2253, a trilingual manuscript that contains both poetry and prose and which represents a collection of writings that were famous in England throughout the thirteenth century, but which was probably copied in the first half of the following century. These three manuscripts show an incredible amount of commonality, while still preserving distinctive elements of the places, times, and languages in which they were copied.

The focus of our research on Modena, Biblioteca Estense ed Universitaria, α.R.4.4 is centered on the songs of Marcabru, an Occitan poet active in the first half of the twelfth century, though the MS was put together midway through the thirteenth. The analysis of the second MS focused on the works of Guittone

d'Arezzo, a central Italian poet who found himself between the Scuola Siciliana and the poets of the Dolce Stil Novo. The final MS created no small amount of problems in this study: while Marcabru and Guittone have histories (and names!) almost all of the poetry found in the so-called Harley Manuscript has survived anonymously. The solution to this problem has been to treat the copyists of the MSS as individuals who made literary and editorial choices in their own right; thus the entirety of the choices made by both the authors and the copyists was examined with the hopes of revealing the Bible's place in European poetry books, as well as the different editorial choices that went into the creation of each MS. It is for this reason that the research required a close examination of at least the other most important MSS that contain the poetry in consideration.

In the space allowed here it is simply not possible to discuss the entirety of the socio-political background in each society under examination, just as it is impossible to give all of the examples of the different uses of the Bible that have been found in the poetry books throughout this study. Therefore, the examples to come for each MS will necessarily be representative of the whole, with the goal of showing as many different, though similar, uses of the Bible as possible. However, before delving into the three different ways the Bible was used in medieval European love poetry as found within the chosen MSS (the presence of biblical characters, the conversion topos, and the citing of Old Testament Wisdom books), it is important to note that the authors under examination wrote in very different centuries and countries for different audiences; in fact

les compilateurs de chansonniers, surtout ceux qui travaillaient en Italie, ont visé rien de moins que l'auteurisation de la poésie vernaculaire. Cette valorisation les a obligés à innover, à créer et à élaborer l'image du troubadour comme auteur. Notre conception actuelle des troubadours, et même notre habitude de parler d'un Macabru ou d'un Bernart de Ventadorn et de "leurs" poems comme je le fais ici, en dependent étroitement (Kendrick 508).

Each MS thus becomes, perhaps, a socio-political expression on the part of the compiler. This is especially important given the shifting nature of the Papacy and the monopoly that this institution had over information during the period in question, as writing the wrong thing could easily lead to charges of blasphemy or even heresy. As an example of the fickle papal nature during the centuries in question, it is worth noting that during the period in which Marcabru was active there was no official doctrine restricting the vernacular transmission of the *Vulgate*, but when his poems were written down in their only extant forms (which date to 1254 at the earliest) the Council of Toulouse, 1229, had already taken place; it's fourteenth canon reads:

Prohibemus etiam, ne libros veteris testamenti aut novi, laici permittantur habere: nisi forte psalterium, vel breviarium pro Divinis officiis, aut horas beatae Mariae aliquis ex devotione habere velit. Sed ne praemissos libros habeant in vulgari translato, arctissime inhibemus (Mansi 197).

This ban on biblical translation still has repercussions today, as Lino Leonardi has pointed out that even

To this day, establishing the medieval history of the Bible in Italian remains a complicated task. Only in recent years has there been systematic research on the manuscripts and, although the first critical editions have been produced, it is still not possible to draw up a fully coherent picture of the translation tradition (Leonardi 268).

Bearing that in mind, then, a chronological examination of the MSS begins with the so-called *Liber Alberici*. As is usually the case with Occitan poets, Marcabru's image that has come down to the present day is completely reliant on the work of compilers and scribes who worked in the thirteenth century to conserve his poetry. It is possible that many poems were left out of different MS traditions because they were seen as "peu convenables pour l'image du troubadour comme home sage et auteur honorable" (Kendrick 509), rather than because the compiler did not have access to other poetry. The editorial choices of the compilers (who are often also the principle scribes of the various MSS) can give some insight into the ways that the poets were to be seen. By examining some of the more important Occitan MSS we can at least gain an understanding of the ways in which Marcabru was seen by those who transmitted his poetry. Thus two other important MSS were taken into consideration for the works of Marcabru in this study: Provençal MSS *A* and *K*. MS *D*^a purports to transmit five *chansons* in its section dedicated to Marcabru from *ff.* 188v - 189v, along with two *tensos* between this author and Ugo Catola on *ff.* 208rv. The two later poems do in fact involve Marcabru, while of the earlier five only four are currently attributed to this author. For a poet as prolific as Marcabru it is interesting that the first MS evidence of his poetry contains so little while also begging the question of its inclusion as a principle object of study. In short, this MS is fundamental because there is a colophon which dates it precisely and, according to Meneghetti, it was made for Alberico da Romano, lord of Treviso from 1239 - 1260, and thus had to appeal to a very specific audience. Furthermore, the choice in poems to include in the section dedicated to Marcabru gives a particular image of the author as one who does not love, while avoiding poetry that other MSS transmit which could have given a very different idea of the poet. In fact, nowhere within this poetry is there one poem that is dedicated entirely to *fin'amor* as found in a plethora of other poetry within the extant Marcabru corpus as transmitted in the MSS traditions of both Italy and France. This seems to show that the compiler of this MS (or of the *Liber Alberici* in general) either: 1. had an agenda to show the poet in a particular light or 2. did not have access to the many other poems in his corpus. Finding these five poems in this particular place within the MSS, coming as they do after a series of poems that show love in a less than flattering light, seems to point to the first scenario more so than to the second.

The following example of the presence of biblical characters in medieval lyric love poetry is found in a poem near the end of MS *D*^a which uses the story of Samson and Delilah in one of its discourses on love. Marcabru here uses the

figure of Samson to show that love can lead to a fall from grace, which is juxtaposed (erroneously) to the wisdom of David and Solomon. This is a poem written by Marcabru and Catola, in whose section of the MS it is found, and is the first of three songs attributed to this poet: a collaboration between Marcabru and Ugo Catola, the poem may be the earliest *tenso*, or debate poem, existent. In short, it is a debate between two men as to whether or not ‘love’ is a good thing. Marcabru is of the opinion that love is not a good thing while his fellow poet, who claims to have been “born and nurtured by love”, praises it. Marcabru writes the even numbered quatrains and the first four of his seven, as the poem is of fourteen quatrains, contain explicit references to figures from the Old Testament. After Ugo opens the poem asking Marcabru to sing a love song together, the latter agrees to do so but with a particular caveat:

Ugo Catola, er fazam,
 mas de faus’ amiatat me clam,
 q’anc pos la serps baissa lo ram
 no foron tant enganairiz (Gaunt 100).

Not since the serpent lowered the branch for Eve to eat the fruit of the Tree of Knowledge, as recounted in *Genesis* 3: 1 – 6, have there been so many treacherous women. In the third stanza Catola complains about the fact that Marcabru speaks badly of love, to which our poet replies:

Catola, non entenz rason:
 non saps d’amors cum trais Samson?
 Vos cuidaz e’ill autre bricon
 qe tot sia ver qant vos diz (Gaunt 100).

Upon the reference to Samson and Delilah, the poets begin a sort of poetic exegesis of this story which will last through verse 32.

Marcabrun, nos trobam auctor
 de Sanso·l fort e de sa uxor,
 q’ela n’avia ostat s’amor
 a l’ora q’el *en* fo deliz.

Catola, qar a sordeior
 la det e la tolc al meillor:
 lo dia perdet sa valor
 qu·l seus fo per l’estraing traiz.

Marcabrun, si cum declinaz
 qu’amors si’ ab engan mesclaz
 dunc s lo almosna pechaz,
 la cima divers la raiz.

Catola, l’amors don’t parlaz
 camja cubertament los daz:
 aprop lo bon lanz vos gardaz,
 ço dis Salomons e Daviz (Gaunt 100).

Not only does Marcabru use biblical imagery to judge the women of his time, he goes one step further in the form of biblical exegesis, together with Catola, naturally. If love is not pure then doing the work of God is also a sin and therefore nothing makes sense in their society. Marcabru points to two revered figures of the Old Testament in order to teach a lesson, using the Bible one final time in this poem. The stories of these characters, it seems, were known well enough by the audience that several different biblical characters were able to be used not only as references, but also to make a logical rebuttal in a *tenso*. What we see here is a refined use of biblical imagery in order to make the point that Love, according to Marcabru, is not the wonderful thing that many, including Catola, seem to think. The other two MSS under consideration also use these same characters, as well as Adam, Eve and some of their descendant, and Jesus' apostles. These biblical names were well known to audiences of all backgrounds in Western Europe, thanks also to the plastic arts and architecture found throughout the continent in this period as well as direct knowledge of the Bible and exegetical works. Within the corpus we have examined, the presence of biblical characters like those seen here is universal.

The second MS to examine is precisely structured: the letters of Fra Guittone begin this book, followed by the canzoni, which are themselves divided into the first 24 by 'Fra' Guittone, followed by 24 by Guittone, and are thus to be seen as having been written before his conversion of 1265. The sonnets of Guittone follow, with 85 love sonnets by a pre-conversion poet, finishing his corpus then with 90 sonnets by Fra Guittone. While this particular MS is the most important by far for the works of Guittone d'Arezzo, it is one of three principle Italian MSS from the late thirteenth century that transmit vernacular poetry. The very structure of this MS can represent the second way that the Bible was used by our authors and compilers: the first five quires are dedicated to roughly fifty letters between Guittone and others, while in the sixth and first part of the seventh are found the canzoni that Guittone presumably wrote after his conversion of 1265. Quire eight then picks up, on *f.61r*, with the pre-conversion canzoni of Guittone (followed by a few other poets), which are followed by the poet's youthful sonnets beginning on *f.105r*, to then end his section of the MS with post-conversion sonnets which are found from *ff.117r* to *f.128r*. Thus the reader of the MS has an unbroken line of the spiritually based writer from the first folio through *f.56r*, where the twenty-fourth and final religious canzone is placed, and which also happens to end the seventh quire. The MS is therefore not chronologically ordered, but thematically. The next section of the MS wherein the reader finds works by the Aretine poet begins with the fourteenth quire, in which the love sonnets of Guittone (pre-conversion) begin: the religious sonnets are finally found from *f.117r* and thereafter. The first poetic piece that the reader of the MS comes across is Guittone's announcement that he will no longer write love poetry. He begins:

Ora parrà s'eo saverò cantare
e s'eo varrò quanto valer già soglio,
poi che del tutto Amor fug[g]h' e disvoglio
e più che cosa mai forte mi spare: (Contini 214)

A poet who was famous for writing love poetry, up until the writing of this poem, who says that he hates Love and that it seems to him to be the worst thing on Earth is quite a strong image with which to open a poetry book. Picone has argued convincingly that this poem hopes to be a repudiation of *fin'amor* and an announcement that the poet will from now on only focus his energies on true love: that is to say, the love from and for God. Picone says that, according to the new poetic identity of Guittone as found in this poem, the ideology of *fin'amor*

è falsa, perché Amore si trova in congiunzione non col «saver», ma col suo oppositum, il «follere» (v. 11), non con Dio ma col diavolo (w. 14-15). La vecchia auctoritas [...] sosteneva che si può fare poesia solo di amore, che solo chi intende il fenomeno amoroso è poeta [...]; la nuova auctoritas, emblematizzata dal nuovo io, sostiene invece che non può essere poetico qualcosa di così irrazionale come l'amore, una passione ispirata dalle forze del male e non del bene." (Picone 1995, 80).

Not only is Guittone negating all of his previous poetic output, but he is challenging the very idea that poetry can only be about love, one of the most popular subjects in vernacular Italian (and Occitan) poetry up to that point. Picone goes on to show the many points that this poem has in common with the ideas of *conversio* as outlined by Saint Augustine, first and foremost in the rhyme words "disembra" (to diverge from) and "asembra" (to appear), which are a clear reference to Augustine's relationship with God. The second stanza further explains the poet's stance regarding worldly enterprises:

Ma chi cantare vole e valer bene,
in suo legno a nichier Diritto pone
e orrato Saver mette al timone,
Dio fa sua stella, e 'n ver Lausor sua spene:
ché grande onor né grande bene non è stato
acuistato - carnal voglia seguendo,
ma promente valendo
e astenendo - a vizi' e a peccato. (Contini 214 - 215)

Guittone has made it quite clear here that only through God may a wise man live well, and as such his poetry from this point on will be full of true praise of his own (new?) North Star: God, all the while avoiding the sins of his youth. Before moving on to the sonnets of 'Fra' Guittone, it is important to look at a few verses from the third *canzone* in this section of the MS for an important piece of the poet's conversion.

Ai! Quant'ò che vergogna e che d'ogli' aggio (ff.42r - 43r) is a song of regret for what the poet had done, but also hope for his future, as from now on he will

not act according to his more base instincts and instead focus all of his attention on serving God. In the second stanza, however, the poet admits to his past mistakes before making an interesting claim, given both his later poetic output and the position of this poem in the MS:

Fra gli altri miei follor' fu ch'eo trovai
de disamor ch'amai:
pregiai onta, e cantai dolce di pianto,
e ingegnaimi manto
in far me e altrui saccente forte
in perdendo el nostro Dio e amico.
Guai, lasso, a me dico,
e guai a chi nemico
e orno matto crede, e segue legge
d'orno ch'è senza legge!
Però fuga lo meo folle dir como
suo gran nemico ogn'omo,
ch'eo l' vieto a tutti e per malvagio il casso (Egidi 135).

The poet has therefore admitted his past mistakes and has asked forgiveness, promising never to do them again, but he goes further and forbids anyone to read his earlier poetic production. This sentiment does not fit with the idea that the hand of Guittone had a part in fixing the order of his poetry, at least within this MS. If readers are not to read his earlier poetry then there is no sense in placing them in such an intricate order here.

The section of the MS that transmits the *canzoni* of 'Fra' Guittone is obviously, from this point on, of a moral and ascetic nature: after having said in the opening poem that he would only write about God from that moment in his life forward, Guittone could not very well place a love song among the works of 'Fra' Guittone. However, there are three sonnets to briefly examine in the section of the MS in which the reader finds the works of 'Fra' Guittone: two of these seem to be from the point of view of a poet who has only recently converted to writing of God, while the third seems to look back on a much earlier period in his life.

The first sonnet of the final section of MS *L*, at *f.117r* is another poem on the author's conversion, which is fitting, coming as it does directly after the final love sonnet of the *canzoniere* as described by Leonardi, after two blank *ff*. This poem is similar to a sonnet in rhyme scheme and metrics, but rather than 14 verses, there are 16 here. The reader sees the same ideas by 'Fra' Guittone as in the *canzoni* seen above:

Ahi, che villano e che folle folloro
fue ribellarmete, benigno Dio!
Or no, lasso, sacc'eo che creatore
e salvator e redentor se' mio?
e non che tu d'ogni meo ben fattore
e vero sanator d'onni meo rio?

e non, con se', d'ogni signor signore,
 re d'onni re e bon del tutto e pio?
 e non che me chieri far possessitore
 d'onni tuo ben, sì fort'haime 'n desio?
 Ed io pur desdegnando e perseguendo,
 come tu reo o meo grande avversaro,
 e, ch'eo non potea più, sempre dolendo;
 e tu, tradolze meo bon signor caro,
 pur piacente sempre ème, cherendo,
 sì come forte fuss'eo necessario (Egidi 228).

The linguistic choices seen in this poem are reminiscent of the feudal language used by Occitan and Sicilian poets before Guittone, and which he also employed in his love lyrics. The sentiment here is like that of *canzone* 26, in which the poet asked for forgiveness for his past crimes; but here Guittone claims that he had treated God as if he were an enemy (*grande avversaro* traditionally is meant to signify Satan). This strong imagery will be a cornerstone of the ascetic poetry and invectives that the Aretine poet uses against both his past self and his current enemies.

A second religious, or redemption, sonnet which follows the same pattern of asking for forgiveness of his past sins and of his choice to praise God and no longer write love poetry is found on f.118v. The first eight verses give an idea of the new poetics of Guittone, as used against those who would presumably dare to question his poetic choices:

O tracoitata e forsennata gente,
 già non vidd'io miravigliarsi alcono
 ch'al mio Dio ribellai sì lungiamente,
 lo qual mi fece e fa quant'ho di bono;
 e, rendendomi lui, immantenente
 meravigliaste sì tutti a comono,
 e dite, como posso esser sofrente
 che mondano piacer tant'abandonò (Egidi 234)

This sonnet is clearly in response to those who have questioned Guittone's choice, though there is no MS evidence for such a conversation; the subject of the poem (you all) has obviously asked Guittone for an explanation and the poet decries their lack of wisdom. The sonnet presupposes that the audience has heard (or read) the love lyrics of the Aretine and does not like his new way of writing poetry. As a poem unto itself this sentiment cannot stand on its own: without some background on the lyric production of Guittone the audience cannot appreciate what is going on in this sonnet, but it works perfectly as a part of an entire lyric arrangement in which the poet once wrote about worldly love and then decided to write about God. Given the defensive language that the poet uses in talking about his change of heart, and the fact that it is found in the MS quite early within the corpus of religious and moral sonnets, the audience has the impression that this poem was written by a new convert who has not yet

had time to completely digest the new form of poetry.

The last sonnet to look at comes much later in the MS: on f.126r the poet seems to be looking back on his former life from a great distance of time. But once again without the background of the love poetry that Guittone wrote the audience can only understand this particular sonnet on a literal level:

Deo, con fu dolce e ben avventuroso
lo giorno che da me gioia partio,
ch'allora departi' d'esser noioso
e despiacente a ragione e a Dio.

Allor tornò lo mio travaglio a poso
e a saver lo mio folle desio,
allora presi cor d'esser gioioso,
en guisa tal, ch'ónni tormento obbrio.

Ahi, como e quanto allegro esser deggio,
poi da tua signoria, malvagio Amore,
l'alma e 'l corpo mio francato veggio.

Non più l'amaro tuo sami dolciore,
ché ben cerno da male e mal da peggio,
mercé Lui, d'ónni mio bono fattore (Egidi 252).

The reader of this poem can understand it on one level without any context whatsoever: this is clearly a poem by a man who had once been dedicated to “wicked Love” but has now seen the error of his ways and has thus turned to God, for which he is quite happy. The reader who knows about the entirety of Guittone’s corpus, on the other hand, sees in the words *gioia* and *noia* the two *senbals* for the poet’s beloved within the *canzoniere* of love sonnets. The narrator of this sonnet is not merely an anonymous poet who has generically turned his life to God and claims that it is better than a previous life of sin that he had lived: this is the same narrator of the love sonnets from earlier in the MS who is referencing his turning away from the woman that he loved once and who he could never have. In fairness, the poem can be understood even without any context, as apparently Guittone desired (given his earlier ban on the reading of his love poetry) but the context of the love poetry in conjunction with this sonnet renders it part of a story, rather than a mere exercise in a certain form of *trobar clus*.

Much like we have seen in this latest MS, the other two under examination in this study show signs of the authorial desire to underline the importance of conversion of a sort, which also give the reader something of the general idea behind these poetry books. Guittone d’Arezzo, and the Harley scribe have included lyrics within their poetry books that encourage the leaving behind of carnal love and the desire and importance of turning one’s life towards the love of God, and away from carnal desire. Marcabru, on the other hand, had no tangible part in any poetry book that has survived to the present day, which makes his poetic decisions more difficult to understand; but just the same, the earliest of the authors in question

did focus much of his attention on the love of God, while discouraging what he called time and again “false love”. This literary ‘conversion’ is fundamental for the understanding of European poetry books during the period under consideration and, perhaps even more so, for the poets who would follow immediately thereafter.

The third and final MS to discuss is the single most important as regards Middle English lyric poetry, as this miscellany is the sole source of most of the extant Middle English poetry from before the time of Chaucer. Though the poems found therein were penned by anonymous authors (for the most part), the fact that the so-called ‘Harley Scribe’ chose these poems in the order that he did gives this MS an authorial bent, in much the same way as the scribes who created the other two principle MSS that we looked at created poetry books in northern Italy. The scribe gathered some of the most recent popular poetry in Middle English, Anglo-Norman and Latin, which were well known both in continental Europe and on the British Isles, making this MS an anthology of an extraordinarily wide range of genres, poetic (and prose) forms, and themes. The MS is structured in such a way that the scribe has achieved a sort of clash of themes and points of view: this constant back and forth between styles, genres and topics allows for a meta-narrative reading of the entire MS as having been structured with what has been called “oppositional thematics” (Cooper, 1997).

Of all the Old Testament Wisdom books, the *Song of Songs* is that which contains the most explicit lyric love poetry, or at least the language and images most closely associated with it. The references to the *Song of Songs* in the Harley MS are found in only three of the love lyrics, two of which follow. The first poem to examine is found on ff.63rv, and is the second in a linguistic grouping of ME lyrics. The poem in question is basically a long description of a very beautiful woman that the narrator knows and who he describes using the exact same techniques as the author (or authors) of the *Song of Songs*:

Ichot a burde in a bour ase beryl so bryht,
 ase saphyr in seluer semly on syht,
 ase iaspe þe gentil þat lemeþ wiþ lyht,
 ase gernet in golde ant ruby wel ryht;
 ase onycle he ys on yholden on hyht,
 ase diamauund þe dere in day when he is dyht;
 he is coral ycud wiþ cayser ant knyht;
 ase emeraude amorewen þis may haueþ myht.
 Þe myht of þe margarite haueþ þis mai mere.
 ffor charbocle ich hire ches bi chyn ant by chere. (Brooks 31)

This series of precious gems, flowers and colors are very similar to the description of the beloved in the *Song of Songs*, chapter 5, verses 13 through the first half of 16:

The Bible in Medieval Love Lyrics

13 genae illius sicut areolae aromatum consitae a pigmentariis labia eius lilia
distillantia murrām primam 14 manus illius tornatiles aureae plenae hyacinthis
venter eius eburneus distinctus sapphyris 15 crura illius columnae marmoreae
quae fundatae sunt super bases aureas species eius ut Libani electus ut cedri
16 guttur illius suavissimum et totus desiderabilis.

As seen in these two passages, the authors use many of the exact same images to describe their loved ones. The only major difference between the two passages is that in the biblical passage the narrator is the female member of the couple, while in the Middle English poem it is the man who is describing a woman. Shortly thereafter in this same Harley Lyric, at vv. 38 - 40, the author changes his tactic, and we read:

ase quibibe ant comyn cud is in crone,
cud comyn in court, canel in cofre,
wiþ gyngyure ant sedewale ant þe gylofre. (Brooks 32)

The spices listed in these verses would have been expensive in England during the twelfth and thirteenth centuries, but not at all unknown. Likewise in the *Song of Songs*, chapter 4,13 - 14, we read that the beloved:

13 emissiones tuae paradisus malorum punicorum cum pomorum fructibus cypri
cum nardo 14 nardus et crocus fistula et cinnamomum cum universis lignis
Libani murra et aloe cum omnibus primis unguentis.

These spices, saffron, calamus, cinnamon and aloe, all come from India, and thus would also have been incredibly expensive and hard to come by during the time of the writing of this book. While the poem in the Harley MS does not directly quote from the evidenced passages from the *Song of Songs*, the similarities between the two are so great that one cannot help but imagine the biblical book as a very likely source for this lyric. Yet as the author is unknown, so too must be the influences on him; however, and notwithstanding the anonymity of the actual author of this lyric, the Harley scribe was decidedly aware of the *Song of Songs* so his inclusion of this piece within his poetry book should come as no surprise.

The scribe later continued, towards the end of this linguistic grouping, at f.66v, with another lyric that is similar in scope and language to the poem we have just seen. The scribe has once again decided to transmit a poem in which the most beautiful of all women is described in a very similar way to both the last poem and to the *Song of Songs*. In the third stanza, after having informed the audience that the narrator will surely die without having his love be requited, he begins describing a fair maid:

hire neose ys set as hit wel semeþ;
y deye, for deþ þat me demep;
hire speche as spices spredes;
hire lockes lefly aren ant longe. (Brooks 37)

These verses recall the same ones from above, as well as chapter 5, verse 11 of

the biblical book: “11 caput eius aurum optimum comae eius sicut elatae palmarum nigrae quasi corvus”. Once again in the Bible we see a description of the man from the woman’s point of view, while in the Harley lyric we see the opposite; still, and for the same reasons as above, the difference is minimal. For verse 30 in the Middle English poem, a possible source of inspiration can be seen in chapter 4,11 of the *Song of Songs*: “favus distillans labia tua sponsa mel et lac sub lingua tua et odor vestimentorum tuorum sicut odor turis”. Spices spreading from the fair maids lips are fairly similar to the distillation of nectar from the lips of the beloved in the biblical narrative. The similarities continue in vv. 40 - 41:

hire teht aren white ase bon of whal,
 euene set ant atled al,
 ase hende mowe taken hede; (Brooks 38)

Though there is a difference in the animal chosen to describe the whiteness of the teeth, *Song of Songs*, 4,2 contains exactly the same image: “dentes tui sicut greges tonsarum quae ascenderunt de lavacro omnes gemellis fetibus et sterilis non est inter eas”. Apparently the poet of the Middle English piece had seen either jewelry made of whale bone, or he had actually been on the coast, whereas the biblical author chose the whiteness of sheep for his lady’s teeth. Continuing the description of the maid, the poet announces that:

Hyre tyttes aren anvnder bis
 as apples tuo of Parays,
 Youself ye mowen seo. (Brooks 38)

A possible point of reference for these verses may be found in *Song of Songs*, 7,7: “statura tua adsimilata est palmae et ubera tua botris”. It is worth remembering that the scribe copied a Middle English poem entitled *The Sayings of Saint Bernard* (or *The three foes of man*) onto ff.106r - 107v. While this poem was not by the Saint, its inclusion in the MS shows a particular affinity on the part of the scribe for the works of Bernard.

The scribes and poets under consideration used the wisdom books in general, and *Proverbs*, *Psalms* and the *Song of Songs* specifically, to give more weight to their poetry, and there is a certain preference among all three of our authors for the works of Saint Bernard of Clairvaux. At times the influence of these three books of the Bible are straight forward, while at others one must delve into the medieval exegetes and those who copied their works in order to understand what it is the poets wanted to say with their use of these various parts of Scripture.

This is true too for the other two biblical influences on the poetry books that we have discussed: biblical characters, the conversion topos and the Wisdom Books were put to use by all three poets in slightly varying but altogether similar ways. The three audiences for these carefully constructed poetry books had linguistic and cultural differences, but a common point among them all was a certain knowledge of various biblical passages, which directly influenced the

literature of the period. These three MSS are among the first books of their kind in each of the countries in question, and each would go on to influence important later authors, like Dante Alighieri, Francesco Petrarca, Giovanni Boccaccio and Geoffrey Chaucer (to stay within the fourteenth century), whose works would eventually help bring Europe out of the literary Middle Ages and into the Renaissance and ever tighter European unity. By examining the uses of the Bible in medieval European love lyrics, we see a united literary Europe in different vernacular languages for nearly two centuries.

Works Cited

- Avalle, d'Arco Silvio: *I manoscritti della letteratura in lingua d'oc*. Einaudi. Torino.1961
- Barney, Stephen A. (ed.): *Troilus and Criseyde*. W.W. Norton & Company. New York, London. 2006.
- Bessi, Rosella (ed.): *La Nencia da Barberino*. Salerno, Roma.1987.
- Brooks, G. L. (ed.): *The Harley Lyrics. The Middle-English Lyrics of MS. Harley 2253*. Manchester University Press. Manchester 1948.
- Contini, Gianfranco: *Poeti del duecento*. Riccardo Riccardi Editore. Napoli 1960.
- Cooper, Helen: *Sources and Analogues of Chaucer's Canterbury Tales: Reviewing the Work*. In: *Studies in the Age of Chaucer* 19 (1997), 183–210.
- de Hamel, Christopher: *The Book. A history of the Bible*. Phaidon. London 2001.
- Dinkova-Bruun, Greti: *Rewriting Scripture: Latin Biblical Versification in the Later Middle Ages*. In: *Viator. Medieval and Renaissance Studies*, 39 (2008), 1, 263 - 284.
- Egidi, Francesco (ed.): *Guittone d'Arezzo. Le rime*. Laterza. Bari 1940.
- Fischer, Bonifatius, Robert Weber, Roger Gryson (eds.): *Biblia Sacra Iuxta Vulgata Versionem, editionem quintam emendatam*. Deutsche Bibelgesellschaft. Stuttgart 2007.
- Gaunt, Simon, Ruth Harvey and Linda Paterson (eds.): *Marcabru. A Critical Edition*. D.S. Brewer. Cambridge 2000.
- Gozzi, Maria: *Sulle fonti del Filostrato: Le narrazioni di argomento troiano*. In: *Studi sul Boccaccio*, 5 (1969), 123 - 209.
- Kendrick, Laura: *L'image du Troubadour*. In: Zimmermann, Michel (éd.): *Auctor et Auctoritas: Invention et conformisme dans l'écriture médiévale. Actes du colloque de Saint-Quentin-en-Yvelines (14-16 juin 1999)*. École des Chartes. Paris 2001, 507 – 19.
- Leonardi, Lino: *The Bible in Italian*. In: Marsden, Richard and E. Ann Matter (eds.): *The New Cambridge History of the Bible: From 600 to 1450*. Cambridge University Press. Cambridge 2012, 268 - 287.
- Mansi, Ioannes Dominicus: *Sacrorum Conciliorum Nova Amplissima Collectio*. Venezia 1779, Vol. 23.
- Meneghetti, Maria Luisa: *Uc de Saint Circ tra filologia e divulgazione*. In: Meneghetti, Maria Luisa e Francesco Zambon (eds.): *Il Medioevo nella Marca: trovatori, giullari,*

letterati a Treviso nei secoli XIII e XIV, (Atti del convegno, Treviso 28 - 29 settembre 1990). Zoppeli. Dosson 1991, 115 – 128.

Picone, Michelangelo: Guittone e i due tempi del Canzoniere. In: Picone, Michelangelo (ed.): Guittone d'Arezzo nel settimo centenario della morte (Atti del Convegno internazionale di Arezzo, 22-24 aprile 1994). Franco Cesati Editore. Firenze 1995, 73 - 88.

Picone, Michelangelo: Immagine e somiglianza: dai Siciliani a Dante. In: Versante, 12 (1987), 63-73.

Stemmler, Theo: Miscellany or Anthology? The Structure of Medieval Manuscripts: MS Harley 2253, for Example. In: Fein, Susanna (ed.): Studies in the Harley Manuscript: The Scribes, Contents and Social Contexts of British Library MS Harley 2253. Medieval Institute Publications. Kalamazoo, MI. 2000.

Paola Spazzali

Die Gebete zur Verehrung des Körpers Marias im spätmittelalterlichen Südwesten

Im Mittelpunkt der deutschen Gebetbücher des Spätmittelalters stehen bekanntlich Gebete und Andachten zu Jesus (vor allem zu seiner Passion) und Maria, wobei die breite Palette der an die Mutter Gottes gerichteten Gebete größtenteils aus Bitt- und Fürbittegebeten besteht, die durch die Erinnerung an ihre Freuden und Schmerzen intensiviert werden. Im Folgenden wird ein Überblick über eine für den deutschsprachigen Südwesten über zwei Jahrhunderte charakteristische Nebenform der Verehrung Marias geboten, in der die Gebete die Erinnerung an das Leben der Mutter Gottes mit ihrem Körper verbinden. Es handelt sich um Lobpreisungen und Benedeiungen der Gliedmaßen Marias, die vom Anfang des 14. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugt sind und die sich zum Teil auch stark voneinander unterscheiden, aber alle vier bis vierundzwanzig Glieder bzw. Sinne erwähnen und fast ausschließlich Alltagsgesten beschreiben, die Maria in der konkreten Pflege des Christkinds tat, wie z. B. ihn säugen (Brust), wickeln (Hände), tragen (Arme).¹ Idyllische Szenen aus der Kindheit Jesu wurden schon in den karolingischen Sermonen der Marienfeste beschrieben (Meersseman 32), doch die Vorliebe für diese Fokussierung ist mit der bereits von der Forschung beschriebenen Blüte der Christkindverehrung in oberrheinischen Frauenklöstern des 14. Jahrhunderts (Mossman 260) in Verbindung zu setzen. Vieles dürfte dabei zusammengekommen sein, einerseits der Wille, die Lücken der Schrift über die Kindheit Jesu auszufüllen (Boureau 45), andererseits das Bedürfnis, eine emotionale Beziehung zu Jesus zu entwickeln (Zink 20). Speziell für die Frauenklöstern dürfte darüber hinaus das mütterliche Moment einer ausgebliebenen Mutterschaft bedeutsam sein. Das Meditieren über die visuelle Seite der Inkarnation erlaubte den Betenden, sich in Maria zu projizieren und eine persönlichere, affektive Beziehung zur Menschlichkeit Jesu aufzubauen (Boureau 44).

Die zu dieser Gattung gehörenden Texte sind zwanzig, die in vierzehn Gebetbüchern (zehn Handschriften und vier Inkunabeln) überliefert sind, doch das Erschließen von Gebetshandschriften und Katalogen wird vermutlich zur Entdeckung weiterer Textzeugen führen, so dass man einen noch präziseren Einblick in die Gattungsspezifika und in die Entwicklung dieser Frömmigkeitsform gewinnen wird.

¹ Damit unterscheiden sich diese Gebete von einer der im 15. und 16. Jahrhundert verbreiteten *Orationes* von Birgitta von Schweden, in der bei der Lobpreisung der Gliedmaßen die Tugenden und das Leben Marias beschrieben werden, während die Kindheit Jesu sehr selten erwähnt wird. Vergl. St. Birgitta of Sweden. *Revelaciones*, Book XII.

In den Gebeten werden die einzelnen Gliedmaßen oder Sinne genannt und dabei wird, je nach Texttypologie, eine *Benedeitung* oder *Lobpreisung* formuliert.² Die hier vorgeschlagene Definition lehnt sich an den Wortlaut der Gebete der zwei Gruppen (beispielsweise „Gesegenet sigent“ in UB 477, 87^v und „Ich lobe dich maria“ in UB 477, 103^r) und basiert auf Überlegungen, die die Struktur, den Ursprung und die Überlieferungsgeschichte betreffen.³

Die Texte beider Typologien setzen sich aus der Folge von einzelnen gleich strukturierten, jeweils einem Körperteil gewidmeten Gebeten zusammen, die im Folgenden als ‚Gebetseinheiten‘ bezeichnet werden. Vergleicht man beispielsweise die Struktur der Gebetseinheit über die Brüsten Marias, so fällt auf, dass die Benedeitung nur die Erinnerung enthält, während die Lobpreisung auch eine darauf bezogene Fürbitte formuliert:⁴

	Benedeitung (UB 477, 87 ^v)	Lobpreisung (germ. oct. 449, 27 ^v -28 ^r)
Erinnerung	Gesegenet sigent din aller fruchbarsten brüst mit den du also dick vnd vil gesöiget hest die spise der engel Aue maria gratia	Die achten zwei ave maria sein dir gesprochen zu lob vnd zu eren deinen pruestleinen von den got speis genomen hat daz der geruechet ze speissen von deinem hertzen zuo nemen der alles daz speiset daz in hÿmel vnd auff erden ist
Fürbitte		vnd bit dich daz du mir helffest daz got mein speis sei

Die Gebetseinheiten beginnen oder enden meistens mit der Aufforderung, ein oder zwei Ave Maria zum erwähnten Körperteil zu sprechen. Dass das Ave Maria von zentraler Bedeutung ist, lässt sich auch der Tatsache entnehmen, dass in den selten vorangehenden Anweisungen oder Titeln die Gebete als *avemaria*

² Als noch wenige Textzeugen bekannt waren, hat Ochsenbein (Ochsenbein 1988-1994, 594-895) eine ähnliche Unterscheidung zwischen „Gebete und Andachten zu den Gliedmaßen und Sinnen Marias“ und „Gebetstituli“ angedeutet und dabei alle ihm bekannten oberdeutschen Gebete der ersten Gruppe zugeordnet, doch der erste Text von Freiburg UB 477 ist eindeutig eine *Benedictus-Oration*.

³ Für Einzeluntersuchungen vergl. Spazzali 2008a; Spazzali 2008b; Spazzali 2013.

⁴ Bei der Transkription werden aus typographischen Gründen überschriebene Buchstaben nicht übernommen und als <uo>, <ue> usw. geschrieben; Schaft-s und geschwungenes s werden nicht unterschieden. Abkürzungen und Nasalstriche werden aufgelöst. Getrennt- und Zusammenschreibung, sowie Groß- und Kleinschreibung, werden beibehalten.

oder *gruoß* (was wiederum auf den englischen Gruß hindeutet)⁵ bezeichnet werden. Damit rücken die Ave Maria in den Mittelpunkt dieser Gebetspraxis. Die Gesten der Mutter Gottes sind als Anhaltspunkte für die betende Andacht zu verstehen, wie die Bilder in den Stundenbüchern oder die Statuen vor denen das Privatgebet der Nonnen stattfand. Sie dienen auch zur Unterbrechung des damals üblichen Abbetens größerer Zahlen von Ave Maria, das die Seelsorgern mit Vorbehalt betrachteten und dem sie mit der Empfehlung entgegenwirkten, Leben und Leiden Jesu (oder Marias) zu betrachten (Ehrenschedtner 217-218). Damit wird auch die in der Forschung teilweise vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Gebet und Andacht (Wiederkehr 83-84, 128) überwunden, denn in der damaligen Auffassung waren diese ‚gezielten‘ Ave Maria offensichtlich eine Gebetsform. Schon in der ältesten deutschen Fassung wird die Verbindung von Ave Maria und Erinnerung ausdrücklich als Gebet eingeführt: „do lerte si in ditze gepet“ (cgm 73, 41^v).

Die Zentralität der Ave Maria ist auch formgeschichtlich bedeutsam, weil sie mitbestimmend für die Zuordnung zum Gebetstypus der *Krone* ist, d.h. für „Gebetszyklen, die [...] die regelmäßige Wiederholung des Ave Maria und anderer Gebete zur Betrachtung nutzen wollen“ (Hild 384). Zu den *Kronen* werden von der Forschung u. A. die Benedeiungen (oder *Benedictus-Orationen*) gezählt, deren lateinische Tradition im 12. Jahrhundert aus der Erweiterung der Wörter, mit denen Elisabeth Maria grüßte, entstanden ist: Die Benedeiung des Leibs Marias und anderer Körperteile schließt direkt bei der biblischen Mariaanrede Elisabeths an (Meersseman 29-33). Die längsten Texte, die 23 oder 24 Körperteile erwähnen, stammen meistens aus dem 14. Jahrhundert und wurden ab dem 15. Jahrhundert ins Niederländische, Niederrheinische und Ripuarische übersetzt, wobei die Überlieferung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts quantitativ relevanter ist. Da bis jetzt keine ostmitteldeutschen Zeugen aufgefunden werden konnten, scheint mir diese Gattung eher ‚rheinisch‘ zu sein.

Im oberdeutschen Gebiet ist die *Benedictus-Oration* kaum vertreten. Die einzigen Zeugen sind zwei alemannische, in dominikanischem Milieu entstandene Texte aus dem 16. Jahrhundert, die in den Handschriften Freiburg UB 477, 81^v-90^v (1507-1518) und St. Peter (Schwarzwald) pap. 8, 1^r-31^r (1550-1562) enthalten sind.⁶ Der erste Text beginnt mit einer ungewohnt ausführlichen Anweisung, die zuerst konkrete Angaben zur Frequenz, Körperhaltung und zum Ort des Gebetsvollzugs enthält, was bei einem nicht liturgischen Gebet selten ist: „Dis ist der gruoß aller glider [...] vnd sol man in

⁵ Die Bezeichnung ‚Gruß‘ erscheint im Titel der zwei Benedeiungen: „Dis ist der gruoß aller glider des seligen libes der erlichen maget maria“ (UB 477, 81^v), „Hie noch stond vil hüpsch grüsen zuo den glidern marie“ (St. Peter pap. 8, 1^r). Auch in dem ersten Vier-Gliedmaßen-Gebet wird diese Gebetspraxis als *gruoßen* bezeichnet: „Es wz ein guotter bruder der gruoßte tegelichen mit andacht vier stet oder glide des libs der muotter gottes“ (UB 477, 93^v).

⁶ Die Hs. UB 477 stammt vermutlich aus einem dominikanischen Kloster (Hagenmeier 120-121), die Hs. St. Peter pap. 8 kommt aus dem Dominikanerinnenkloster St. Agnes (Freiburg i. Br.) (Niebler 12).

teglischen sprechen knuwen vor irem bilde oder vor dem alter ob es gesin mag“ (UB 477, 81^v-82^r). Es folgt der Zweck des Gebets: „Vnd also die sagen die es befunden hant so mag man kum vinden einen besseren dienst der ir also genem vnd wol geuellig sige als disser vnd uß dem also grosse gnod flisset jn die mynnsamen hertzen aller der die sy hiemit loben vnd eren“ (UB 477, 82^r). Die Bedeutsamkeit dieser Devotionsform lässt sich nicht nur in der Aufforderung zum täglichen Gebetsvollzug erkennen, sondern auch in der Komposition der Handschrift, die vier weitere Gebete zu den Gliedmaßen Marias enthält.

Das Gebet beginnt mit einer preisenden Anrufung der Mutter Gottes und einer Glossierung des Ave Maria, der 22 Benedeiungen folgen, die stets mit einem Ave Maria enden. So lautet beispielsweise die Benedeiung der Ohren: „Gesegnet sint din aller heiligsten oren Wenn sy vsser dem süssen mundt iesu also vil guttoter wort empfangen hant Die du jn din mynnsames hertz legen solttest. Aue maria“ (UB 477, 84^v-85^r). In der Formulierung klingen die lateinischen Fassungen nach,⁷ doch konnte die Vorlage noch nicht identifiziert werden. Nach den Benedeiungen kehrt der Text zum (erweiterten) Ave Maria zurück,⁸ und das Gebet schließt mit dem *Gloria Patri* (wie im Chorgebet nach jedem Psalm) und einem Lob Marias ab, die damit den ganzen Gebetsakt vervollständigen.

Der zweite Text ist eine indirekte Übersetzung der von der Handschrift Cambrai 263, 144^r-149^v (14. Jh.) tradierten lateinischen Fassung,⁹ die die Benedeiungen mit Betrachtungen ausweitet und von der vermutlich auch größtenteils die niederländische und niederrheinische Überlieferung abstammt. Dieser in der lateinischen Version „*coronula laudis beate marie*“ genannte Text wird im Titel der alemannischen Version als „vil hüpsch grüsen zuo den gliedern marie“ bezeichnet, doch jeder *gruß* fließt in eine unterschiedlich lange Meditation über, die nicht immer Jesus Leben einbezieht und Zitate aus der Bibel und der Patristik mit Fürbitten alterniert. Die Gebetseinheit als durchstrukturiertes Gestaltungselement wird hier gesprengt. Wo Erinnerung und Bitte sich durchkreuzen und sogar das gesprochene Wort in den Hintergrund rückt - denn die *coronula* kann in eine Kontemplation übergehen (die Betenden werden „ires lobes lesende oder sprechende oder betrachtende“, 27^v) - ist selbst der Begriff ‚Gebet‘ an seine Grenze gelangt. Es ist vielleicht kein Zufall, dass dieselbe

⁷ Vergl. z. B. aus der Hs. Brüssel 9961 (13. Jh.) „Benedicte sint aures tue santissime, quibus ex eius ore dulcissima verba in corde tuo reponenda excepisti“ (Meersman 181) oder aus der Hs. Cambrai 263 (14. Jh.) „Benedicte sint aures tue sanctissime quibus ex ore benedicti fructus ventris tui Ihesu dulcissima verba tociens excepisti“.

⁸ „Gesegenet ist die frücht dines libes Jesus Christus vnser lieber herr Wenn du jn zuo vnserem nutz vnd zuo vnserer ewigen spise also seliklichen her furbrocht hest vnd geboren jn disse welt“ (UB 477, 90^r).

⁹ Der auffälligste Unterschied zu der oberdeutschen Version ist, dass der lateinische Text ein langes einleitendes Lob Marias hat. Die einzelnen Benedeiungen übersetzten den lateinischen Wortlaut ziemlich genau, bei den Andachten sind die textlichen Übereinstimmungen selten wörtlich, meistens sinngemäß, und Satzteile fallen aus.

Handschrift neben dieser langen Andacht auch zwei kurze Lobpreisungen für die Adventszeit enthält.

Weil die Ave Maria auch in der anderen Hauptform der Verehrung der Gliedmaßen Marias, den Lobpreisungen, den Rückgrat stark strukturierter Gebete bilden, ließen sich auch diese nach der Definition Hilds den *Kronen* zuordnen, obwohl die Kürze einiger Texte und der vermutlich ganz andere Ursprung definitorische Fragen aufwerfen. Überhaupt scheint die bisherige Zuordnung zu den *Kronen* in der Forschung eher von den Texten selber, die sich als *coronula* bezeichnen, hergeleitet zu sein. Ob die Gliederung in mehreren von Ave Maria begleiteten, andachtsähnlichen Gebetseinheiten ausreicht, um der Definition gerecht zu werden, bleibe dahingestellt. Wichtig ist hier, dass die Lobpreisungen die für den deutschsprachigen Südwesten typischeren Gebete sind, wo sie eine über zwei Jahrhunderte lange Tradition haben, und dass sie im niederdeutschen Raum ganz fehlen.

Die Lobpreisungen strukturieren die Gebetseinheit anders, indem bereits in den ältesten Zeugen immer eine Interzession (bzw. eine Bitte) erscheint und in den späteren Gebeten eine Anrede hinzugefügt wird. Solche unterschiedliche Gestaltung lässt sich daraus erklären, dass die *Benedictus-Orationen* als *Gruß-Oration* wie die Litanei letztendlich auf die vom Hymnus Akathistos ausgegangene Tradition zurückzuführen ist (Meersseman Bd. 2, V), während die Lobpreisungen wohl die Nachahmung einer ursprünglich an Christus gerichteten Gebetspraxis sind.

Für die oberdeutschen Lobpreisungen konnte bis jetzt keine lateinische Vorlage ausfindig gemacht werden. Sie sind höchstwahrscheinlich direkt in der Volkssprache entstanden, wo sie eine facettenreiche Tradition entwickelt haben, in der man nach Inhalt und Form vier Untergruppen erkennen kann. Die hier vorgeschlagene Unterteilung hat als Hauptkriterium die in den Gebeten erwähnten Gliedmaßen und Sinnen, die innerhalb jeder Gruppe gleich bleiben:

1. Gebetsunterweisung (Anfang des 14. Jhs. - Anfang des 16. Jhs.). Handschriften: München cgm 73, 41^r-43^r (Anfang 14. Jhs.); die Abschrift einer Handschrift des 14. Jhs. von Anton Birlinger (Birlinger 100-102);¹⁰ Engelberg cod. 155, 49^r-53^r (zweite Hälfte des 14. Jhs.); Berlin germ. oct. 449, 25^v-28^v (um 1400); Freiburg UB 477, 97^r-102^v, l. 10; Freiburg UB 477, 102^v, l. 10-108^v (1507-1510).
2. *Lob der Glieder Marie* (Ende des 15. Jhs. – Anfang des 16. Jhs). Inkunabel: Johannes Amerbach (Basel, 1492); Konrad Dinkmut (Ulm, 1493); Michael Greyff (Reutlingen, 1494); Kaspar Hochfeder (Nürnberg, 1495). Handschriften: Dessau Hs. Georg. 70. 8°, 178^r-184^v (Ende des 15. Jhs.); St. Peter (Schwarzwald) pap. 1, 193^r-202^v (1505-1510).

¹⁰ Birlinger gibt keine Information über die Handschrift; die Abschrift wurde von Ochsenbein datiert (Ochsenbein 1988, 396).

3. Vier-Gliedmaßen-Gebet (1507-1518). Handschriften: Freiburg UB 477, 93^v-94^v; Freiburg UB 477, 95^r-96^v.
4. Adventsgebet (16. Jh.). Handschriften: München cgm 856, 24^r-25^v (16. Jh.); St. Peter (Schwarzwald) pap. 6, 23^r-24^r (1557-1562); St. Peter (Schwarzwald) pap. 8, 44^r-45^r; St. Peter (Schwarzwald) pap. 8, 126^r-127^r (1550-1562).

Mit Ausnahme der Texte in cgm 73 und germ. oct. 449, dessen Mundart bairisch ist, sind alle anderen Handschriften alemannisch. Das *Lob der Glieder Marie* ist sowohl unter Laien als auch bei Ordensleuten verbreitet, alle anderen Gruppen sind in Frauenklöstern verortet, wobei die jüngeren Handschriften (St. Peter pap. 6 und 8, cgm 856, vermutlich UB 477)¹¹ aus Dominikanerinnenklöstern stammen, und dominikanischer Herkunft sind auch die Texte des zweiten Konvoluts des für Benediktinerinnen entstandenen *Engelberger Gebetbuchs*, in dem die Gebetsanweisung enthalten ist (Thali 259). Die Lobpreisungen scheinen also ein dominikanisches – wenn auch später ordensübergreifendes - Spezifikum zu sein, das sich in der Provinz Teutonia ansatzweise bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. In den um 1260 geschriebenen *Vitae Fratrum* des Gerhard von Frachet, die die Geschichte der ersten Generation des Dominikanerordens beschreiben, beginnt nämlich der den Tugenden des Gebets gewidmete Teil mit zwei Exempla von einem „frater quidam Teutonicus, magne vite et fame“ (Frachet 160), von dem im ersten Exempel erzählt wird, dass er die Wunden Christi verehrte,¹² und im zweiten, dass er Ave Maria dem Herz, dem Leib, den Brüsten, den Händen und der Brust Marias betete und dabei um die Verleihung ihrer Tugenden bat, bis ihm eines Tages die Mutter Gottes erschien.¹³ Dieses Zeugnis einer frühen Devotion zu den Gliedmaßen Marias ist in zweierlei Hinsicht aufschlussreich: sowohl wegen der Bedeutung dieser Praxis für die Dominikaner,¹⁴ denn die *Vitae Fratrum* waren als Vorbild für die Heiligung des Ordens gedacht (Boureau 71), als auch für die Entstehungsgeschichte des Gebets, weil das Aufeinanderfolgen von der Anbetung der Körper Jesu und Marias nahelegt, dass die weitverbreitete, Bernhard von Clairvaux zugeschriebene Devotion zu den Wunden Christi im Sinne der Marienverehrung umbearbeitet wurde. Aus der Erzählung geht weiterhin hervor, dass es sich bei dieser Frömmigkeitsform nicht um Benedeigungen handelt, denn die betende Andacht ist mit einem Interzessionsgebet verbunden: Der *frater* verehrt die Glieder, betet kniend die Ave Maria und formuliert jeweils

¹¹ Für die Herkunft der Handschriften vergl. Niebler 9 (St. Peter pap. 6), Niebler 12 (St. Peter pap. 8) und Schneider 651 (cgm 856).

¹² Die Szene erinnert an das weit verbreitete pseudobernhardinische Gebet *Salve meum salutare*.

¹³ Der zweite Teil dieses Exempels, der die Reaktion der Mitbrüder beschreibt und mit der von Gott geschenkten Gabe endet, auf Lateinisch und Deutsch predigen zu können, wird in den deutschen Gebeten nicht weitertradiert, möglicherweise weil der Fokus sich bei Nonnen vom Predigen auf das Gebet selbst verschoben hatte.

¹⁴ Alle Exempla sind dominikanischer Herkunft (Schürer 182-183).

eine Bitte. Das ist auch von Anfang an der Kern der oberdeutschen Lobpreisungen.

Die Überlieferung der deutschen Lobpreisungen setzt in der Form eines Exempels an, das in dem ältesten erhaltenen deutschen Gebetbuch enthalten ist (cgm 73).¹⁵ Ein Prediger betet und bittet dreißig Jahre lang Maria, sich ihm zu zeigen so wie sie an dem Tag der Himmelfahrt Jesu war (in ihrem Aussehen und Handeln),¹⁶ und sie erscheint ihm. Sie lässt zuerst ihre Gestalt betrachten: „si [...] zaigt sich im mit sere begozzen waren mit zehern mit ein wol petuenden munde mit zwain handen voller parmhertzichait mit zwain fuezzen die gern alle die stet giengen da ir chint gewesen was“ (cgm 73, 41^v). Einem Äußeren, das schon einen Einblick in die Gefühle einer traurigen, barmherzigen, liebevollen Maria gibt, wird das Innere gegenübergestellt. Dem Bruder wird gewährt, „in“ das Herz Marias zu schauen: „do lie si sich in wendich auch sehen do sach er in daz diemuetigist hertze. in daz miltist hertze. in daz parmhertzigist hertze. vnd in daz chäuschist hertze daz in frawen leip ie chom“ (cgm 73, 41^v). Diese knappe Beschreibung ist bezeichnend für die in der religiösen Literatur des Südwesten „ausgeprägte Tendenz zur Verinnerlichung und Introspektion“ (Volfing 373) hinsichtlich der Wahl des Zeitpunkts im Leben Marias und der Darstellung sowohl von ihrer äußeren als auch von ihrer inneren Erscheinung. Zum einen widerspiegelt das Interesse für den Tag der physischen Trennung von Mutter und Sohn (Jesus wird nur *ir chint* genannt) den Vorrang, den das Moment der körperlichen Nähe (Wiederkehr 150), der Sehnsucht nach Körperkontakt und den dadurch ausgelösten Gefühlen besaß. Zum anderen fällt hier neben der Darstellung des Gemütszustands und der Innerlichkeit Marias auch auf, wie dieses geistige Erlebnis geschieht, und zwar die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Grenzen zwischen physischem Körper (die Augen des Betenden) und Innerlichkeit (das Herz Marias) verwischen, wenn der Prediger „in“ das Herz hineinsieht.

Anders als beim eigentlichen Gebet, das sich als eine Kommunikationsform erweist, bei der „die Rückmeldung auf die Bitte durch einen Gnadenakt, nicht durch eine direkte, in Sprache gefasste Antwort, geschieht“,¹⁷ schafft das Exempel Raum für eine bewortete Antwort auf die Bitte. Nicht nur lässt sich Maria sehen, sie ist auch bereit, Fragen zu beantworten („si sprach zuo im wes er fragt des wolte si in berichten“ cgm 73, 41^v), und auf die Bitte des Bruders hin lehrt sie ihm die ihr angenehmste Verehrungsform: Er soll je zwei Ave Maria zu elf Gliedmaßen¹⁸ ihres Körpers sprechen und sie dabei an das

¹⁵ Zur Hs. cgm 73 vergl. Ochsenein 1987, 758-759.

¹⁶ „der pat [...] daz si sich in sehen liezze in aller der gestalt al si was an dem tage do ir chint ze hymel fuor vnd ir gepet vnd allez ir wandel des tages“ (cgm 73, 41^r-41^v).

¹⁷ Zum Gebet als „face-to-face-Kommunikation“ vergl. Wiederkehr 127 und die darin zitierte Literatur.

¹⁸ Die Gebetseinheiten nennen jeweils Ohren, Herz und Leib, Augen, Mund und Lippen, Zunge, Nase, Hände, Brüsten, Arme, Mutterleib und Füße Marias. Ursprünglich dürften es zwölf Körperteile gewesen sein, denn das Gebet in der Hs. germ. oct. 449 trägt den Titel „Daz

erinnern, was sie damit getan hatte. Dieses Gebet versichert Marias Interzession für den Bruder und diejenigen, die es nachsprechen werden. Im Mittelpunkt der Andacht stehen diesmal nicht die Tugenden Marias, wie bei Frachet, sondern ihre Pflege des Christkinds, die zusammen mit der Inkarnation die *fraude* Marias bewirkte.

Während in anderen, auch durch Exempla eingeführten Gebeten, die Erscheinung Marias eine falsche Gebetspraxis korrigiert (Wiederkehr 135), wird sie hier als Belohnung für eine lange Devotion dargestellt. Maria geht auf die Wünsche des Betenden ein, sie lässt sich sehen, redet und lehrt ein Gebet. So verdeutlicht das Exempel, dass ein unermüdliches Beten nicht unbeantwortet bleibt und dass der Gnadenakt kein einmaliges Geschehen ist, sondern sich für jeden Betenden wiederholen kann. Da das Exempel bei den Dominikanern ein „Medium der Verhaltensnormierung und Motivationssteuerung“ war (Schürer 79), konnte der Text damit zum Vorbild einer Frömmigkeitsform und zugleich auch zum Gebetsmuster werden.

In der Forschung wird solche narrative Einbettung als ‚Gebetsanweisung‘ bezeichnet (Ochsenbein 1988, 396), allerdings wird dieser Begriff breit aufgefasst, weil darunter auch die Anleitungen zu Ort, Zeit oder Modalität einer Andacht verstanden werden (Wiederkehr 129-131), obwohl sie einen ganz anderen Ursprung haben und eine andere Funktion besitzen. Während nämlich die Anleitungen aus den Gebetsanweisungen in lateinischen Psalterhandschriften hervorgegangen sind (Ochsenbein 1988, 396), stehen die narrativen Unterweisungen meines Erachtens mit der Blüte der spätmittelalterlichen Exempla in Verbindung. Letztendlich zielen sowohl die Anleitungen als auch die Unterweisungen auf die Wirksamkeit des Gebets, doch mit unterschiedlicher Funktion: erstere durch genaue Angaben zur Gebetsweise, letztere durch die Autorität der lehrenden Instanz.

Das beglaubigende Narrativ und die betrachtenden Ave Maria entsprachen offensichtlich der damaligen Frömmigkeitskultur, denn das Exempel und das darin enthaltene Gebet wurden bis in das 16. Jahrhundert hinein weitertradiert. Darin beweist sich die langfristige Fähigkeit der Gattung ‚Exempel‘, die Vergangenheit zu aktualisieren und zu instrumentalisieren, „um gegenwärtiges und zukünftiges Handeln zu regeln“ (Schürer 91), selbst wenn – wie es manchmal der Fall ist – die narrative Einbettung weggelassen wird.

Man muss allerdings an eine nicht nur schriftliche Überlieferung denken, denn die verschiedenen Fassungen stehen sich über zwei Jahrhunderte sehr nahe, die beschriebenen Situationen des Lebens Marias und der Kern des

seind die zwelf aue maria“ (fol. 25^v), und in der Hs. Engelberg cod. 155, in Birlingers Abschrift und in der letzten Version von UB 477 (fol. 98^r) erwähnt die Muttergottes 24 Ave Maria (je zwei für das genannte Körperteil). Einige Fassungen fügen eine zwölfte Gebetseinheit hinzu: Beim *Lob* ist sie dem Körper und der Seele Marias gewidmet, bei germ. oct. 449 und UB 477, 101^v-102^r erzählt sie ein vom Jesuskind gewirktes Wunder auf dem Weg nach Jerusalem.

Die Gebete zur Verehrung des Körpers Marias

Wortschatzes bleiben gleich, doch über die mundartlichen Merkmale hinaus variieren leicht der Satzbau und die Wörter.¹⁹

Daneben gibt es auch eine erste formale Änderung, die die Unterweisung in der Version der Hs. Berlin germ. oct. 449 (um 1400) erfährt. Hier fällt der narrative Rahmen weg, aber die ‚Auctoritas‘ garantiert immer noch die Wirkung des Gebets, denn Maria lehrt das Gebet direkt in der ersten Person: „Wer mir die avemaria nachspricht vmb welche sach er im nymt des gewer ich in daz hab er auff mein mueterliche barmherczikeit“ (germ. oct. 449, 25^v). Die Gebets-einheit zu der Zunge lautet in den drei Texten wie folgt:

München cgm 73, 42 ^r	Engelberg cod. 155, 50 ^v	Berlin germ. oct. 449, 27 ^r
<p>Sprich auer zwai aue maria meiner zungen.</p> <p>wan ich was der erst mensch, <i>der</i> got lopt vnd im ere seiner menschaît erpoet.</p> <p>dar vmb muezzen mich alle christen læut immer loben.</p>	<p>Sprich aber zwei Aue maria miner zungen mit der ich got lobe</p> <p>wan ich waz der erst mensch der got lobte vnd ere bot in siner menscheit</p> <p>vnd dar vmb muessen mich alle cristen lüt loben vnd eren eweklich.</p>	<p>Dj fuenfften zwei auemaria sein dir gesprochen zu lob vnd zu er deiner zungen</p> <p>wanen du ward der erst mensch der got lobt vnd ymmer in siner mensche er bert</p> <p>doer uomb muz dich selik heißen alles menschlich geschlecht</p>

Das Vorbeten Marias erzeugt ein Gebet, das direkt von der Ordensfrau rezitiert werden kann: Es fehlt das Devotionsvorbild und das Gebetsmuster des Exempels wird zum Gebet.

Ein Produkt dieser von der Mündlichkeit geprägten, bei Gebeten gattungsbedingten Variabilität ist im 16. Jahrhundert die Niederschrift von zwei Gebetsunterweisungen in derselben Handschrift, dem Kodex UB 477. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Texten besteht in der Form, denn es sind immer dieselben Körperteile und Erinnerungen, die bereits in der Handschrift cgm 73 beschrieben wurden, doch im ersten ist die Lobpreisung in dem Exempel eingebettet, während das zweite ein in der ersten Person

¹⁹ Es gibt nur eine wesentliche inhaltliche Umarbeitung. In Birlingers Abschrift und in der Handschrift cod. 155 erscheint im Zusammenhang mit den Füßen Marias eine apokryphe Episode über Jesus, der auf dem Rückweg nach Jerusalem einen Zweig segnet, der sich vor ihm geneigt hat. Die Episode wird in germ. oct. und UB 477 (97^r-108^v) am Ende des Gebets erzählt; in cgm 73 wird sie überhaupt nicht erwähnt.

formuliertes Gebet ist.²⁰ Zwar geht ein Text in derselben Zeile in den folgenden über, ohne den Anfang mit einer Majuskel oder mit roter Tinte zu markieren, aber die Anleitung definiert den zweiten Text deutlich als ein neues Gebet: „och wer dis gebet alle tag spricht den wil die muotter gottes hie noch dort nyemer gelossen vnd wil by sinem ende sin also sy wz by dem lieben sancte johannes vnder dem crutz“ (UB 477, 102^v-103^r). Die Doppelschreibung kann an zwei unterschiedliche Funktionen zurückgebunden werden: Man kann annehmen, dass das Exempel nunmehr einen eher narrativen, vorbildlichen Wert hatte und die Betenden es nicht autonom in ein Gebet umsetzen konnten. Dafür brauchten sie die zweite Fassung, die eine von dem Aufbau her ausgereiftere Form des Gebets nach dem Muster der *Oratio collecta* fixiert, denn die Gebetseinheiten gliedern sich hier in Anrede - Prädikation - Gewährungsbitte:

	UB 477 101 ^r (Exempel)	UB 477 107 ^v (Gebet)
Anrede	Die nunden zwey sprich minen armen an den ich got getragen vnd dick vmbfangen hab	Ich lobe dich maria mit zweygen Aue maria zuo lob dinen armen dor an du got dick getragen hest
Prädikation	Der fröide ermane mich wie sanffte dz minem hertzen det Do ich den in minen armen vmb fing den himmel vnd erde nit vmb griffen möchte	Dz det dinem hertzen also wol dz du den vmb fangen hettest den himmelrich vnd ertrich nit vmb griffen mag Der grossen fröiden ermane ich dich
Gewährungsbitte	So muoß ich dich mit gnaden vmb vohen	Vnd bitt dich dz du mich wellest vmb vohen mit diner mütterlichen erbermde sprich ij Aue maria

Die Gebetsunterweisungen haben scheinbar eine längere Tradition als die anderen Lobpreistypologien. Zeitlich besonders konzentriert ist die vom *Lob der ghyder Marie*, das am Ende des 15. Jahrhunderts in vier Drucken erscheint, zuerst im Südwesten (J. Amerbach, Basel 1492), dann auch östlicher (K. Dinkmut, Ulm 1493; M. Greyff, Reutlingen 1494; K. Hochfeder, Nürnberg 1495).

²⁰ Die inhaltlichen Übereinstimmungen mit den Gebetseinheiten der Exempla mit marianischer Unterweisung lassen dieses Gebet der Gruppe der Gebetsunterweisungen zuordnen, trotz des fehlenden narrativen Rahmens.

Die Gebete zur Verehrung des Körpers Marias

Das Gebet ist von einer Einleitung und einem Abschluss umrahmt. In der Einleitung findet man eine vage Beglaubigung durch „heilige Menschen“,²¹ eine kurze theologische Fundierung der Verehrung der Gliedmaßen und die Wirkung dieser Praxis, die wiederum das Ave Maria in den Vordergrund stellt: „Denn von dem engelschen gruöß / der dar inn gesprochen wirt fünff vnd zwentzig mal /mag eyn yeglicher mensch erholen fünffzehen hundert tag applaß“ ([Greyff], a2^r-a2^v); die Akzentsetzung auf den Ablass ist in den Gebeten zu den Gliedmaßen Marias sonst nicht zu finden, doch im Spätmittelalter bekanntlich weit verbreitet. Die abschließenden Anleitungen zum Gebet erwähnen als bevorzugte Beter sowohl Knaben und Mädchen als auch generell die Leseunkundigen, wobei ausdrücklich erklärt wird, dass der Wortlaut des Gebets geändert werden mag, vorausgesetzt, dass die Struktur gleich bleibt: „Es ist ze wissen das in disem lob Marie / die wort moegen gemyndert oder geendert werden / nach eynes yegliche andacht vnnd begriffung / durch deren willen die nit lesen können“ ([Greyff], c2^v-3^r) und „Vnd ist trüwlich ze raten allen iungen knaben vnd toechteren / das sy dise vermanung vnd gebett vil der iungfrowen Maria oppferen vnd sprechen“ ([Greyff], c3^r).

Die strenge Struktur und die formelhafte Sprache scheinen in der Tat für die Einprägung des Gebetsschemas gedacht zu sein. Die Dreiteilung der Gebetseinheiten ist vollständig entwickelt, Anrede und Prädikation beginnen formelhaft mit synonymischen Paar- und Drillingformen (mit Adjektiven, Substantiven und Verben), und sind daher leicht einprägsam. In der Bitte wird vom Betenden um die Vergebung der mit demselben Körperteil begangenen Sünden und um Marias Beistand gebetet, damit er sie nicht mehr begeht. Auch in der Bitte sind die Paarformen ein wiederkehrendes Gestaltungselement, das helfen kann, das Gebet in Erinnerung zu behalten:

	<i>Lob der glyder Marie</i> ([Greyff], a7 ^v)
Anrede	O Aller hochgelerteste / künstlichste vnd wyseste meysterin vnd lererin / iungfrow vnd muoter maria
Prädikation	Ich loben / eren vnd grüßen dinen heiligen mund vnd wolgezempte zungen / mit denen du hast iesum dynen sun / vnseren herren / mit hohem lob steticlich gebriset vnd gelopt / Denen zweyen glydern ze lob sprich ich dir zwey Aue maria
Bitte	Vnd bit dich wolgelerte docterin dz du mir versünung schaffest vmb all dz vnrecht dz ich mit mund vnd zungen ye volbracht hab / vnd fürbaßer durch dine miltekeit / mynen mund vnd zungen lerest / wisest vnd zemest / dz ich die wider goettlich vnd brüderlich lieb nyemer gebruch / sunder da mit inn synen vnd dynen lob alzit gefunden werde / Amen.

²¹ „Vnd sprechent ettlich / das sye gehoert haben von heiligen menschen / das kuomm moeg eyn andere wyß gefunden werden / ze dienen der iungfrowen maria / die ir so fast gefellig sig“ ([Greyff], a2^r).

Diese Ausrichtung auf die Laien und die damit verbundene freie Formulierung des Gebets sind für das *Lob* bezeichnend. Eine weitere Charakteristik des *Lobs* betrifft den Überlieferungszusammenhang, denn bei diesem Text ist die Überlieferungsgeschichte des Gebets eindeutig an die Überlieferungsgeschichte des Gebetbuchs, in dem es erscheint, gebunden. Das *Lob* wird stets zusammen mit dem ihm vorangehenden *Zeitglöcklein des Lebens und Leidens Christi* des Dominikaner Bertholdus tradiert und bis auf ein Gebetbuch immer auch mit den darauffolgenden *15 Gebete vom Leiden Christi* der (Pseudo-)Birgitta,²² beide erbauliche Texte, die sowohl für Frauenklöster als auch für Laien für die individuelle Andacht gedacht waren (Hamm 534). Die in Klöstern entstandenen Lobpreisungen werden also in der *Lob*-Fassung auch von Laien rezipiert, sie bewegen sich aber auch in entgegengesetzter Richtung, was für den damaligen Literaturbetrieb nicht ungewohnt war (Thali 252 und 262): von der Laienwelt zurück in den Kloster. Durch den Buchdruck auch zur überregionalen Verbreitung verholfen²³ (man denke an den Nürnberger Druck von Kaspar Hochfeder), wird der Text bald im ostmitteldeutschen Gebiet von (für?) Ordensleuten kopiert (Dessau Hs. Georg. 70.8^o)²⁴ bis anfangs des 16. Jahrhunderts das ganze Gebetbuch im Oberrheingebiet von einer Ordensfrau abgeschrieben wird (St. Peter pap. 1). Dabei wurde aber das *Lob* nicht an den neuen Gebrauchszusammenhang angepasst, denn der Schlussteil mit den Anweisungen für die Leseunkundigen und die „iungen knaben vnd toechteren“ wird in St. Peter pap. 1 nicht ausgelassen,²⁵ was allerdings schon in anderen Fällen von Literaturaustausch zwischen Laien und Konventen festgestellt wurde (Thali 253). Es ist nicht auszuschließen, dass das *Lob* den Laienschwestern gelehrt wurde, die meistens nicht lesen konnten (Ochsenbein 1992, 46). Mit der Abschrift von St. Peter pap. 1 ist das *Lob* auch für das 16. Jahrhundert bezeugt, ein Jahrhundert, in dem sämtliche Gebetsformen zu den Gliedmaßen Marias überliefert sind: die Benedeiungen und alle Lobpreisungen, darunter auch zwei neue Formen, die sich für ihre Kürze auszeichnen (das Vier-Gliedmaßen-Gebet und das Adventsgebet). Diese Überlieferungspluralität findet man selbst in ein und derselben Handschrift: UB 477 und St. Peter pap. 8 konservieren mehrere Versionen sowohl derselben Typologie als auch anderer. Benedeiung,

²² Die *Pseudo-Orationes* fehlen nur bei Hochfeder.

²³ Der Druck ermöglichte eine Verbreitung der Bücher nicht nur nach Nordwesten (über die institutionellen Ordenswege), sondern auch nach Osten, weil der Zugriff auf Texte leichter war und nicht mehr so stark von persönlichen Verbindungen abhing (Backes 10-11).

²⁴ Für die Beschreibung der Handschrift vergl. Pensel 94-95. Pensel geht davon aus, dass das Gebet vollständig ist, doch bei der letzten Gebetseinheit geht der Text vermutlich wegen eines Augensprungs in der letzten Linie von fol. 184^v mitten im Satz in ein Gebet an Christus über. Dieser einzige nicht oberdeutsche Text trägt deutliche Spuren einer oberdeutschen Vorlage.

²⁵ Für die Hs. Georg. 70.8^o ist keine Vergleichsmöglichkeit vorhanden, weil der Schlussteil fehlt.

Exempel, Gebet und Adventsgebet entsprechen wohl unterschiedlichen Bedürfnissen: In UB 477 sind beide Haupttypen vertreten, und bei den Lobpreisungen alternieren kurze und lange Formen des narrativen Beispiels mit den Gebeten, die einen mehr oder weniger ausgeprägten mystischen Zug enthalten; in pap. 8 unterscheidet sich die Funktion von der langen unterbrechbaren Meditation (1^r-31^r) von der der kurzen, für eine bestimmte liturgische Zeit vorgesehenen Adventsgebete.

Das Vier-Gliedmaßen-Gebet ist von zwei überlieferungsgeschichtlich unabhängigen Texten repräsentiert. Die Gebete haben gemeinsam, dass sie dieselben Körperteile in derselben Reihenfolge darstellen und dass beiden jeglicher Hinweis auf die Ave Maria fehlt. Wie im Falle der in derselben Handschrift kopierten Gebetsunterweisungen, folgen auch hier eine narrative Version und ein Gebet aufeinander, wobei aber diesmal der Anfang des Gebets klar durch eine Majuskel markiert ist. Die erste Version ist ein Exempel, das deutlich das von Frachet rezipiert. Es ist von einem Bruder die Rede, der täglich Herz, Leib, Brüsten und Arme grüßte (Frachet erwähnt auch die Hände) und um die jeweiligen Tugenden Marias bat: „vnd bat sy dz sy jm vß jeglichem disser glieder die gnade vnd tugent gebe“ (UB 477, 94^v).²⁶ Wie bei Frachet, erscheint sie ihm und erhört sein Gebet: „vnd gab jm vß yegklichem die gnod vnd tugent der er sy ermanet het Vnd der er von ir begert het“ (UB 477, 94^v).

Das zweite Gebet ist die einzige Lobpreisung, die weder eine narrative Einbettung, noch eine Anweisung oder einen Titel hat, und die von einem ausgesprochen mystischen Zug der Bitte charakterisiert ist. Der Erwähnung der Körperlichkeit Marias steht eine verinnerlichte Umdeutung in der Bitte gegenüber; die Christkindverehrung erfährt hier eine dezidierte Reduzierung der Identifikation mit Maria,²⁷ die auf eine *Unio mystica* hinzielt. Bei der Gebetseinheit zu den Armen wird der Wunsch nach einem verschmelzenden Kontakt der geistigen Körper klar ausgedrückt: „O schone süsse reine muoter vnd maget maria jch ermane dich diner jungfrawlichen arme vnd mynnelichen hende Vff den du trüge din gemynntes kint Jesum mit den du jn dick wunneklichen vmb ving vnd jn minneklichen zuo dir trucktest Bitte jn dz er mir gebe die arme worer bekintniß des liechtes vnd der vinsterniß Dz liecht dz er ist Vnd die vinsterniß die ich bin Dz ich jn also vmb vohe Vnd jn jnn min hertz trucke dz er von mir vnd ich von jm nyemer gescheiden werde Amen“ (UB 447, 96^r-96^v).

Die letzten Zeugen der Lobpreisung sind vier Texte, die alle entweder im Exempel oder im Titel oder in der Anweisung als Adventsgebete präsentiert werden. Es sind kurze Gebete, die fünf Körperteile erwähnen (Augen, Arme, Herz, Brüste, Füße) und deren Fürbitten im Unterschied zu allen anderen Lobpreisungen keinen Bezug zu dem genannten Glied oder Sinn haben: „O

²⁶ Ähnlich bei Frachet, wo aber Maria als Mittlerin erscheint: „et rogabat eam [Mariam], ut eas [virtutes] sibi a domino impetraret“ (Frachet 161).

²⁷ Eine ähnliche Umdeutung in der Christkindverehrung findet sich bei Marquard von Lindau (Mossman 260).

maria lob vnd Er sey deinen barmherzigen aügen mit den dü got den heren so oft frölich host gesehen ich bit dich durch das so Erwirb mir Erkantniß aller sunden vnd gebresten“ (St. Peter pap. 6, 23^r). Somit entfernen sich diese Gebetseinheiten von dem Muster der Oratio, in der die Bitte sich auf eine Erinnerung bezieht.

Die Texte stehen sich sehr nahe. Cgm 856 und pap. 6 unterscheiden sich darin, dass in cgm 856 das Gebet in einem Exempel von einem *bruder* enthalten ist, der es in der Adventszeit sprach, während pap. 6 nur die kurze Anweisung hat, es *in dem advent* zu sprechen. Sonst stimmen die zwei Fassungen im Wortschatz großenteils überein, der Satzbau weicht oft. Die bei pap. 8 tradierten Versionen sind eine stilistisch erweiterte Bearbeitung von cgm 856 und pap. 6. Die erste trägt nur einen Titel, die zweite ist von einem längeren Exempel eingeleitet, in dem von einem Dominikaner erzählt wird, der im Advent einmal die fünf meditierenden Ave Maria sprach; daraufhin ließ Maria „jn sechen wie woll sÿ damitt bekleidett waß vnd wie ain durch lüchtetes gewand sÿ an hatt vnd wie genem es jr waß von jm“. Maria scheint mit den Gebeten gekleidet zu sein, das Beten gewinnt eine physische Konsistenz, durch die ein indirekter Körperkontakt zwischen Betendem und Angebeteter ermöglicht wird. Trotz der beispielhaften Bedeutung des Exempels bleibt die Frage nach der Funktion der Doppelschreibung in pap. 8 offen, denn die zwei Gebete sind sehr ähnlich. Sie könnte die bei der textlichen Variabilität der Exempla festgestellte wichtige Rolle des Schreibens „an sich“ (Studer 39) bestätigen, aber auch auf eine mangelnde Planung hindeuten (der Händewechsel und die ca. 80 Seiten, die die zwei Texte voneinander trennen, sollten diesbezüglich berücksichtigt werden).

Interessant ist in dieser Gruppe der Lobpreisungen die Angabe zum Zeitpunkt des Betens. Die Gliedmaßen Maria werden immer noch mit der Kindheit Jesu in Verbindung gesetzt, aber die Fokussierung auf das Kind wird neu funktionalisiert, die Christkindverehrung gehört in dieser neuen Fassung nunmehr zur Adventszeit.

Die Diffraktion der Verehrung des Körpers Marias im deutschsprachigen Südwesten in Benedeigungen und - für die Region charakteristischen - Lobpreisungsformen bestätigt über zwei Jahrhunderte hinweg die Bedeutung des Körpers Marias im Spätmittelalter für die Andacht, sowohl für die Betrachtung des mit dem physischen Körper verbundenen Heilsgeheimnis der Inkarnation Jesu, als auch um eine auf den geistigen Körper beruhende Intimität zu Christus aufzubauen und damit zum Seelenheil des Betenden zu gelangen. Die Bedeutsamkeit von Äußerem und Innerem (Erscheinung, Gesten, Gefühle Marias) bleibt dabei gleich; was sich ändert, ist die Akzentuierung beim Frömmigkeitskontext, die sich bei den Ausläufern anscheinend von einer generellen Christkindverehrung auf eine adventsbezogene Gebetspraxis verschiebt.

Die Gebete zur Verehrung des Körpers Marias

Bibliographie

Handschriften: Berlin germ. oct. 449; Dessau Hs. Georg. 70. 8°; Engelberg cod. 155; Freiburg UB 477; München cgm 73, cgm 856; St. Peter (Schwarzwald) pap. 1, pap. 6, pap. 8.

Inkunabel: Johannes Amerbach (Basel, 1492); Konrad Dinkmut (Ulm, 1493); Michael Greyff (Reutlingen, 1494); Kaspar Hochfeder (Nürnberg, 1495).

Literatur:

Backes, Martina: Literarische Kommunikationswege am Oberrhein. In: Kulturtopographie des deutschsprachigen Südwestens im späteren Mittelalter. Hrsg. von Barbara Fleith und René Wetzels. Berlin 2009, 1-11.

Birlinger, Anton: Gebete; Tractate Meister Eckharts, des Mönchs von Heilsbronn und andern. In: Alemannia, 3 (1875), Heft 2, 97-119.

Boureau, Alain: L'événement sans fin. Récit et christianisme au Moyen Age. Paris 1993.

Ehrenschtendner, Marie-Luise: Die Bildung der Dominikanerinnen in Süddeutschland vom 13. bis 15. Jahrhundert. Wiesbaden 2004.

Hagenmeier, Winfried: Die deutschen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek und die mittelalterlichen Handschriften anderer öffentlicher Sammlungen. Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau 1,4. Wiesbaden 1988.

Hamm, Bernd: Religiosität im späten Mittelalter. Tübingen 2011.

Hild, Haro: Krone Unserer Lieben Frau. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Kurt Ruh und Burghart Wachinger. Berlin-New York 1987, Bd. 5, 388-390.

Meersseman, Gilles Gérard: Der Hymnos Akathistos im Abendland. Freiburg 1960.

Mossman, Stephen: Zu Marquard von Lindau, Konrad von Braunsberg, den Gottesfreunden und dem Gottesfreundschaftsbegriff. In: Oxford German Studies 36 (2007), Heft 2, 247-267.

Niebler, Klaus: Die Handschriften von St. Peter im Schwarzwald, Erster Teil: Die Papierhandschriften. Wiesbaden 1969.

Ochsenbein, Peter: Deutschsprachige Privatgebetbücher vor 1400. In: Deutsche Handschriften 1100-1400. Oxforder Kolloquium 1985. Hrsg. von Volker Honemann und Nigel F. Palmer. Tübingen 1988, 379-398.

Ochsenbein, Peter: Münchner Gebetbuch des cgm 73. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Kurt Ruh und Burghart Wachinger. Berlin-New York 1987, Bd. 6, 758-759.

Ochsenbein, Peter: Gebete. In: Marienlexikon. Hrsg. von R. Bäumer und L. Scheffczyk. St. Ottilien 1988-1994, Bd. 2, 590-596.

Ochsenbein, Peter: Latein und Deutsch im Alltag oberrheinischer Dominikanerinnenklöster des Spätmittelalters. In: Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100-1500. Regensburger Kolloquium 1988. Hrsg. von Nikolaus Henkel und Nigel F. Palmer. Tübingen 1992, 42-51.

- Pensel, Franzjosef: Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in der Stadtbibliothek Dessau. Berlin 1977.
- Fratris Gerardi de Fracheto Vitae Fratrum Ordinis Praedicatorum necnon Cronica Ordinis ab anno MCCIII usque ad MCCLIV. Hrsg. von B.M. Reichert. Lovanii 1896.
- Schneider, Karin: Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Cgm 691-867. Wiesbaden 1984.
- Schürer, Markus: Das Exemplum oder die erzählte Institution. Studien zum Beispielgebrauch bei den Dominikanern und Franziskanern des 13. Jahrhunderts. Berlin 2005.
- Spazzali, Paola: La lode del corpo della Vergine nel codice di Friburgo, UB 477. In: *...un tuo serto di fiori in man recando*. Scritti in onore di Maria Amalia D'Aronco. A cura di Patrizia Lendinara. Udine 2008, 395-407.
- Spazzali, Paola: Il genere della *lode del corpo di Maria* in tedesco e il codice Ms. germ. oct. 449. In: *Studia theodisca. Philologica II*. A cura di Marina Cometta. Milano 2008, 139-169.
- Spazzali, Paola: *Exemplum*, meditazione, contemplazione: la lode del corpo di Maria nell'area del tedesco superiore, dalle *Vitae Fratrum* al ms. St. Peter pap. 8. In: ΦΙΛΟΙΝ. Scritti in onore di Mario Enrietti e Renato Gendre. A cura di M. Muscariello. Alessandria 2013, 597-609.
- St. Birgitta of Sweden: Revelaciones, Book XII. Edited Birger Bergh, Sten Eklund. <<http://www.umilta.net/bk12.html>> [Abruf 22.06.14].
- Studer, Monika: *Exempla im Kontext*. Studien zu deutschen Prosaexempla des Spätmittelalters und zu einer Handschrift der Straßburger Reuerinnen. Berlin 2013.
- Thali, Johanna: Regionalität als Paradigma literarhistorischer Forschung zur Vormoderne. Das Beispiel des Benediktinerklosters St. Andreas in Engelberg. In: *Kulturtopographie des deutschsprachigen Südwestens im späteren Mittelalter*. Hrsg. von Barbara Fleith und René Wetzel. Berlin 2009, 229-262.
- Volfing, Annette: Körper, Natur und Eucharistie bei Tauler: Zur Allegorese der Verdauung. In: *Kulturtopographie des deutschsprachigen Südwestens im späteren Mittelalter*. Hrsg. von Barbara Fleith und René Wetzel. Berlin 2009, 373-394.
- Wiederkehr, Ruth: *Das Hermetschwiler Gebetbuch*. Studien zu deutschsprachiger Gebetbuchliteratur der Nord- und Zentralschweiz im Spätmittelalter. Mit einer Edition. Berlin 2013.
- Zink, Michel: *La subjectivité littéraire. Autour du siècle de saint Louis*. Paris 1985.

Roberta Mullini

Coventry: a case study for theatrical philology between documents and scripts

1 Introduction

Before starting writing this paper I googled the phrase ‘theatrical philology’ and among the very few entries I found it in a document posted by the Bryn Mawr College, in the USA, in 2004, in which it is considered the same as ‘theatre history’ (“theatre history or theatrical philology”).¹ When I sent the outline of my contribution to the conveners of this conference, though, my idea of the semantics of the phrase was not (and still is not) exactly this: by theatrical philology I meant the possibility of recreating – via hypotheses grounded on written documents of various types, literary and non-literary, on iconographic and visual records at large – the original conditions of representation and performance of plays. In this way, it can certainly contribute to theatre history, but it cannot be taken as its synonym. Therefore the basic meaning of ‘philology’, i.e. “the study of literary texts and of written records, the establishment of their authenticity and their original form, and the determination of their meaning”,² is transferred to a wider and interdisciplinary field, where written economic documents intermingle with play texts, where iconography mirrors drama, where city and guilds accounts let us rebuild the material culture of the theatre and dare recreate performances of which there is no other historical evidence. In other words, ‘theatrical philology’ as the study of everything allowing the ‘reconstruction of performances of the past’. In the present case, the past is the English later Middle Ages, and the focus is the town of Coventry.

Coventry, because of its cycle of mystery plays, was so famous in the later Middle Ages and early modern times that many monarchs visited the town in order to attend the annual performances, or – while there on a royal progress – were celebrated with a special stage event. The first evidence of a royal visit refers to Richard II, being in Coventry in 1398, and many others attest the presence of Henry VI and of Queen Margaret (when she was there in 1456 pageants were prepared with welcome orations and performances; Ingram 1981, 35 ff.). King Edward IV and Richard III visited the town some years later, as well as Henry VII in 1487 and in 1493, who “came to Coventry to see our plaies at Corpus Christi tide & gaue yem great commendacions”.³ In 1511 Henry VIII and Queen Catherine were in town (Ingram 1981, 107), and Queen Elizabeth herself visited Coventry in 1566 (Ingram 1981, 232), welcomed by the Mayor’s oration, and – in spite of the advancement of the Reformation in the

¹ From <http://bmc.brynmawr.edu/2004/2004-06-24.html> (accessed 12/10/2013).

² *The Free Dictionary*, <http://www.thefreedictionary.com/philology> (accessed 12/10/2013).

³ From the 1493 *City Annals*, in Ingram 1981, 72.

country – by some pageants: “Att Saint John’s Church stood the Tanners pageant, att the Cross the Drapers pageant, at Littell parke street End the Smiths pageant, in Much parke street End the Wavers pageant.” (Ingram 1981, 234).

Unfortunately, of the complex cycle only two plays have survived, one of which in two manuscripts, whereas the other in an early nineteenth-century printed transcription, its manuscript having been burnt at the Birmingham Free Reference Library later in 1879. Nevertheless, a large quantity of city accounts has survived (from both the mayoralty and the various guilds), so that information about the economics and management of the cycle is still available. This information, for the benefit of contemporary researchers, has been collected in the volume *Coventry*, the third in the precious series of the Records of Early English Drama.⁴ What is missing or scarce, as for the majority of spectacular events of the times all over England, is information about the actual proceedings of performances and direct testimonies of the same.

What follows tries to analyse some documents from various domains (accounts and play texts), so as to work on textual and paratextual evidence, in the attempt to bridge the gap between them in a process of philological reconstruction of performances, i.e. of theatrical philology.⁵

2 The two Coventry Plays and the Documents

The extant plays (*The Pageant of the Company of Shearmen and Taylors in Coventry* surviving only in an 1817 antiquarian transcription by Thomas Sharp, and the *The Weavers’ Pageant* the main manuscript of which is stored at the Coventry Record Office)⁶ were part of the celebrations on Corpus Christi day, inserted as they were in a longer series of plays dealing mainly with Christ’s life. Contrariwise to the other English mystery cycles, the Coventry plays did not deal with Biblical matter from Creation to the Annunciation, even if certain Old Testament figures – such as prophets – were present in some of the plays. Performances of the cycle, of which the first witness is datable to 1392 when an estate is mentioned as situated “inter tenementum Prioris & Conventus ex parte una & domum pro le pagent pannariorum Coventre ex altera.” (“between the holding of the prior and convent on one side and the pageant house of the Drapers of Coventry on the other”; Ingram 1981, 3 and 525), ended definitely in 1579, due to the Reformation prohibitions against Catholic ‘remains’ as the plays were considered to be.

⁴ Later in this article, the acronym REED will be used for the series.

⁵ In June 2012 a conference was held in Naples, whose title was “Filologia Teatro Spettacolo”. Its aim, even if the three words of the title remain separate, was to study “i problemi della **ricostruzione dello spettacolo** e delle sue varie componenti (il testo, la partitura, gli stili recitativi in particolare)” [the problems of the reconstruction of performances and of their various components (texts, scores, acting style in particular)]. From the brochure of the event; emphasis in the original.

⁶ See Craig ix-xi. The texts of the plays (and their titles) are drawn from King and Davidson.

The topics of *The Pageant of the Company of Shearmen and Tailors in Coventry* (of 900 lines) span from the Annunciation to the Slaughter of the Innocents, while *The Weavers' Pageant* (of 1192 lines) deals with the episodes of the Purification of the Virgin and Christ and the Doctors. It is evident that the Coventry plays join together more than one episode of Christ's life, while all the other cycles devote individual plays to single episodes (for example the Chester cycle divides the narrative matter of *The Pageant of the Company of Shearmen and Tailors in Coventry* into five plays totalling 2798 lines). As the full titles show, the two plays were entrusted to the guilds of the Shearmen + Tailors, and of the Weavers, respectively. Therefore the documents to be looked for in the REED volume are those of these corporations. Very unfortunately, though, the former's accounts do not appear to have survived: the guild is mentioned in the Leet Book⁷ in 1445 together with the others which were to ride on Corpus Christi Day, and only much later, in 1590 when they are said to sell their pageant house (the 'garage' where the play wagon was replaced after the show).

While – because of this fact – the type of analysis suggested in the introductory paragraph cannot be carried out for *The Pageant of the Company of Shearmen and Tailors in Coventry*, it can well be applied to *The Weavers' Pageant*, since the activities of this corporation are extensively documented in the records.

3 *The Weavers' Pageant*

The term "pageant" (the English translation of Latin *pagina*) was "used in Coventry and elsewhere in England to designate both the plays and the vehicles on which they were performed", King and Davidson 9). Therefore it is convenient to disambiguate the word as 'play' on the one hand, and as 'wagon' on the other. This latter – in a general view of Coventry wagons – has been studied by Reg Ingram (1980) according to its possible dimensions, decorations, the presence/absence of a roof etc. Here I'll deal only with the information retrievable from the REED volume and referring to the Weavers' vehicle.

3.1 *Information about the Wagon*

The guild of the Weavers is first mentioned in the city documents in 1424 when the *Leet Book* states an annual fee to be paid "for the benefit of the [weavers'] pageant" by "journeymen" (Ingram 1981, 9 and 527). Ten years later, in 1434, the guild bought a piece of land where to "build from the start a house called a pageant house" (Ingram 1981, 528).⁸ In the list of the riding "on Corpus Christi

⁷ The Leet Book was the compilation of documents and regulations issued by the mayoralty. It began in 1421 (Ingram 1981, xvi).

⁸ The full quotation from the document in Latin reads: "Et predicti [...] vnam domum vocatam a paiont hows infra terminum predictum de nouo edificabunt bene & competenter &

day and for Watche on Midsomer even” for the year 1445 the Weavers appear as tenth out of seventeen guilds; unfortunately, though, it is impossible to hypothesise which play was then performed by them, even if the Drapers – who were in charge of the performance of *The Last Judgment* – rank last but one in the same list, thus allowing us to infer a correspondence between the order of the pageants and the sequence of the biblical episodes.⁹

The *Weavers’ Ordinances* for 1453 cite the custom of gathering “paggent sylver”, i.e. money for the maintenance and restoration of the guild’s wagon and for the expenses necessary for its equipment (Ingram 1981, 26). Furthermore, they order that the free workers of the corporation

schall haue 3erely vj s viij d And for that they schall haue owte the paggent and on Corpus christi day to dryve it from place to place ther as it schalbe pleyd And then for to brynge it geyn in to the paggent house without ony hurte in ther defawte. And they for to put the Maister to no more coste. And what Torneyman that wyll not agre to this ordenaunce what Maister that settyth hym in worke or that he be a greyd schall forfett to the Crafte vj s viij d. (Ingram 1981, 27)

From this passage, we can deduce that on Corpus Christi day the pageant was used for a performance around the town, after which the wagon was garaged into the pageant house under the responsibility of those who had organized its transport. The ordinance also establishes fines for those members who do not comply with the rules.¹⁰ In a later sentence, the same document reads: “And also the masters felow shall beare the charge of one of the rehearsys”, this meaning that there was more than one rehearsal of the play to be performed.

During a private royal visit in 1457, Queen Margaret arrived in Coventry on Corpus Christi eve, on purpose “to se the play there on the Morowe and She sygh then alle the Pagentes pleyde saue domes day which might not be pleyde for lak of day” (Ingram 1981, 37). From this quotation (and from the previous ones), the double meaning of the term “pageant” is clear: it was used for both the stage where a performance took place and the play itself. *Last Judgment* (Doomsday) was not performed on that occasion “for lack of day”, presumably because this play was scheduled late in the evening (in order to profit from the ‘special effects’ created by the smoke and fire bellowing out of hellmouth in the darkness), and Margaret could not stay up to watch a play.

No evidence seems to have survived concerning the Weavers’ activities between the mid fifteenth century and 1523, when the guild’s *Account Book* records the yearly expenses on Corpus Christi day for an amount of 27 s. 7 d., and the following “Receytes of players”:

illam domum cum sic edificata fuerit sustentabunt reparabunt & manutenebunt” (Ingram 1981, 11).

⁹ *Leet Book 1*, in Ingram 1981, 16-17.

¹⁰ Fines – and very high too for that: £100 – were also decided for those guilds which failed to produce a play (see *Leet Book 1*, in Ingram 1981, 40).

Coventry

Table 1. From *The Weavers' Account Book*, 1523 (Ingram 1981, 121)

Resseyvyd of Symons Clarke	x d
Resseyvyd of Iochop	x d
Resseyvyd of our lady	x d
Resseyvyd of Ihesu	x d
Resseyvyd of Anne	x d

This list does not contain any actor's name in spite of the heading (where 'players' are mentioned), but – on the contrary – it includes names of characters appearing in the performance.¹¹ In order to find a more complete list, it is necessary to move to the 1525 *Weavers' Account Book* which contains a richer one:

Table 2. From *The Weavers' Account Book*, 1525 (Ingram 1981, 124)¹²

1. Item payd for met And drynk for the players	ij s x d
2. Item payd to symyon for hys wagys	ij s iiij d
3. Item payd to Ioph	xiiij d
4. Item payd to mare	x d
5. Item payd to sodden for Ane	x d
6. Item payd to symyon clark	x d
7. Item payd to Ihesu	xx d
8. Item payd to the Angles	viij d
9. Item payd for glovys	viij d
10. Item payd to þe synggers	xvj d
11. Item payd homon for dryvyng of þe pageant	v s iiij d

From these entries we can understand a lot of information: food and drinks were provided for the players (1), the actor playing Simon received the highest wages (2), those playing Anna, Simon's clerk and Mary got the same amount of money (4, 5, 6), gloves were bought for the actors (9), music was sung during the performance (10), the play also involved angels (8), driving the pageant cost quite a lot (11, nearly 3 s. more than the catering mentioned in 1). The list is especially revealing as for the characters in the play: Simon, Joseph, Mary, Anna (the prophetess), Simon's clerk, Jesus, and angels. In other words, these are the

¹¹ Some actors' names and their roles do appear, nevertheless, in the Accounts for later years: in 1544 two members of the guild were paid for playing in the pageant: "Resseyvyd of rycharde ye capper borsleys man that playth ane / Resseyvyd of Iohan heynnysb broder that playt Ihesu" (Ingram 1981, 168). The records for 1550 are even more detailed, which attest that money was received by three people who also performed the play:

Item reysevyd of hary bowator of hys fynys beynge symeons clarke xx d
 Item reysevyd of crystover dale playng Ihesu of hys fyns x d
 Item reysevyd of hew heyns pleyng anne for hys fyns vj d (Ingram 1981, 186).

¹² Here and in the other tables numbering is mine.

protagonists of the episode which, in other cycles of mystery plays, enacts baby Jesus's presentation to the temple.

Ten years later, in 1535, the Accounts record the sum of 5 shillings as “payd for makyng the play boke” (Ingram 1981, 142): evidently the text of the Weavers’ play was copied out of the original text, or changed and adapted in that year.

The record for 1541 lists more entries for the expenses on Corpus Christi day:

Table 3. From the *Weavers’ Account Book*, 1541 (Ingram 1981, 156)

1. Item payd for ij Reyhersys	ij s
2. Item payd to symyon	iiij s iiij d
3. Item payd to Ioseph	ij s iiij d
4. hem payd to mare	xx d
5. Item payd to Ihesus	xx d
6. payd Ane	xx d
7. payd to symyons clarke	xx d
8. Item payd to the ij Angells	viiij d
9. payd for bred	vj d
10. and for Ale	xviiij d
11. payd for bochere met	ij s
12. payd for A Amys for symyon	ij d
13. payd for Russys pynnys & frankynsence	ij d
14. payd to the synggers	xvj d
15. payd for glovys	x d
16. spend between the plays	vj d
17. payd to the Iorneymen for dryvyng þe pagent	iiij s ij d
18. payd to the wryght for mendyng þe pagent	xxj d
19. payd to Rycharde Walker for A theyll	v d
20. payd for smale pesys of tymber	v d
21. payd to the WhyllWryght for mendyng of the whyle	vij d
22. payd for Iron Worke to the pagent	x d
23. payd for gret naylys to the Whells	iiij d

The data tell us that the play was performed after two rehearsals (1), that the angels were two (8), that the amounts paid to some of the actors had doubled from 1525 (4-7), and that feasting and eating on the occasion included bread, meat and ale (9-11). More relevant is the additional information about works on the wagon and other expenses: timber (20) and iron (22) were necessary as well as nails for the wheels (which appear to be the most damaged parts of the wagon, since a maker of wheels – the “WhyllWryght” – had to intervene; 23, 21). But other details are recoverable: during the performance incense was burned and rushes were used (even if, as usual, an entry in the *Account Book* does

not say when and how, 13), and an amice was bought (or borrowed) for Simon (12), that is, a piece of costume which shows that the Jewish minister was clad like a Catholic priest (actually, the following year the guild also paid for “Symyons mytor”, thus confirming the modernization of the costume); that a “theyll” (a plank, 19) was used, possibly either to ease the movement of the wheels on muddy soil, or to help actors ascend the wagon (instead of a ladder). In 1542 soap is also mentioned among the expenses, very probably to facilitate the wheels’ movement (Ingram 1981, 161).

The characters in the play remained the same for many years, but in 1549 a new role is added: besides Jesus there is “the lettel child”, paid only 4 d. (Ingram 1981, 183), a role present also in 1550, but whose payment was due to “the womon for the child” the following year (Ingram 1981, 189), while, in 1553, the document reveals that the money is given “to the womon for *hyr* child”, meaning that a mother was rewarded because one of her children performed in the play (Ingram 1981, 196; *my* italics).

The evidence for 1554 (and also for later years) attests that a James Hewet was paid “for his Reyggalles” (i.e. regals, small portable organs), thus testifying to the use of musical instruments in the play (Ingram 1981, 199). Candles were also used in the 1556 performance (Ingram 1981, 206). A new prop results in the 1570 documents: two beards were ‘hired’ for only 2 d.: very probably the actors playing Joseph and Simon – presumably – either had no beard, or – in order to be more efficacious when performing – they needed more conspicuous ones than theirs (Ingram 1981, 252).¹³ In 1572 this same entry is recorded, thus allowing the hypothesis that beards were now normally used as props, together with a “cappe” since 1576 (Ingram 1981, 279); the year afterwards “two angeles crownes” had to be repaired, a detail which helps to figure out the angels’ headgear. Other information about props can be gathered concerning Jesus’ costume: in 1564 the actor wore a pair of hose and a ‘shirt’ with long sleeves, and a painted head, very probably a gilded mask, according to the habit of covering the face of divine characters with gilded visors (Ingram 1981, 226).

No further information can be retrieved from the *Account Book*: one thing remains certain, i.e. that up to 1580, when the “padgins were layd downe” because of the pressing of political and religious authorities against Catholic practices, the *dramatis persona* of the Weavers’ pageant remained the same, and, very probably, the performing procedures. At this point it is a glance at the play text which can offer more details as to the actual conditions and the techniques of the performance, since unluckily no descriptive evidence is extant.

¹³ Pamela King and Clifford Davidson, though, advance the hypothesis that the two beards served for the Prophets who, not listed in the Weavers’ Account, nevertheless have a role in the playscript (King and Davidson 28).

3.2 *The play text and the historical evidence*

As mentioned above, in 1535 the Weavers spent 5 s. for the play book. The money went to Richard Croo (or Crow), a recurrent name in the Coventry accounts because he (or a homonym) also worked for other town guilds. The colophon at the end of the Weavers’ Pageant reads:

This matter nevly translate be Robart Croo,
 In the yere of owre Lord God Mvxxxiiij,
 Then being meyre Mastur Palmar, Beddar,
 And Rychard Smythe and Pyxley,
 Masturs of the Weywars. Thys boke yendide
 The sycond dey of Marche in yere above seyde. (King and Davidson 148)¹⁴

In other words, the ‘translator’ who worked at this manuscript signed and dated it (the year is 1534 instead of 1535 because of the old dating system). What Croo’s ‘translating’ work consisted in can only be hypothesised, but very probably he “performed some revisions and changes rather than serving as merely a copyist”, as King and Davidson write in their edition of the plays, especially after comparing the text with some leaves of an older, fifteenth-century manuscript (King and Davidson 24).¹⁵ For an analytical survey of the literary and philological details of these texts I refer to the two scholars, while here I would like to consider the whole play as a source and a basis for representational speculations only.

The first speakers are two prophets – two characters, as mentioned above, for whom no expenses are included in the guild’s *Account Book*. Hardin Craig, in his edition of the Coventry plays, inserted the following list of the *dramatis Personae* (not present in the original MS):

Table 4. Characters in *The Weavers’ Play* (Craig 33)

i. Profeta	In the Prophet Play (ll. 1-176).
ii. Profeta	
iii. Profeta	
Simeon	In the Purification (ll. 177-721).
Anna	
i. Angel	
ii. Angel	
Clarecus	
Gabriel	
Mary	
Joseph	

¹⁴ Before the text from which the quotation is drawn, the principal edition of the plays was Craig 1957 (originally 1902), where the quoted colophon is on p. 70.

¹⁵ The fragments of the fifteenth-century play-script form “Appendix I” in the same text.

Joseph	In the Disputation in the Temple (ll. 722-1191).
Mary	
Jesus	
i. Doctor	
ii. Doctor	
iii. Doctor	

On comparing this list to the one occurring many times in the historical evidence, it is clear that neither the prophets nor the doctors are mentioned in the latter. It would be difficult to explain why Craig added a third prophet as a character in the play, since there does not appear to be such a role: very probably he was taken in by the group of the three doctors in the closing part of the script and invented a numerical parallel at the beginning. The prophets' and doctors' roles, at least according to the *Account Book*, went unpaid, but they were necessary for the narrative and didactic purposes of the play itself: the first group recalls the Biblical tradition of prophecies about Christ's coming then exemplified in Simeon's and Anna's expectations according to Luke's Gospel 2, 22-39, to which a summary of the nativity episode is added, and of the Magi. The second serves as Christ's counterpoise in the episode drawn from Luke, 2, 42-52. Craig splits the play into three component parts, but it must be remembered that no formal division is in the text.

I counted twenty-one direct stage directions in the manuscript, very few of them simply as signals of entrances and exits (1), or of singing (4):¹⁶

Table 5. The Stage Directions in *The Weavers' Pageant*

n.	Stage Direction	After line
1	Exceat.	150
2	Here Semeon intrythe and the last profett gothe ouwtt.	176
3	Here Ane cumyth in to Semeonn and seythe:	216
4	There Semeon settys hym downe to rest, ase hit were, and the Angell seythe to hymm:	290
5	There Semeon gothe to his Clarke and seyth:	321
6	Cantant.	364
7	There Semeonn and his Clarkis gothe vp to the tempull, and Gaberell cumyth to the tempull dore and seyth:	364
8	Here Mare goth to Josoff and seyis:	402
9	Here Josoff gothe from Mare and seyth:	502
10	Cantant.	589
11	Cantant.	633
12	Here the cum doune with pressession to mete them:	633

¹⁶ The Stage Directions (SSDD) as well as the following excerpts from the *Weavers' Pageant* are quoted from King and Davidson.

13	Cantant.	691
14	Here Semeon goth to the awtere with þe chyld in hys armis and seyth:	691
15	There Mare and Josoff departis owt of the vpper parte of the pagond.	701
16	Here gothe Semeon and his clarkis owt of the tempull.	718
17	There the all goo vp to the awter, and Jesus before. Þe syng an anthem.	794
18	There the goo done into the for-pagond and Jesus steilyth away.	807
19	Here Mare and Josoff goth downe in to the tempull warde.	849
20	There the doctoris settyth Cryst among them.	906
21	There cumyth Josoff and Mare sekying þis chylde and Mare seyth :	1005

As shown by Table 5, some SSDD signal action and, at the same time, pinpoint the next speaker (ns. 3, 4, 7, 21). Others focus on the proxemics and groupings of the characters: in many of these cases a speaker who is already delivering a speech moves to someone else and starts talking to him/her, thus creating a new dialogic couple (ns. 5, 8). A different case is offered by n. 9, when – after speaking with Mary – Joseph leaves her and starts talking by himself in a sort of monologue, lamenting his old age and near blindness: “My myght, my strenth ys worne fro me, / For age I am waxunn almost blynd.” (ll. 507-8).

One of the main aspects scholars have debated is whether a single pageant is sufficient for the performance of this play, or whether there should be another playing place besides the street around the wagon.¹⁷ From the SSDD we can understand that onstage there was a temple to which Simeon and his clerk “go up” (n. 7); that it has a door (n. 7); that Simeon, his clerk and Anna “come down in procession to meet them [the Holy Family]” arriving in Jerusalem for the Purification ritual (n. 12); that Mary, Joseph and Baby Jesus are on the street pavement at the beginning of the Purification episode (ll. 176-718), unless another wagon is joined to the principal one. All this helps visualise the pageant as at least partly occupied by a three-wall (timber) structure (the temple). Very probably the walls were only three (and Gabriel speaking from “the temple door” simply acted at the forward end of the structure), since the altar often mentioned both in the SSDD and in the text must be visible to the audience and certainly cannot be placed either in the street or outside the temple. Actually, in the second part of the play (Christ among the Doctors), the Holy Family must “go up” to the altar, according to SD n. 17, so that its position is definitely clear. It is SD n. 18 (“There the goo done into the for-pagond and Jesus steilyth away.”) that has made scholars presuppose “a more complex wagon stage than

¹⁷ From a SD from the other Coventry play – “Here Erode ragis in þe pagond and in the street also” – it is well known that the street was used for the performance as well as the wagon (*The Pageant of the Shearmen and Tailors*, after l. 728).

offered by a single wagon”, i.e. either a double-staged wagon, or, more easily, two conjoined wagons (King and Davidson 265). The latter hypothesis, though, cannot find support in the records, which never mention a double pageant. This SD, however, testifies to an elaborate pageant, to which the use of the street as playing area (*platea*) must be added, since great parts of the play (in both episodes it contains) take place on the ground.

The reading of the text also offers the opportunity to discover many embedded and implicit SSDD. It would be too long to list them all here, so some examples must suffice. When Simeon, foreseeing Baby Jesus’ arrival, orders his clerk to adorn the altar, the latter answers:

Then hast we this alter to araye,
 And clothis off onowre theron to laye,
 Ande the grownde straw we with flowris gay
 Thatt of oddur swetely smellis. (ll. 357-60)

We can therefore imagine that a fresh altarcloth is laid on the altar and that flowers or rushes are spread on the floor. All this even if there is no SD ‘ordering’ these actions. By recalling that *The Weavers’ Account Book* often mentions rushes (cf. the entry “payd for Russys [...]” in Table 3), the correspondence between documents and playscript seems to make sense at this point of the text.

Another interesting moment really full of indirect SSDD is when Mary sends old and tired Joseph in search of the two turtledoves necessary for the Purification rite. Not only are these props necessary (whether two living or stuffed doves is impossible to know), but also they imply a series of gestures connected to their presence onstage. In fact, after reluctantly accepting his task and monologuing about his old age, Joseph decides to “sytt apon this londe” (l. 517), praying God for help. An angel then appears inviting him to stand up:

Aryse vp, Josoff, and take no thought
 For *these to fowlys* thatt thow hast soght.
 Evyn to thy hond I haue them broght,
 And therefore be off good chere.
 Take them *here* bothe to,
 And ageyne to Mare thy wyff thow goo
 In all the hast thatt hit be doo;
 Thow tarre noo lenger *here*. (ll. 519-26; my italics)

No SD is necessary for an actor to understand both that the angel must really have the doves in his hands and deliver them into Joseph’s, and that Joseph has to rise up and move away towards Mary in haste (or at least as fast as his age allows!).

The portrait of the Holy Family depicted by the Weavers’ play mixes the traditional iconography of an old Joseph together with a much younger Mary, and the baby. The text also connects – well succeeding in this – this picture with the audience contemporaneity, making of Joseph an old husband lamenting his

marrying a young and willful wife, who nearly always gets the upper hand in their relationship. Mary, with all her sweetness and sanctity, is nevertheless presented as much more aware of God's designs than Joseph and, therefore, stronger. Joseph, besides being physically weak, also appears as a solitary and far-from-company-seeking person. This is evident, in particular, when (in the Purification episode) having got the two doves from the angel, the family moves towards the temple, but only after Joseph has negotiated with Mary his possible staying behind. As a parallel moment, in the Doctors episode, when journeying to Jerusalem with twelve-year-old Jesus, Joseph physically rearranges their order, first declaring: "Therefore, Mare, leyde ye the wey" (l. 763), then accepting Mary's solution: "Be the hand the chylde wyll I leyde" (l. 770), finally taking another solution: "Ye hardely, Dame, lett hymm [Jesus] go before ye and me" (l. 773). Here, as well as in the previous moments of the script, there is no SD, but the words certainly help actors perform (and readers visualise) the gestures and the variable groupings of the actors.

For many decades, now, scholars and actors have been trying to reproduce the "original staging" of English cycle plays (see Meredith, and Elliott in particular), and the successful performances going on in Great Britain in individual towns (York, Chester and Coventry mainly) show that theatrical philology can really help towards a valid reconstruction of the spectacles of so far away times.

References

- Anon.: The Shearmen and Taylors' Pageant. In Pamela M. King and Clifford Davidson (eds.): *The Coventry Corpus Christi Plays*. Kalamazoo: Western Michigan University, 2000, 83-111.
- Anon.: The Weavers' Pageant. In Pamela M. King and Clifford Davidson (eds.): *The Coventry Corpus Christi Plays*. Kalamazoo: Western Michigan University, 2000, 112-149.
- Craig, H. (ed): *Two Corpus Christi Plays*. Oxford: Oxford University Press, 2¹⁹⁵⁷. (=EETS, Extra Series, LXXXVII)
- Elliott, John R. jr.: *Playing God. Medieval Mysteries on the Modern Stage*. Toronto: University of Toronto Press, 1989.
- Free Dictionary, The. <<http://www.thefreedictionary.com/philology>>.
- Ingram, Reg W.: The Coventry pageant Waggon. In: *Medieval English Theatre* 2 (1980), 3-14.
- Ingram, Reg W. (ed.): *Coventry*. Toronto: University of Toronto Press, 1981. (=Records of Early English Drama)
- King, Pamela M. and Clifford Davidson (eds.): *The Coventry Corpus Christi Plays*. Kalamazoo: Western Michigan University, 2000.
- Meredith, Peter: Original-Staging Production of English Medieval Plays – ideals, evidence and practice. In *Popular Drama in Northern Europe in the Later Middle Ages*, ed. by Flemming G. Andersen *et al.* Odense: Odense University Press, 1988, 65-100.

Coventry

Meredith, Peter: Original-Staging Production of English Medieval Plays – ideals, evidence and practice. In *Popular Drama in Northern Europe in the Later Middle Ages*, ed. by Flemming G. Andersen *et al.* Odense: Odense University Press, 1988, 65-100.

Web Sites

<<http://bmc.brynmawr.edu/2004/2004-06-24.html>>.

Omar Khalaf

Anthony Rivers and the Introduction of French Moral Literature in Fifteenth-Century England: The Textual Tradition of the *Dicts and Sayings of the Philosophers*

Anthony Woodville, Baron Scales and second Earl of Rivers (1440 ca. – 1483), is renowned among scholars of late Medieval English history for being one of the key figures in the War of the Roses.

He was member of a family which boasted solid Lancastrian connections,¹ and which, however, managed to escape almost unharmed from the Yorkist rise. Indeed, the Woodvilles achieved the peak in their social and political climb when King Edward IV married Rivers' elder sister Elizabeth. This event secured for Rivers eminent offices, among which that of Privy Councillor, Captain of Calais and Governor of the Isle of Wight.² In 1473 he was nominated Lord Protector to his nephew, the Prince of Wales. This position, which would have assured the Woodvilles' control of the heir to the throne of England and, at Edward IV's death, a strong influence on the matters of the kingdom, was seen as a threat by many, especially within the royal family. When the king died in 1483, he was charged with taking Edward V to London for the coronation. Along the way, he fell victim to a plot organized by the Duke of Gloucester – the future Richard III – who imprisoned him and had him executed in June of the same year.

Rivers' moral qualities were amply recognized by his contemporaries and modern historians, and elevate him from the critics traditionally attributed to his family.³ It is proven that Rivers had a sincere faith. He performed pilgrimages to

¹ Rivers' father, Richard Woodville, fought in France under the command of the regent John of Lancaster, Duke of Bedford. Woodville was the Duke's squire, was designated as lieutenant of Calais and at the Duke's death he married his widow, Jacquetta of Luxemburg (Hicks; Baumgaertner 298-304). The marriage of a royal duchess with a squire determined Jacquetta's loss of many of her rights as widow of one of the most powerful men in England, but the union of the young Henry IV with Margaret of Anjou and the appointment of Jacquetta as maid of honour of the new queen brought the couple to important positions at court (Strickland 54; Richardson 24).

² For all the other offices, see Baumgaertner 341.

³ Apart from Caxton's praises in the Prologues and Epilogues of Rivers' works printed by him, also Dominic Mancini and Philippe de Commines spent positive words about Rivers in their accounts of the English political events of the time. Thomas More in his *History of King Richard the Third* depicted him as a positive figure, a *right honourable man, as valiant of hand as politic in counsel*. More recently, Kendall distinguished Rivers' piety and moral value against the excessive ambition of the rest of his family. On the other hand, Richardson, in his invective against the Woodvilles, defined him „a mass of contradiction“, who could hardly balance his moral values and courtly life. A recent detailed study by Pidgeon (2005; 2006) presents Rivers as an expression of his times, learned and devout, but also watchful for all the profits that might come from his social state. See also Baumgaertner (341-349).

Santiago de Compostela, Rome, Naples and Bari. Moreover, after his execution, he was found wearing a hair shirt – probably a sign of contrition in the extreme moment he had to face – that was exposed in Doncaster as a relic and made object of devotion for a long time.⁴

The spiritual side of his character is apparent from his literary production as well. Although almost unknown to critics, Rivers played an outstanding role in the context of late fifteenth-century English literature. As Lord Protector to his nephew, he planned his production with an overall didactic scope: the translation of French moral texts such as the *Ditz moraulx des philosophes*, the *Cordiale* and Christine de Pizan's *Proverbes moraulx* were aimed to support the education of the prince. Moreover, his fervid patronage of William Caxton begun in 1470 in Flanders decisively contributed to the introduction of the printed book in England. It is not a case, in fact, that some of the first works that came out from Caxton's press at Westminster were Rivers' translations.⁵ The *Dicts and Sayings of the Philosophers* (henceforth *Dicts*) is renowned for being the first book printed in England, in 1477, and the widespread circulation it had in England between the last quarter of the fifteenth century and the first quarter of the sixteenth makes it Rivers' most famous work.

As will be discussed later, the *Dicts* are characterized by a remarkably complex and articulated textual tradition, both in printed and manuscript form. The purpose of this essay is to focus on the major problems and challenges this text presents to the modern philologist and, on the other hand, to show the extremely interesting cultural dynamics that underlie its transmission.

The primary source of the *Dicts* is recognizable in that long compendium of maxims and proverbs collected from biblical, classical, and legendary philosophers and sages known as *Mokhtâr el-Hikam*. It was originally composed in Arabic by Mubaschschir ben Fatik, identified by his contemporaries as an Egyptian emir who lived in the eleventh century. The text proved to be very popular in medieval Europe and gave birth to translations and re-elaborations in most vernacular languages. In the first half of the thirteenth century it reached the Western Middle Ages through its Spanish translation, known as *Bocados de oro*. The Latin version, called *Liber philosophorum moralium antiquorum* and probably produced by Giovanni da Procida for Emperor Frederick II, appeared in the second half of the thirteenth century. In the fourteenth century, the *Liber philosophorum* was translated into French by Guillaume de Tignonville and titled *Ditz moraulx des philosophes*. The text is considerably abridged with regard to its source, but also contains some innovations and interpolations from other works. In the second half of the fifteenth century, the French text was introduced into English literature by means of three translations that were made in a time span of twenty-five years. The first, made by Stephen Scrope around

⁴ Weir (123).

⁵ Four editions of the *Dicts and Sayings of the Philosophers* – 1477, 1480 ca., 1489 (by Caxton) and 1528 (by de Worde); two of the *Cordiale* – 1477 and 1495-1496; one of the *Moral Proverbs* – 1478.

1450 – and revised by William of Worcester in 1472 – was followed a few years later by another one, produced by an anonymous translator.⁶ Rivers' version, completed between 1473 and 1477, is, chronologically, the latter. According to the Prologue to Caxton's editions, Rivers got a copy of the *Ditx* in 1473, during his pilgrimage to Santiago de Compostela by his fellow Luis de Breuille and, once back in England, he started working on a translation that could be useful for the education of his nephew the Prince of Wales. Such intention is clearly manifested in his Prologue:

And so remaynyng in that oppynyon [to translate the text] after suche season as it hysted the kynges grace comaunde me to gyue myn attendaunce vppon my lord the Prince and that I was in his seruyse – whan I had leyser I loked vpon the sayd booke and at the last concluded in my self to translate it in to thenghysb tonge – wiche in my iugement was not before – thynkyng also ful necessary to my said lord the vnderstanding therof.

Nevertheless, the text enjoyed fairly wide circulation in England, even long after Rivers' death and the mysterious end of the young Edward – whose captivity with his younger brother commanded by Richard III gave birth to the legend of the Princes in the Tower. Beyond the four printed editions that appeared over the course of fifty-one years – three published by William Caxton⁷ and one by Wynkyn de Worde⁸ – and collectively witnessed by thirty extant incunabula,⁹ this work is also characterized by a significant parallel manuscript tradition. Seven manuscripts have been detected to date,¹⁰ apparently all copies of Caxton's editions. Such dissemination suggests that the audience to which Rivers addressed the *Dits* was much wider than that claimed in the Prologue, and opens interesting questions about the social and cultural instances that underlie this work. This is one of the aspects that will be briefly considered in this essay. The tradition of the *Dits* is characterized by a high grade of formal and substantial innovation that is visible from the first phases of the transmission of the text. In the Epilogue, Caxton tells that Rivers requested him to enhance the text, desire that he promptly fulfilled. He did not find errors of translation, but he noticed the omission of a passage containing some critical sayings of Socrates on women present in the French source and provided it at the end of the text. The tone of the possible explanations that Caxton proposes about this loss casts light on the intimate relationship established between the two. The printer

⁶ The two versions are edited, respectively, by Bühler (1941) and Sutton.

⁷ 1477 (Duff 124, STC 6826, 6827), 1480 ca. (Duff 124, STC 6828) and 1489 (Duff 125, STC 6829)

⁸ 1528 (STC 6830).

⁹ See Hellinga (2009, 238) for Caxton's editions and Bennett for de Worde's.

¹⁰ London, Lambeth Palace Library, MS 265 (L); London, British Library, MS Add. 60577, fols. 38r-44v (A); London, British Library, MS Add. 22718 (Ad); Chicago, Newberry Library, MS. f.36 Ry 20, fols. 208-241 (C); Dublin, Trinity College Library, MS 213, fols. 70v-72r (D); New York, Columbia University Library, MS Plimpton 259, fols. 79r-86v (Col); New York, Pierpoint Morgan Library, MS B.11 (P). See Griffith and Pearsall (2007, 411-412).

suggests that either the excision was made consciously as an act of gallantry towards those women who might have read the book or, more ironically, that it merely was the result of unexpected meteorological events.¹¹ In the absence of Rivers' holograph, it is impossible to identify further improvements or emendations made with respect to the original text. What is apparent, however, is that the process of revision did not end with the issue of the first edition. As stated by Bühler (1934), the text of the *Dicts* in the second edition was object of further corrections. Nevertheless, the nature and amount of this work have never been systematically investigated to date, and even less interest has been shown in Caxton's third edition and in the one published by de Worde.¹²

Also the manuscripts reveal an active use of the text, which was dismembered, re-elaborated or abridged. Apart from L, Ad, P extant in single manuscripts, A, D, C and Col are fragments or epitomes of the *Dicts* interpolated into miscellanies. A, which consists of the chapter on Hermes, is part of a compilation of philosophical works, including Lydgate's version of the *Secretum secretorum* and

¹¹ In Caxton's Epilogue we read: *I haue put me in deuoyr to ouersee this hys sayd booke and beholden as nyghe a I coude howe it accordeth nyth thorigynal being in Frensh. And I finde nothing dyscordaunt therin, sauf onely in the dyctes and sayengys of Socrates, wherin I fynde that my saide lord hath left out certain and dyuerse conclusions touchyng women. W/herof I meruaylle that my said lord hath not wretton them, ne what hath menyd hym so to do, ne what cause he hadde at that tyme. But I suppose that som fayr lady hath desired hym to leue it out of his booke, or ellys he waamerous on somme noble lady, for whos loue he wold not sette yt in hys booke. Or ellys for the vey affectyon, loue and good wyll that he hath vnto alle ladies and gentywomen, he thought that Socrates spared the sotbe and wrote of women more that trouthe [...] Tberfore in accomplishing his comandement for as moche as I am not in certain wheder it was in my lordis cople or not or ellys perauenture that the wynde had blowe ouer the leef at the tyme of translacion of his booke, I purpose to wryte the same saynges of theat Greke Socrates. Caxton's interpolation did not probably enjoy Rivers' approval. In the verse Epilogue to the *Moral Prouerbes*, in fact, Caxton hasten to claim that what he printed is exactly what Rivers had wrote: *Go thou litil quayer and recommaund me / Vnto the good grace of my special lorde / Therle Ryueris, for I haue enprinted the / At his commandement, folowng eury worde / His cople, as his secretaire can recorde* (Crotch 32).*

¹² A preliminary investigation, however, suggests that he relied on Caxton's third edition. The prologue of de Worde's edition in fact, shares the same variant readings found in Caxton 1489 with respect to the first and second editions. Some examples are listed below:

Caxton 1477 and 1480ca.	Caxton 1489 and de Worde 1528
Euery humayn creature; Haue laregely and in many different maners had my parte; Thankes to god; Thenne I determynng me to take that voyage shipped from Southampton; A book that he trusted I shuld like right wele; It speketh also unyuersally to thexample well.	Euery creature; Haue largely and and in many dyfferent maners haue had my parte; Thankes [om.]; Thanne I determyned to take that voyage and shipped from Southampton; A book that he trusted I shuld like it right wele; It speketh also unyuersally to example well.

the anonymous translation of Petrarch's *Secretum*. D contains the chapter on Alexander the Great and is found next to *The Wars of Alexander* (the other text in the codex is a copy of the A-version of *Piers Plowman*). Col and C are both abridgements. The former is found in a miscellany containing, among other texts, poems in Latin, St. Bernard's *De contemptu mundi* and a treatise on arithmetic, and derives from Caxton's first edition.¹³ The latter appears next to an English translation of Alain Chartier's *Quadrilogue invectif* and Boece's *De consolatione Philosophiae*, in English and Latin. Its source has not been yet identified.¹⁴ Similarly to the printed editions, these manuscripts demonstrate the widespread circulation of the *Dicts* in the English literary environment, which lasted for a considerably long time. If, as stated by Bühler (1948, 28), P dates back to the early seventeenth century, this means that Rivers' *Dicts* were known and appreciated until at least 130 years after their first appearance on the market in the form of Caxton's first edition, determining the survival of a literary genre traditionally considered strictly "medieval" throughout English Humanism and Renaissance that has never been taken into consideration by scholars.¹⁵

As a matter of fact, the complexity of the textual tradition of the *Dicts* has been object of only partial investigations. A first attempt of systematization of the tradition was made by Blades, who, according to the chronology of Caxton's types, reconstructed the order in which the printed editions were published. Further investigations brought to light some apparent idiosyncrasies that kept scholars engaged for years. The colophon extant in only one incunabulum – held at the John Rylands Library in Manchester – bearing the date November 18th of the seventeenth year of reign of Edward IV (1477), brought scholars to assume the existence of two distinct issues of the first edition. Nevertheless, the colophon found in L, the lavish manuscript copy of the *Dicts* that Rivers donated to Edward IV, informs us that it was completed on December 24th of the same year. The manuscript is demonstrably a copy from Caxton's first edition, but, as noticed by Bühler (1934), it already contains many of the emendations that were introduced by Caxton in the process of revision that he made for the second edition. How was it possible to revise, copy and decorate a manuscript between the date of completion of the first edition (November 18th) and that of the conclusion of the Lambeth manuscript (December 24th)? This carried Bühler to the conclusion that the second edition must have been published before the first. His hypothesis would have explained the revisions present in the Lambeth manuscript, but totally subverted Blades' order.

This position was strongly contested by Legman who reaffirmed the validity of Blades' reconstruction and was definitively rejected by Bühler himself in later contributions (1948 and 1953). Nevertheless, this incongruence remained unsolved until Hellinga (1981, 77-79) observed that the colophon in

¹³ Bühler (1948).

¹⁴ Bühler (1956).

¹⁵ For an investigation of moral and proverb literature in late Medieval England and its organization in the manuscripts, see Louis.

the second issue of Caxton's first edition was inserted sometime after the printing of the book. Consequently, she suggested that the date might refer to that copy of the book and not to the whole edition, which might have been made earlier in the seventeenth year of Edward's reign, begun in March 1477.

Other studies by Bühler (1948; 1956) are concerned with the description of most of the extant manuscripts, but he did never attempt a reconstruction of the tradition. The result is that the most important questions remain unanswered: what *stemma codicum* can be traced starting from the extant witnesses? What are the relationships between the printed editions and the manuscripts?

The study of the reception and re-elaboration of the *Dicts* in the extant manuscripts represents a fundamental step in the reconstruction of its textual tradition and can reveal how complex and multifaceted the transmission of this text is. A good example of this instance is represented by the text contained in A. The manuscript is a compilation of prose, verse and music, dated between the third quarter of the fifteenth century and the third quarter of the sixteenth.¹⁶ Wilson and Fenlon identified the work of seven different copyists. Hand A was the scribe of most of the texts, included the *Dicts* and has been recognized as a monk of St. Swithun Priory in Winchester.

Next to Lydgate's verse translation of the *Secretum secretorum* is the fragment of the *Dicts*. The passage occupies folios 38r to 44v and corresponds to the chapter on Hermes. The text is acephalous, as it begins abruptly in the middle of a sentence. This gap is generally motivated by the loss of four quires that would have contained the beginning of the chapter.

The fragment has traditionally been considered copy of Caxton's first edition.¹⁷ Yet, the variant readings found in the text are present neither in the first edition nor in L – that, as seen, already contains some former emendations introduced by Caxton – but are found in the second edition, published in 1480 ca. On fol. 39v, the word *loue* is present in the second edition but not in the first, which reads *leue*.¹⁸ On fol. 41r, the manuscript reads *amytee*, coherently with the second edition (where the variant *amytie* is found) and differing from the first,

¹⁶ A facsimile edition of the text was published by Wilson and Fenlon. The whole manuscript is available in digital form on http://www.bl.uk/manuscripts/Viewer.aspx?ref=add_ms_60577_fs001r [last visit June 25th 2014].

¹⁷ Griffith and Pearsall, 411.

¹⁸ Punctuation and capitalizations are mine.

Caxton 1477 (fol. 8v)	Caxton 1480 (fol. 8v)	A (fol. 39v)
And sayd: „Derysion and scornynng putteth away and wastith leue as the fiere doth the bronde“	And said: „Derysion and scornynng putteth away and wastith loue as the fiere doth the bronde“	Derysion and scorninge puttethe away and wastythe loue as þe fyre doþe þe bronde

which reads *enmittee*.¹⁹ Some lines below, the fragment shares *for yete* with the second edition, instead of the *for yeue* present in the first.²⁰

However, the peculiarity of the fragment stands in the considerable substantial innovations introduced by the copyist. In fact, the structure of the text underwent a remarkable process of re-elaboration if compared to its source. The expression he *saide* that regularly introduces every paragraph of the *Dicts* has been omitted in most of the fragment. This was probably meant to make the text more fluid and readable.

In other points, the copyist recurred to couplets that are absent in Caxton's editions: where Caxton²¹ reads *he* [i.e. Hermes] *answered*, the manuscript reports *answeryde and sayde* and the same occurs on fol. 39v. A similar case is found on fol. 42r, where Caxton's *alle thynges may be lefte* is rendered with *all þinges may be forsakyn & lefte*.

Other modifications affect the text in terms of contents. Some lines below, where Caxton reads

And whan ye be moste mery in your houses with your folkes, haue in remembrance our Lordes poore peple (fol. 7v)

The copyist changes the adverb *with* with its opposite, drastically changing the meaning of the sentence:

And whan ye be moste mery in your houses withoute your folkes, haue in remembrance our Lordes poore peple (fol. 38r)

Some lines below, the past participle *preued* has been modified in *provyde[d]*. The passage in Caxton reads:

¹⁹

Caxton 1477 (fol. 9r)	Caxton 1480 (fol. 9r)	A (fol. 40v-41r)
And sayd: „Whan thy frende erreth or mystaketh him ayenste the, yet as moche as thou may departe not from his enmittee, but assaye the meanes to redresse him“	And said: „Whan thi frende erreth or mystaketh him ayenst the, yet as moche as thou may departe not from hys amytee, but assaye the meanes to redresse him“	Whan þi frende errethe or mystakythe ayenste þee, yett as myche as þu may departe not frome hys amytee, but assaye þe meanes to redresse hym

²⁰

Caxton 1477 (fol. 9r)	Caxton 1480 (fol. 9r)	A (fol. 41r)
And sayd: „Wyse kynde and true is he that wil lyghtly foreue the errour of his frende“	And said: „Wyse kynde and true is he that wille lyghtly foryete the errour of his frende“	Wyse kynde & trewe ys he that wylle lyghtly foryete þe erreoure of hys frende

²¹ For this and all the other quotes, I refer to Caxton's first edition. However, the passages reported are identical in all the subsequent editions.

For the werkes of the wisemen is preued in iij thinges
(fol. 8v)

This is the version found in A:

Efor þe worke of þe wysemen ys prouyde[d] in iij thyngys
(fol. 39r)

In the passage where Hermes talks about the existence of two kinds of men – those who seek and cannot find and those who find and cannot take advantage, the copyist integrates the text with a third category of men, i.e. those who can both find and take advantage of what they have found.

Caxton reads:

And saide: „Ther be ij maner of men: the oon seketh and can not finde; the other findeth and can not profyte“ (fol. 8v)

The copyist's re-elaborates the passage as follows:

Ther be iij maners of man: þe oon sekythe and can not fynde; the oþer fyndythe and can not profyte; the iij fyndythe & profytethe (fol. 40r)

Some lines below, a possible error of copy may have caused the copyist's rephrasing of a sentence. In Caxton the passage reads:

And said: „Whan a man often excuseth himself his knowen gilt“
(fol. 9r)

Perhaps after skipping the preposition *of* in his copy-text, the copyist transformed the phrase *his knownn guilt* in *is knownn guilty*:

Whan a man often excusythe hym selfe ys knowen gylty.
(fol. 40r).

In other points, the copyist's interventions determined a more correct version of the text. For instance, where Caxton reports:

And said: „Ther be fewe folkis enuious of a dede man, but therbe many that wol lye vpon them“(fol. 9r)

The pronoun *them* incorrectly refers to *a dede man*. The copyist of A emends as follows:

There be fewe folke enuious of a dedman, but þer be many þat woole lye vppon hym.
(fol. 40v)

A similar attitude is shown some lines below. Where Caxton reads:

And sayd: „He that laboureth in that that may not auayle, leseth therefore that that myght prouffyte“(fol. 9r)

In A, *hym* is inserted at the end of the sentence:

He þat labourethe in þat þ' may nott awayle, lesythe þerfore that whiche myght profytt hym (fol. 40v)²²

The amount of innovations introduced in the fragment is significant and is not only aimed to the enhancement of the text, but also to its transformation into something different from its source. We could not affirm that A is a copy of Caxton's second edition, but, rather, that it is drawn upon it. Of course, the practice of text remodelling is common in all the Middle Ages and the *Dicts* do not represent a novelty. Nevertheless, this aspect assumes particular importance in the attempt of establishing a satisfying *recensio* of the text. The example of A demonstrates that the level of variation in the textual tradition of the *Dicts* is considerable and worthy of more consideration. The study of the manuscripts initiated by Bühler should be revised and enhanced, and the investigation should also be extended to the use that was made of the text and to the codicological contexts in which the witnesses are found. As far as the incunabula are concerned, Blades' and Bühler's investigations must be taken as starting point for a comprehensive study of the relationships among the editions, which is still lacking; moreover, as Greg demonstrated,²³ the possibility of variations in incunabula belonging to the same edition – due to printers' errors, change of characters, etc. – must also be taken into account. To sum up, the study of the *Dicts* must be developed following multiple levels of comparison that might be resumed as follows: manuscript-manuscripts; manuscript-printed editions; printed edition-printed editions.

At present, the knowledge about the textual tradition is too limited to allow the establishment of a precise editorial plan, and this essay is not intended to give an answer to this issue. However, the nature of the text itself raises a major philological question: in a situation of extreme textual instability as that presented by this tradition, is it correct to attempt a traditional reconstruction in Lachmannian terms? If so, what text might be considered closer to the archetype? Does one of the manuscripts contain a copy of Rivers' original or must the starting point be provided by Caxton's editions? In this latter case, on which edition must the critical text be based? On the first, chronologically the older, or on the second, which as mentioned above underwent a process of revision (perhaps under Rivers' direct supervision)? Another question that needs solution is the grade of further revisions present in Caxton's third edition and in de Worde's. Finally, once the base text has been established, how could the variant readings present in the other editions and in the manuscripts be treated?

²² The fragment presents other modifications, which, however, are minor and do not affect the text in terms of contents. These include the variant *suffring* (fol. 38r) for *suffre* (fol. 7v) in the passage *and patiently suffre the iniurites that ben don unto you* and the systematic substitution of *realme* for the original *royame*. For instance, as Caxton reads: *And sayd: „that kyng is good and noble þat causith in his royaume good lawes to be kepte and mainteyned“* (fol. 8r), while A reports: *That kyng ys good and noble þat causyth in hys realme good lawes to be kepte and mayntayned* (fol. 38r).

²³ See also Harris.

In any case, the ultimate goal of the work should be to propose an edition that might account for the *mouvance*²⁴ of the *Dicts* in the course of its transmission in both manuscript and printed forms, also in light of the new discoveries that might be made after the investigation of the other witnesses. I strongly believe that the edition must be developed in order to underline these characteristics. As a matter of fact, is it really possible to talk about Rivers' *Dicts* as of one text? The situation briefly described above seems to point to the contrary. As far as the printed editions are concerned, a preliminary investigation of Caxton's third one seems to reveal a further work of revision, and this is the text on which de Worde based his own issue. The features of the manuscript witnesses outlined above and exemplified by A demonstrates an active reception of the *Dicts*, which circulated fragmentarily (D is another case) or in abridged forms (as in C and Col). Overlooking such complexity means spoiling the text of its historical, cultural and social value in the context of the English late Middle Ages – and over.

Indeed, beyond the pure philological and codicological investigation, any study of the textual tradition of the *Dicts* must consider the *milieu* in which each witness was produced. In fact, the incunabula and the manuscripts reveal a circulation of the text that deserves particular attention from this point of view. The *Dicts* can be considered the first 'mass product' in the history of English print and, as mentioned before, knew a circulation that seems to contradict the original purpose of the work. This raises a number of questions that have never been considered so far. In this respect, very interesting is the chronological distribution of Caxton's editions. Were they aimed to the fulfilment of a market need? If so, how and why was such need created? Or, perhaps, did they serve other purposes? The former two were made in the time lapse of three years, when Rivers was still alive, and might be easily justified by the author's actual desire to promote the circulation of his work.²⁵ But what are the reasons that urged Caxton to publish the third edition in 1489? A link between it and the

²⁴ Term coined by Zumthor to account for the variations found in medieval textual traditions due to several factors (orality, re-elaborations, copyists' autonomous interpretation, etc.).

²⁵ In this respect, another interesting but yet uninvestigated aspect regards Rivers' knowledge of the two former English translations of the *Ditx* made, respectively, by Stephen Scrope (John Fastolf's step-son) in 1450 ca. – and revised by Fastolf's secretary William of Worcester in 1472 – and by an anonymous author in 1460. Actually, as Bühler himself stated (1941, xxxvii-xxxviii), a sort of relationship seems to have been in existence among the three, which became apparent in some issues related to Fastolf's will. Rivers' illegitimate claims on the castle of Caister (where Scrope had lived for a period of his life) was strenuously opposed by Worcester, one of Fastolf's executors, and most probably by Scrope himself. This proves River's acquaintance of them and, probably, of their literary efforts. His translation appeared shortly after the revision of Scrope's text made by Worcester, whose work, like Rivers', gravitated around the court. His *Boke of Noblesse*, written in 1475, was dedicated to King Edward IV, Rivers' brother-in-law. A closer study on the historical and social background in which both authors lived might surprisingly reveal more complex dynamics in what Bühler defined "little more than a coincidence".

literary interests of Elizabeth of York, Henry VII's wife and Rivers' niece, and the king's mother, Lady Margaret Beaufort might suggest interesting scenarios. Both of them turned quite frequently to Caxton and his press, as shown by the translation and print of the poem *Blanchardyn and Eglantyne* from that French text that he himself had printed in 1483, and which was published under Margaret's auspices in 1489,²⁶ and that of the *Orations: Fifteen Oes and Other Prayers* in ca. 1491 under the commands of both the queen and her mother-in-law.²⁷ In particular, Rivers proved to be in Elizabeth's mind long after his death: on December 9, 1502 she granted certain sum as reward to a man who had lodged her uncle as he was in his way to be executed in Pontefract. Moreover, a quite close relationship seems to have occurred between Elizabeth and her aunt Mary FitzLewis, Rivers' widow.²⁸ However, no direct evidence of any connections between Caxton's third edition and the two women has yet been discovered and in absence of more concrete clues, at the moment this hypothesis remains a mere suggestion. As much obscure is the purpose of the fourth edition, published by de Worde during King Henry VIII's reign, when England was experiencing the flourishing of Humanism and the activity of Thomas More's circle. What might have developed the demand for this text, even fifty years after its first edition and in a cultural environment completely different from the one in which the translator lived? Might the positive opinion More had of Rivers and the model the latter provided of the perfect pious Catholic – as mentioned above, he performed pilgrimages in Europe and in the Holy Land, and during his stay in Rome was appointed as Defender of the Holy Seat by Pope Sixtus VI²⁹ – have encouraged the re-issue of his most famous work as a reaction to the increasing antipapal feelings and sympathy for Lutheranism that both he and the king were striving to fight down in that period?

All these questions will remain unanswered until a comprehensive study of the textual tradition of the *Dicts* will be carried out. However, it is apparent that any attempt to make a study and an edition of the text (whatever form one might want to give it) must take into account the complexity of its transmission. In fact, much more than in other texts, the historic and cultural contexts in which it was produced and reproduced play a fundamental role in its development – or, rather, transformation – in the course of time.

²⁶ Powell 206-207.

²⁷ See Jones and Underwood 182, Powell 212 and Weir 215.

²⁸ Weir 401 and 417.

²⁹ *Defendour and directour of the siege apostolique four our holy Fader the Pope in this Royaume of England*, as remarked by Caxton in the Prologues to the *Dicts* and the *Cordiale*.

REFERENCES

- Baumgaertner, William E.: *Squires, Knights, Barons, Kings. War and Politics in Fifteenth Century England*. Victoria, Trafford Publishing.
- Bennett, Henry S.: *English Books & Readers 1475 to 1557*. Cambridge, CUP, 1952.
- Bühler, Curt: *The Dictes and Sayings of the Philosophers*. In: *The Library* (1934), 316-319.
- Bühler, Curt (ed.): *The Dicts and Sayings of the Philosophers: the Translations Made by Stephen Scrope, William Worcester, and an Anonymous Translator*. EETS o.s. 211. London, OUP, 1941.
- Bühler, Curt: *New Manuscripts of The Dicts and Sayings of the Philosophers*. In: *Modern Language Notes* 63 (1948), 26-30.
- Bühler, Curt: *Some Observations on the Dictes and Sayings of the Philosophers*. In: *The Library* (1954), 77-88.
- Bühler, Curt: *The Newberry Library Manuscript of The Dictes and Sayings of the Philosophers*. In: *Anglia* 74 (1956): 281-91.
- Commines de, Philippe: *Mémoires, précédés d'une notice biographique*, ed. by Jules L. Belin. Paris, Belin-Leprieur, 1843.
- Crotch, Walter J. B.: *The Prologues and Epilogues of William Caxton*. EETS o.s. 176. London, OUP, 1929.
- Greg, Walter W.: *The Variants in the First Quarto of King Lear: A Bibliographical and Critical Enquiry*. London, The Bibliographical Society, 1940.
- Griffith, Jeremy and Pearsall, Derek (eds.): *Book Production and Publishing in Britain 1475- 1575*. Cambridge, CUP, 2007.
- Harris, Neil: *Filologia dei testi a stampa*. In: *Fondamenti di Critica Testuale* ed. by Alfredo Stussi. Bologna, Il Mulino, 2006.
- Hellinga, Lotte: *Caxton in Focus. The Beginning of Printing in England*. London, British Library, 1982.
- Hellinga, Lotte. *Printing in England in the Fifteenth Century*. E. Gordon Duff's Bibliography with Supplementary Descriptions, Chronologies and a Census of Copies. London, The Bibliographical Society - The British Library, 2009.
- Hicks, Michael: *Woodville , Richard, first Earl Rivers (d. 1469)*, in *Oxford Dictionary of National Biography*. Oxford, Oxford University Press, 2004; online edn, Sept 2011 [<http://www.oxforddnb.com/view/article/29939>, accessed 2 June 2014].
- Jones, Michael K. and Underwood, Malcolm G.: *The King's Mother. Lady Margaret Beaufort, Countess of Richmond and Derby*. Cambridge, CUP, 1992.
- Kendall, Paul M.: *Richard the Third*. New York, Norton & Company, 1956.
- Legman, Gershon: *A Word on Caxton's Dictes*. In: *The Library* 1948, 155-185.
- Louis, Cameron: *Authority in Middle English Proverb Literature*. In: *Florilegium* 15 (1998), 85-123.
- Mancini, Dominic: *The Usurpation of Richard the Third: Dominicus Mancinus ad Angelum Catonem de Occupatione Regni Anglie per Ricardum Tercium Libellus*, ed. by Charles A.J. Armstrong. Oxford, Clarendon Press, 1969.

- More, Thomas: *The History of Richard III*, ed. by George M. Logan. Indiana, IUP, 2005.
- Mulders, Johannes A.: *The Cordyal by Anthony Woodville, Earl Rivers*. Nijmegen, Centrale Drukkerij 1962.
- Pidgeon, Lynda: *Antony Wydevile, Lord Scales and Earl Rivers. Family, Friends and Affinity. Part 1*. In: *The Ricardian* 15 (2005), 1-19.
- Pidgeon, Lynda, Antony Wydevile, Lord Scales and Earl Rivers. *Family, Friends and Affinity. Part 2*. In: *The Ricardian* 16 (2006), 1-15.
- Pollard, Alfred W. and Redgrave, Gilbert R. (eds.): *A short-title catalogue of books printed in England, Scotland and Ireland, and of English books printed abroad 1475-1640 (STC)*. Second edition, London, The Bibliographical Society, 1986-1991.
- Powell, Susan: *Lady Margaret Beaufort and Her Books*. In: *The Library* 1998, 197-240.
- Printing in England in the fifteenth century: E. Gordon Duff's bibliography, with supplementary descriptions, chronologies and a census of copies*, ed. by Lotte Hellinga, London, British Library, 2009.
- Richardson, Geoffrey: *The Popinjays*. London, Baildon, 2000.
- Strickland, Agnes: *Lives of the Queens of England*. London, Bell and Daldy, 1867.
- Sutton, John William (ed.): *The Dicts and Sayings of the Philosophers*. Kalamazoo, TEAMS Medieval Institute Publications, 2006.
- Weir, Alison: *The Princes of the Tower*. New York, Ballantine Books, 1994.
- Weir, Alison. *Elizabeth of York*. New York, Ballantine Books, 2003.
- Wilson, Edward and Fenlon, Ian (eds.). *The Winchester Anthology. A Facsimile of British Library Additional Manuscript 60577 with an Introduction and List of Contents by Edward Wilson and an Account of the Music by Iain Fenlon*. Cambridge, Brewer, 1981.
- Zumthor, Paul: *Essai de poétique médiévale (Poétique 4)*. Paris, Editions du Seuil, 1972.

Sophie van Romburgh

How to Make the Past Age Present: Some of Ole Worm's and Francis Junius' Humanist Efforts

*Magne hieroglyphes, priscorum gloria Danum
Facte recens WORMI, reserando sacra, profanis
Mixta, notis mutis; ast valdè loquentibus (ac si
Autores vivos revoces e pulvere RUNAS),
Insta præteritum sic præsens reddere seclum...*

“Great *hieroglyphes* Worm, ornament of ancient Danes made young, by unclosing secrets confounded with common signs that are silent, but talking loudly (as if you recall Rune masters from dust as living authorities), keep making the past age present this way ...” (Worm 1636, vii). The Icelandic humanist Arngrímur Jónsson congratulated the Danish antiquary, collector and professor of medicine Ole Worm on his runic publication in a refined poem. Arngrímur’s verse prefaces Worm’s well-known treatise on Runic Letters, *r u n e r seu Danica literatura antiquissima* (1636), but the praise is for Worm’s *Fasti Danici* (1626), which comprises a runic calendar, runic computus and explanations.¹ “[S]acra profanis mixta” may reference the holy days (*sacra*) enclosed in runes in the calendar, and play on the notion of the hieroglyphic who reads secrets in seemingly common signs, and on Worm’s physicianly competence in “deciphering...signs” (Ginzburg 105) to heal and recall the sick to life.² If one knows to read them, runes will turn from meaningless marks into eloquent authorities, whose inscribed voices speak words that matter to the humanist and bear on their life. It is thus that the past generation is made ‘present’ for the humanist to encounter and converse with.

Arngrímur elegantly translates the Renaissance’s topos of the rebirth of classical antiquity to a revival of the runic ancients of the North: Just as the humanist visualization of the classical world, so the conception of northern *antiquitas*, of artefacts and texts of what today are known as Germanic cultures, but that in the context of early modern philologists I prefer to call, adapting a contemporary term, ‘septentrional’.³ The qualification reminds us that the concept of ‘Germanic’ is ours, not theirs; that they studied many of the same materials we study in Germanic philologies today, but perceived them differ-

¹ For details on Worm’s monumental and influential runic studies, to which I do not do justice here, cf. Benediktsson, Malm, Wills.

² For the relevance of this physicianly competence for the antiquary, cf. Burke 294.

³ This paper results from research in the wake of my project Renaissance Ideas and Early Germanic Literature: Interconnections between Germanic Studies and Humanist Scholarship and Ideology, funded by The Netherlands Organisation for Scientific Research, 2003–2007.

ently than we do; and that they got to these materials by way of Latinate, humanist, pan-european learning. The rune scholar Ole Worm, the Dutch philologist Francis Junius (whose work I will foreground below),⁴ and fellow scholars were (near-)native speakers of humanist Latin, and its culture and scholarship were entirely ingrained in their perception and judgement. It was an obvious lens they could not really *not* look through.

In this essay, I want to review what it meant for the septentrional philologist's practice to make the past age present and matter for their today, in order to encourage our reevaluation of some of philology's abiding tasks for ours. I want to illustrate how the performance and performativity of presence motivates, perhaps even constitutes, the humanist's septentrional philology in their desire for embodied, expressive engagement with the past and a concern with what it means to be human. This way, I hope to help us better understand how humanism informed septentrional philology throughout, from transcription to apparatus to etymology to annotation, as today's philologists sometimes have need to refer to their early modern colleagues' writings. That, too, is why I have chosen to consider Worm and Junius. Moreover, I hope that this essay's overview, though abbreviated, may equally alert us to Germanic philologies' current practices of reification, data collection and resistance to interpretation, for the benefit of Germanic philologies tomorrow. If we see it as our philological task to facilitate and improve understanding of Germanic materials, we should insist on taking the living world as inalienably ubiquitous, to ensure that data which appear disembodied in our corpora still include that pulsing lifeworld that produced them.

Living authorities

Impressively intellectual, humanist culture was also discursive and embodied. Compared to ours, humanist scholarship privileged the spoken word and was comfortable with verbal culture's disinterest in exactitude and conclusiveness. It is characterized by what Walter J. Ong has styled 'oral residue', especially in its "cult of *copia* and of the commonplaces, a cult itself involving highly oral elements connected with the humanist Latin tradition" (Ong 1965, 146). As Tony Davies summarizes, humanism "view[ed] knowledge as inert and occluded until shared and tested in the common medium of written or spoken debate" (Davies 75). Knowledge will be "*notis mutis*", and only becomes "*valde loquentibus*" once part of conversation. Thus, Ong emphasizes, "Erasmus' more than four thousand Adages and his eight books of Apophthegms are collections not of writings but specifically and professedly of sayings (which have been written down, to be sure, but are thought of still as things spoken" (Ong 1965, 147). I contend that septentrional philology, too, read written text as voices of the ancients that the scholar sought to converse with, as Arngrímur's poem expresses.

⁴ For details on Junius' studies and life, cf. van Romburgh.

From a young age, the ‘renaissance man’ excerpted noteworthy and morally edifying passages and sayings from usually classical authorities in their own hand.⁵ This way, they would simultaneously learn their Latin grammar from a person’s actual words and shape a commonplace, yet personal handbook for improving their character, intellect and moral bearing. In her study of commonplaces’ structuring of humanist thought, Ann Moss depicts Erasmus’ ideal commonplace-book as “a mirror world in which our sense of limitless diversity is the product of the play of reflections struck from a continuous rearranging of slivers from a shattered universe of Latin literary texts” (Moss 112). It is exciting that a real, four-dimensional example of this intellectual renaissance culture can be experienced in Urbino, in Duke Federico’s *studiolo*.⁶ Here, a person can actually step into the world of the mind through the *studiolo*’s play with perspective and *trompe l’oeuil*. The representations trigger the mind’s eye, they prod one to make oneself virtually present in the space of intellect and contemplation, and converse with Boethius, Cicero, St Jerome and Vergil.

The septentrional philologist had a similarly immersive environment in which to encounter the ancients of the North. Obviously, this is their scholarship. The philologist’s annotations, transcriptions, dictionary entries and etymologies are characterized by a sense of conversation and community with the ancient voices. Septentrional philology also made for an inclusive space in a very real sense: As Junius was known to work standing at several desks “on which were placed the five Glossaries he was preparing and commentaries on the ancient ‘Teutonic’ writers”, he would have genuinely surrounded himself with the words of the ancients (Graevius ††^v).⁷ Invisible lines of signification between words in different languages on different lecterns must have facilitated his comparative etymological studies, well before the computer age. Today’s digital editions, as presented elsewhere in this volume, may permit actual recreation of such a meandering process of meaning-making.

Exemplorum copia

Through handwritten *copia* septentrional philology came into its own. My first example is from Junius’ discursive, detailed letters in response to etymological questions of the German philosopher Johann Clauberg.⁸ Much of the letters Junius copied verbatim from his manuscript commentary to the Latin–Old High

⁵ For this and the following, cf. Moss 100–133, Grafton and Jardine 122–160, Ong ²2002 110–114.

⁶ For an inclusive, multi-media understanding of meaning in Duke Federico’s *studiolo*, cf. Kirkbride.

⁷ “stabat...ante pluteos in Museo...In pluteis istis positi erant quinque Lexica illa, quae adornabat, & commentarii in veteres scriptores Teutonicos”.

⁸ Cf. van Romburgh 203, 204.

German paraphrase of Tatian's *Diatessaron*.⁹ The excerpts here are very partial and I present them expressly by way of illustration.¹⁰

...To the Franks *lichamo* is 'body', Hymns 2.8, 3.5, 4.6; *lichamilo*, 'little body', Hymns 2.9; *lichanastemu kasiune kasehant Crist*, 'they perceive Christ with their bodily sight', Hymns 19.9; *libcamo sin kaoffarot ist*, 'his flesh was offered', Hymns 21.4; *lib*, 'corpse', Otfrid 4.35.62; *libi*, 'corpses', Otfrid 4.34.8...

As Junius instructs, "since it is before all essential for an investigation into the origin of the word [*leichnam*] to consider the various meanings of the word *lib* and *libhamo*, I also think it worth the trouble to introduce their varied meaning, both in and out of context, from "Theotiscan", Anglo-Saxon, 'Cimbric' and Gothic documents".¹¹

...To the Anglo-Saxons *lichama* or *lichoma* is 'body'. *Lichama* occurs in Matthew 6.22, Luke 11.34, 22.19. But *lichoma* occurs in Bede, Hist. Eccl. bk 2, ch. 3 and 20; *lichamlicre ansyne*, 'in bodily form', Luke 3.22; *lichamleas*, 'without body', Ælfric On the Old Testament p. 3. It is also used for 'flesh'; *geseoð eghwælc lichoma halwende Godes*, 'all flesh shall see the salvation of God', Cotton's and Rushworth's Luke 3.6; *uord lichoma geworden is*, 'the word became flesh', Cotton's John 1.14...

Junius' transcription of parts of his dense commentary shows respect for the ancients somewhat at the expense of the philosopher, who would have had to make an effort even only to decipher the words specially copied by the senior scholar. To nudge Clauberg to actually doing so, Junius appended the runic alphabet used in Worm's publications, and the Gothic alphabet Junius had culled from the Gothic Gospels.

...To the Cimbrians l y k i d is 'dead body, corpse', as we learn from the *Runic Lexicon* under n i u i r k e, 'recently made'. Actually, I suppose that to the Cimbrians l e i k meant 'body' or 'flesh', since to them l e i k s m a r k is 'wound, bruise, livid spot'...

Surely, Junius' exacting consideration of the ancient voices is programmatic philological politics: Engagement with the septentrional words is enabled by studious attention to detail. Junius explains, "As you see, whenever possible I dwell on many examples, not just because I always take pains to give the meaning of words, but because I believe that the manifold interchange of adjacent letters can be presented to the attentive reader (*attento lectori*) by an abundance of

⁹ Now Bodleian Library, Mss Junius 13 and 42, they are awaiting philological scrutiny; cf. van Romburgh 195a.

¹⁰ Latin original not reproduced here; for edition and commentary, cf. van Romburgh 203d, e, f, g, i.

¹¹ "quoniam ad investigandam originem vocabuli apprime necessarium est varias vocis *lib* et *libhamo* significationes considerare, videor quoque facturus pretium operæ, si multiplicem earum acceptionem, tam in compositione quam extra eam, ex Theotiscis, Anglo-Saxonicis, Cimbricis, ac Gothicis monumentis obiter præmisero", cf. van Romburgh 203d.

examples (*exemplorum copia*) and diversity of orthography, and that the system of numbers and cases in nouns and the analogy of moods and tenses in verbs can also be demonstrated most clearly by this accumulation of examples”.¹² And he contends, “I have never noticed that genuine analogy of the mother tongue can be derived from any modern dialect, however lofty it may be, but I believe that it must be extorted with great effort (*multo labore extundendam*) from the concord of genuine antiquity manifesting itself in the Gothic, ‘Cimbric’, Anglo-Saxon and ‘Franconian’ dialects”.¹³

...To the Goths LEIK is ‘body’, for thus the Gothic Gospels interpret the word, NIU SAIWALA MAIS IST FODEINAI JAH LEIK WASTJOM, ‘is not life more than food, and the body more than clothing?’ Matthew 6.25...

Clauberg, by contrast, theorized that, if analogy is based on resemblance, and strong analogy in the German tongue today is believed to be no different than in the past, it serves to look for correspondences between German sounds, German words, and German people (Clauberg 3–5).¹⁴ Clauberg’s can be called a mimologic project, the way Gérard Genette explains mimology as “a relation of reflexive analogy (imitation) between ‘word’ and ‘thing’ that *motivates*, or justifies, the existence and the choice of the former” (Genette 5 [original emphasis]). Clauberg asserts, for example, that “strong German men incline to a strong rather than a soft pronunciation” (32), and that “the letter combination ‘st’ is so dear to the Germans that they equally love the reverse, ‘ts’ or ‘tz” (33).¹⁵ Thus, Clauberg reasoned, etymology can be practised in, on and with modern German alone, and does not require scrutiny of the vernacular past; “Deutsch von Deutschem”, so was his adage on the otherwise Latin title-page of his 1663 *Arx etymologica teutonum*. Modern skepticism about the validity and need of Germanic philology seems to be of all times.

That, too, is why Junius responds to Clauberg’s etymological questions by a sparkling cascade of meticulous septentrional variety, whose sophistication demands a philologist’s ‘tender loving care’ as well as vast knowledge and perceptiveness. That, too, is why Junius insists that analogy “with great effort”

¹² “Pluribus quandoque, ut vides, exemplis insisto, non quod tantopere semper de adstruenda vocabulorum significatione laborem, sed quoniam in exemplorum copia et orthographiæ diversitate multiplicem affinium literarum inter se commutationem attento lectori exhiberi, numerorum quoque et casuum rationem in nominibus, modorum ac temporum analogiam in verbis hac exemplorum coacervatione manifestissime demonstrari posse iudicem”, cf. van Romburgh 204d.

¹³ “Nunquam etenim sensi veram patriæ linguæ analogiam ex uno aliquo sæculi nostri idiomate, quantumvis nobili, posse hauriri, sed multo labore extundendam arbitror ex consensu genuinæ antiquitatis in Gothica, Cimbrica, Anglo-Saxonica, Francicaque dialecto elucentis”, cf. van Romburgh 204d, also for commentary.

¹⁴ Cf. Clauberg 4, “*Analogiam*, id est, rationem quæ à similitudine oritur, uno docent ore Grammatici. Magnam quoque in lingua Teutonica Analogiam inveniri, nec hodie aliam in plerisque esse quàm olim fuit, doctissimi viri observarunt”.

¹⁵ “viri fortes *Germani ad fortem potiùs quàm ad mollem pronuntiationem inclinant*”; “tam grata Germanis est conjunctio literarum **st**, ut etiam inversum ament **ts** seu **tz**”.

be “extorted” from concord between the most ancient dialects. Care in representation works to philologically overawe a person thinking to practise etymology by exclusively modern means. The particularity of different scripts and different word forms honours diversity and a non-reducible ‘splendour’, as they would say, pertaining to these materials; at once a demonstration and an affirmation of septentrional philology’s richness, and everything it entails.

...Thus, *lic* will properly mean that wonderful likeness to divine structure manifest in the whole human being; and *hama* will represent a person’s shroud, which covers and encloses that venerable form of the divine image, perhaps from *ham*, ‘house, dwelling, retreat’...

“the reall performance of the thing”

It may be attractive to see in Junius’ exposition the budding programme of comparative linguistics. However, for the early modern philologist, to identify analogy (word forms, verb endings) and establish rules on their regularity do not make their focus, as they might today. Whereas modern linguistics looks at word form as disinterested data, septentrional philology looks at words for signification, in line with a strongly philosophical, aristotelian tradition exemplified in Junius’ brother-in-law Gerardus Joannes Vossius’ monumental Latin grammar *De arte grammatica* (1635).

Indeed, “the tendency to see grammar as amenable to reason and logic results in an ever-growing bias toward semasiological definition at the expense of formal elements”, so G.A. Padley notes for the early and mid-seventeenth century (111). The philologist, and Junius especially, would look for analogy because it helped them distinguish words’ accidentals from their consideration of words’ *essentia* (“essences”, Aristotle’s “substances”) in the practice of etymology. As the classical scholar Meric Casaubon explains in his treatise on Hebrew and Anglo-Saxon *De quatuor linguis commentationis* (1650), “I call analogy whatever in the formation of words and the permutation of letters rests upon a relationship based in nature or usage. All languages have in common that some letters in words are root letters and others accidental and adopted ones; that endings, whether longer or shorter ones, are not about words’ *essentia*” (Casaubon 164).¹⁶

Essens may be said to manifest a word’s signification and patterns of resonance in a living, multi-faceted microcosmic world-web, like the invisible lines of signification in Duke Federico’s *studiolo* and the commonplace-book, which equally involve the humanist. Unmoved by the accidents of time and place, *essentia* are embodied, felt intensity, it seems, signifying in and for the extemporal present of commonplace Truth. Meaning is not disinterested semantic fact (those would have qualified as *notis mutis*, no doubt), but an irreducible plenitude

¹⁶ “analogiam voco quicquid in verborum formatione, vel literarum permutatione, ratione aliqua, in natura vel consuetudine fundata, nititur. Hoc omnibus linguis commune est, ut in verbis aliæ sint literæ radicales, aliæ accidentales et ascititiæ; ut terminationes, sive breviores, sive longiores, non sint de essentia verborum”.

that bears on life, on one's integrity as a human and civilized, intellectual being, and that, therefore, implicates one's self. Word *essens* affects. It is the enduring values as expressed by words' *essentia*, I suggest, that the septentrional philologist searches for.

Thus, the attentive philologist reaches after *essentia* not by formal analysis and deduction alone, but through sensitivity to all words together, through their 'effortful' visualization of everything, comprehensively, inclusively. They are George Steiner's "grammarian-reader", who "hears, feels the means of meaning beneath the skin" (Steiner 159). The effort tries the philologist's perceptiveness. "It presupposes discernment to discover the relevant likeness in unlike things", Barbara Stafford emphasizes in her study of visual analogy (Stafford 3), as it places demands on "the beholder's analogizing power, his or her capacity to discern synecdochic connections between fragments from the past and the disjunctive appearances of the present" (Stafford 41). Junius' advocacy of the philologist's attentive efforts, as expressed in his letter to Clauberg, resembles the advice that, in his art theory *The Painting of the Ancients* (1638), written before studying septentrional philology, Junius had had for the serious connoisseur or *amator* for their engagement with artworks. While superficial glances may have some value, one strive after both careful and caring "lively consideration" of works or words:¹⁷

This ought therefore to be our chieftest care, that wee should not only goe with our eyes over the severall figures represented in the worke, but that we should likewise suffer our mind to enter into a lively consideration of what wee see expressed; not otherwise then if wee were present, and saw not the counterfeited image but the reall performance of the thing (Junius 1638, 300).

Junius' request for studious attentiveness is equally reminiscent of Roberta Frank's reflection "On the Field" of philology, when, comparing "an old poem" with "a guest or stranger from a distant land", she observes how "[c]omprehension requires attention, tact, and discretion... You must show tender solicitude for the tiniest hints and fragments of your visitor's vanished past, their extraction, cataloging, restoring, and conserving" (Frank 210).

Clear the fields from bushes

It is the overarching project of etymology, then, the discourse about the true origin of septentrional words, that requires the philologist's perceptiveness towards *essentia*. Junius' posthumously published *Etymologicum anglicanum* (1743) includes two entries on etymology, ETHIMOLOGIE and ETYMOLOGIE. The entry ETYMOLOGIE summarizes contemporary views on etymology's etymology from traditional arts of grammar, through Vossius' explication in *Etymologicon linguae latinae* (1662). Following grammarian tradition reaching back to Hesychius,

¹⁷ For an analysis of Junius' art-theoretical concept of "Presence" in painting, cf. Weststeijn.

Vossius – and Junius after him – suggests ‘etymology’ is from the Greek words for ‘true’ and ‘discourse’, thus, “discourse about *etymis* (true senses according to word origin)”, that is, “true or at least verisimilar discourse inquiring into the naming of words” (Junius 1743, s.v.).¹⁸ The entry ETHIMOLOGIE, which *Etymologicum*’s eighteenth-century editor Edward Lye incorporated from Junius’ annotations to a thirteenth-century Old High German glossary, includes the definition, “Etymology, the origin (*origo*) of words, when a verb’s or noun’s force (*vis*) is gathered through interpretation (*interpretationem*). Aristotle called this ‘sign’ (*symbolon*), Cicero ‘symbolization/notice’ (*adnotatio*), because it makes known (*nota*) names and words of things” (Junius 1743, s.v.).¹⁹ This is Isidore’s, from his *Etymology* 1.29.1, so current and commonplace for the early modern scholar that there is no need for a reference.

From my reviewing Junius’ *Etymologicum*, I can confirm that Isidore’s definition captures the early modern practice of septentrional etymology rather well: “when a verb’s or noun’s force is gathered through interpretation”. While many entries in Junius’ *Etymologicum* are relatively brief, many offer wide-ranging reflection on moral issues, with reference to septentrional, classical and contemporary excerpts that may or may not include the entry’s head-word. Rather than showing a word’s occurrence in quotations, excerpts ‘of good authors’ are literally signifying parts of a word’s *vis* or “force”, it seems: Resonances increase signification to manifest a word’s *origo* and etymology.

For illustration, I have selected the entry FURZ, ‘furze’, for its brevity (Junius 1743, s.v.).

FURZ, *furzen bush*, thorny broom, butcher’s broom, *Ælfric’s Glossary* 17, common buckthorn, “fyr̄s”.²⁰ The following verses in Boethius’ *Consolation*, bk. 3, metre 1,

Whoever wants to sow a natural field
 First clears fields from bushes,
 Cuts off brambles and fern with a sickle
 So that Ceres turns heavy with new fruit

King Alfred has translated as follows according to the Oxford manuscript, “Swa hwa swa wille sawan westmbære land. atio ærest of ða ðornas 7 ða fyrsas 7 ða fearn 7 ealle ða weod þe he gesio þæt ðam æcerum ðerigen. þæt se hwæte mære þy bet weaxan”; and according to the Cottonian copy, “Se þe wille wyrcan. wæstm-bære lond. atio ofþæm æcere. ærest sona fearn. 7 ðornas 7 fyrsas. swa same wiod. ða þe willað.

¹⁸ “vera vel saltem verisimilis oratio inquirens in vocum appellationem”.

¹⁹ “origo vocabulorum, cum vis verbi vel nominis per interpretationem colligitur. Hanc Aristotelis Symbolon, Cicero Adnotationem nominat; quia nomina & verba rerum nota facit”. Translation compared with Barney *et al.* 54. The glossary, distinguished as ‘D’, now Bodleian Library, Ms Junius 83, ff. 49v–71, cf. van Romburgh 187a.

²⁰ Identification of plant names “ruscus”, “ramnus”, “fyr̄s”, cf. The Dictionary of Old English Plant Names, s.v. *fyr̄s*.

welhwær derian. clænum hwæte. ðy læs he cīðaleas licge on ðæm lande”.²¹

The verses in Boethius and King Alfred’s translation in two versions do not merely attest the word’s use. I suggest that, in the manner of commonplacing, meaning accrues *through* the excerpts to give imaginative expression to an embodied world of resonances. Beyond illustrating the word in context, these passages of ‘good authors’ constitute the word’s meaning that will bring out furze’s moral sense: Not only butcher’s broom or common buckthorn, but also the “false goods” (*falsa...bona*) one should rid the mind of to let the “true” (*uera*) ones enter, as the considerate reader would remember the Metre’s conclusion in Boethius’ *Consolatio* (Boethius 3.M1). The search for etymologies has a moral motivation; only gradually, in the course of the later seventeenth and eighteenth centuries senses get silenced, to vary on Arngrímur, echoes quieted and words turned into data for linguistic analysis and systematization.²²

The wolf in the woods

My next example is from Worm’s commentary on the Old Norse *Rune Poem* (Worm 1636, 104–113).²³ Following the *Rune Poem*’s presentation in two columns, one in roman with the rune names spelled out, one in runes that blend the individual runes of the futhark with the rest of the text, Worm advises that “besides what the words show, in each verse also something hidden is concealed pertaining to common life (*vitam communem spectans*), which offers itself spontaneously to someone who carefully balances not only the words, but also the sense (*accuratius...sensum trutinanti*)” (Worm 1636, 107).²⁴ The advice to carefully balance the sense demands that same perceptiveness required of the philologist encountering septentrional voices in their distinct scripts, and practising etymology by attentiveness to words’ *vis*.

So (and this logic is early modern rather than today’s), in the commentary, each line of the *Rune Poem* is matched by a quotation from a humanist’s store of adages. “Fe veldur frænda Rógi”, in Worm’s edition, pairs with “Opes irritamenta malorum” (“riches, incitements to evil”), a phrase from Ovid’s

²¹ “FURZ, *furzen bush*, Genista spinosa, ruscus. gl. Ælfr. 17; Ramnus, *firs*. Sequentes hosce Boethii versiculos metro I, lib. tertii de Consolatione.

Qui serere ingenuum volet agrum,
Liberat arva prius fruticibus,
Falce rubos filicémque resecat,
Ut nova fruge gravis Ceres eat.

Sic transtulit Alwredus R. juxta codicem Oxoniensem...; juxta exemplar Cotton...”.

²² For an ambitious argument on how scientific examination in the natural sciences was aided by the Protestant, non-symbolic interpretation of the Bible, thence reflecting on the field of philology, cf. Harrison.

²³ For analyses of Worm’s treatise, cf. Malm, Wills.

²⁴ “pæter id quod verba exhibent reconditum quid in unoquoquè latet versu ad vitam communem spectans, quod accuratius non verba solum, sed & sensum trutinanti sponte se ingerit”.

Metamorphoses 1.140, although the source is not given; “Fædist wlfur i skógi” with the proverbial “Noscitur ex socio qui non cognoscitur ex se” (“Whoever cannot be known from themselves can be known from their company”) (Worm 1636, 105, 107–108). Basically, the entire *Rune Poem* is matched to sayings “pertaining to common life”, from Gellius, Claudian, Seneca, Terence, and others, without authors or sources being named. In the commentary’s line-by-line annotation, resonance once again seems worth more than ‘silent’ fact, which a word-for-word Latin translation of the Old Norse might present. Indeed, as the Icelandic poet and adapter of *Laufás-Edda* Magnús Ólafsson intimated to Worm concerning kennings and dróttkvaett, “although the Eddic form’s (*formulæ Eddicæ*) multiple and recondite names for things can be explained and named in Latin to some extent, the words’ splendour, lofty elegance, and genuine propriety (*vocum...splendor, elegantia grandis, & genuina proprietas*), inasmuch as it sounds in our tongue, can by no means be shown or displayed” (Worm 1636, 191).²⁵ While this affirms kennings’ ultimate intranslatability, the *Rune Poem*’s common sense, by contrast, seems within range.

The commentary, then, reveals another instance of how Worm recalls RUNAS from dust as living authorities and makes their silent signs talk loudly. Now the septentrional humanist can add runic sayings expressed in the *Rune Poem* to their commonplace-book, and converse with *authoribus vivis* of the North, like a runic version of Duke Federico’s *studiolo* in the shape of the futhark. Meaning accrues: Springing from a common place, *Rune Poem* line and Latin adage reinforce their signification’s universal value, so that – as is characteristic of commonplaces – they equally hold for the septentrional past as for the classical past and the humanist’s now. The humanist comes to meet the *Rune Poem* lines in the extemporal, continuing present of commonplace values: Their encounter is a real encounter. Thus, I suggest, the *Rune Poem* lines are made to matter to the septentrional intellectual, and thus the philologist seeks to make themselves present towards the septentrional ancients; by carefully balancing not only words, but also the authorities’ sense.

That is how the early materials of northern Europe make a true *antiquitas* for the humanist philologist. The materials are ancient, as well as venerable, as well as of moral, ethical import: Because *antiquitas* are all those authorities that a humanist makes an effort to have bear on their life and signify for their *humanitas*, whose words help structure the fabric of their world, and whose presence the humanist seeks to converse with, to contemplate what it means to be human. “Show me your friends and I’ll tell you who you are”; “Fædist wlfur i skógi”. *Antiquitas* and *author* are very much value judgements.

²⁵ “Etsi n. formulæ Eddicæ appellationes rerum multiplices & longæ petitæ, quodam modo describi & Latinè nominari queant: vocum tamen splendor, elegantia grandis, & genuina proprietas, pro ut in lingua nostra sonat, exhiberi & ostendi nequaquam potest”.

Love with our hearts

The concepts of *antiquitas* and *author* were also used by Junius to introduce the Old English biblical poetry in the manuscript that has come to bear his name, or Cædmon's; my final example. Throughout this "perantiquâ...paraphrasi poetica" of Genesis and the principal narratives of the Old Testament, so Junius observes, "occur numerous words that suggest deep antiquity (*penitiorem antiquitatem*)", making it a "most noble thesaurus of profound antiquity (*nobilissimo recondite antiquitatis thesauro*)" (Junius 1655a, 248).²⁶ And, Junius continues, "because the style (*stilus*) and the work's subject matter (*argumentum*) and spirit (*genius*) correspond exactly with that example of ancient poetry" described by the Venerable Bede, Junius will use the name Cædmon following Bede, "who made him author of that venerable poetry".²⁷ Obviously, Junius had put his manuscript beside *Cadmon's Hymn* and Bede's account of Cædmon's poetic gift in the 1643 edition of the Cambridge professor of Arabic and Anglo-Saxon Abraham Wheelocke, and compared them. It tends too far to discuss the understanding that such comparison yields for Junius, for whom Bede was a current authority on accentual verse in contemporary *Artes poetica* (I mean to do so elsewhere). Here, let me call attention to the opening lines.

"Us is riht micel. ðæt we rodera weard. wereda wuldor cining. wordum herigen. modum lufien", in Junius' edition (Junius 1655b, 1): Like *Cadmon's Hymn*, *Genesis's* hymn-like opening words summon "us" that "we" "praise with words, love with our hearts, the heavens-guardian, the glory-king of hosts".²⁸ The lyrical deixis of "Us" and "we" implicates the humanist reader in the presence of the words' reality. "Cædmon's *Creation* pulls us into an inclusive *We*, whose attitude toward God is carefully managed and stipulated in the text", Thomas A. DuBois notes in his analysis of *Cadmon's Hymn's* oral tradition (DuBois 117). Thus can be brought about the early modern reader's participation in the community of the Church: The opening words' performative presence is immediate and real, beyond the humanist's seeking to encounter the voices of the ancients, and beyond the 'as if' presence elicited by the art lover's "lively consideration" quoted earlier. "Us" implies actual presence in a humanist-christian universal sense. As Susan Stewart confirms in her discussion of deixis, touch and *Cadmon's Hymn*, "[p]raise poetry of the type Cædmon sings...quite literally leads to significance...The reflexivity, or tendency toward self-reference, of this tradition of praise poetry illuminates the situation of both speaker and audience" (Stewart 149).

Sensitivity to the words' current reality reverberates in Junius' decision to append to his Cædmon edition also Old English prayers "which perfectly con-

²⁶ "innumera in eâ passim occurrere, quæ penitiorem sapiunt antiquitatem".

²⁷ "quoniam ipse stilus ac totius operis cum argumentum tum genius ex amussim respondent isti veteris poësis specimini...Cædmon...quem sacræ illius poësis authorem facit Beda".

²⁸ Cf. "Nu we sceolan herigean heofon rices weard. metodes mihte 7 his mod geþanc. wera wuldor fæder..."; "Nunc laudare debemus auctorem regni cælestis, potentiam creatoris, & consilium illius, facta patris gloriæ", Bede 328, IV.24; variants omitted.

vey Cædmon's spirit and style (*genium stylumque Cædmonis*)", from "the most ancient (*antiquissimis*)" Ms Cotton Julius A 2 (Junius 1655b, 110–11).²⁹ The prayers make a telling choice for Junius to have printed on the remaining pages of the last quire of his first Anglo-Saxon publication with his brand new Anglo-Saxon types.³⁰ Here, a person can actually voice "ic" in address to "ðu", "drihten leof" ("dear Lord"). The performative force of the prayer's deixis ensures that the words can be as real for the Anglo-Saxon as for the (early) modern "ic": "Æla drihten leof. æla dema god. geara me. ece waldend. ic wat mine saule. synnum forwundod. gehæl ðu hy. heofena drihten..." (Junius 1655b, 110). Their spirituality must have deeply spoken to Junius – who had been a minister of the Word early in his career.

But how is it that they are not just prayers to Junius, but prayers that "perfectly convey Cædmon's spirit and style"? The text, known as *Prayer*, is not singled out for poetic quality nowadays.³¹ I suspect that the word's spirituality reinforces, and is in turn reinforced by, the poetic to exemplify Cædmon's "*genium stylumque*". What is more, I suspect that it is the poetic and biblical, spiritual message together, that, for Junius and fellow philologists, *deepen* antiquity. The introductory words to *Prayer* suggest that the depth and profoundness of the antiquity Junius perceives in the Cædmonian poetry ("*penitiorem antiquitatem*" and "*recondita antiquitatis*") are engendered by "*genium stylumque*" combined; by the poetic and the religious in tandem. Alessandra Molinari's feeling that "Junius' theological and philosophical background affected his philological enquiring more deeply tha[n] has so far [been] recognized" is well worth substantiating.³²

These notions bring out septentrional antiquity's vital strength for the humanist philologist: Compared to classical antiquity, septentrional *antiquitas* stands out as predominantly christian. Moreover, most septentrional ancients are voices of the Early Church, which was regarded highly, for instance by Junius' brother-in-law Vossius.³³ If *antiquitas* comprises the ancient voices the humanist chooses to have bear on their life, and if *antiquitas* is a value judgement, then to the christian humanist philologist septentrional antiquity evokes a profound antiquity, peopled by members of the Church, and sounding with words whose *essentia* ring to them. Septentrional antiquity made the lively environment of their philology a conversation with, among others, the Venerable Bede, Bishop Wulfila, Abbot Ælfric, Cædmon, King Alfred, the monk Otfrid of Weissenburg, and the Old High German translator of Tatian.³⁴

²⁹ "preces Anglo-Saxonicae, genium stylumque Cædmonis probè referentes; prout eæ nobis exhibentur in antiquissimis membranis codicis Cottoniani, cui titulus, JULIUS A, 2".

³⁰ Cf. Lucas, van Romburgh 187a.

³¹ Cf. Lucas xiv, xxi.

³² Alessandra Molinari, e-mail message to author, 15 February 2014.

³³ Cf. Rademaker 310–16.

³⁴ Junius listed some of them in his letter dedicating the *editio princeps* of the Gothic Gospels to Count Magnus Gabriel de la Gardie, cf. van Romburgh 211c.

Signs talking loudly

With these few examples I hope to have given a glimpse of the embodied, felt understanding which early modern philology sought for their septentrional *antiquitas*. I have wanted to research not just that for them the early North represents ancient culture that compares with the Classics, but rather what it means when northern cultures were seen to compare with the Classics. All taken together, they make a septentrional antiquity for the early modern philologist to come to meet and be attentive to, excerpted from authorities and studied “with effort”, an immersive environment that bears on one’s self, to contemplate what it means to be human. When Worm, Junius and fellow philologists speak of septentrional *antiquitas*, it rings with signifying, meaningful voices and words that matter, spinning invisible lines of signification in the immersive world of their scholarship. It is such resonances of meaning that the philologist listens for in the practice of etymology, and it is this concept of living voices who matter to a person that resonates throughout their scholarship.

It would be easy to critique septentrional philology by today’s standards and interests, by reviewing whether, and to what extent, early modern philologists ‘already’ discussed tenets important to Germanic philologies today. True, one can pick out text-critical apparatus, metrical pointing, notion of certain sound changes, and word derivation correct by today’s historical-linguistic standards. However, such a critique would tend to an instance of what Noel M. Swerdlow, and Anthony Grafton after him, has called “hagiographical anachronism” (Swerdlow 111), for science’s applauding aspects in past scholarship that correspond to today’s interests.³⁵

To try and read septentrional philology on its own terms still yields insights relevant to Germanic philologies today: The practices of early modern philology hold up a mirror to our own, and, in addition to helping us better understand how Germanic materials were read in the early modern past, they may help us understand how we have been reading them today, and how we want to read them tomorrow. Not, obviously, by throwing today’s philological assets to the septentrional winds, but by encouraging continuing reflection on what may still be hidden in the trite tracks and common places of our philological practice.

For such reflection, I find support in Edward Said’s assertion that “[a] true philological reading is active; it involves getting inside the process of language already going on in words and making it disclose what may be hidden or incomplete or masked or distorted in any text we may have before us” (Said 59). After all, Said reminds us, “the abiding basis for all humanistic practice” is “at bottom...philological, that is, a detailed, patient scrutiny of and a lifelong attentiveness to the words and rhetorics by which language is used by human beings who exist in history” (Said 61). For the ‘humane’ of the Humanities today is like the ‘humane’ of the early modern humanist, and the ‘philo’ of philology like the renaissance art connoisseur’s *amor*. Therefore it remains pertinent for us, too, to

³⁵ Cf. Grafton 101, “the fallacy of attributing to the original and learned of the past ideas and methods consistent with what we now believe in”.

ensure that a love of words resonates throughout our twenty-first century Germanic philologies, in order to make what seem silent signs talk loudly.

Bibliography

- Barney, Stephen A. *et al.*: *The Etymologies of Isidore of Seville*. Cambridge [etc.] 2006.
- Bede, the Venerable: *Historiæ ecclesiasticæ gentis Anglorum...* Ed. by Abraham Wheelocke. Cambridge: Roger Daniel 1644. <<http://eebo.chadwyck.com/home>> [2.7.2014]
- Benediktsson, Jakob, ed.: *Ole Worm's Correspondence with Icelanders*. Copenhagen 1948. (=Bibliotheca Arnamagnæana 7)
- Boethius: *Consolatio Philosophiæ*. Ed. by James J. O'Donnell. <perseus.tufts.edu> [29.6.2014]
- Burke, Peter: *Images as Evidence in Seventeenth-Century Europe*. In: *Journal for the History of Ideas* 64 (2003), 273–296.
- Casaubon, Meric: *De quatuor linguis commentationis...* London: J. Flesher 1650.
- Clauberg, Johann: *Ars etymologica teutonum...Deutsch von Deutschem*. Duisburg: Daniel Asendorp 1663.
- Davies, Tony: *Humanism*. London and New York 2008. (=The New Critical Idiom)
- Dictionary of Old English Plant Names*. Eds. Peter Bierbaumer and Hans Sauer with Helmut W. Klug and Ulrike Krischke. 2007–2009. <oldenglish-plantnames.org> [28.06.2014].
- DuBois, Thomas A.: *Lyric, Meaning, and Audience in the Oral Tradition of Northern Europe*. Notre Dame IN 2006. (=Poetics of Orality and Literacy)
- Frank, Roberta: *On the Field*. In: *The Past and Future of Medieval Studies*. Ed. by John Van Engen. Notre Dame and London 1994, 204–16. (=Notre Dame Conferences in Medieval Studies 4)
- Genette, Gérard: *Mimologics=Mimologiques. Voyage en Cratylie*. Trans. Thaïs E. Morgan, intr. by Gerald Prince. Lincoln 1995. (=Stages 2)
- Ginzburg, Carlo: *Clues. Roots of an Evidential Paradigm*. In: *Myths, Emblems, Clues*. Trans. John and Ann Tedeschi. London [etc.] 21990, 96–125.
- Graevius, Joannes: *Francisci Junii Vita*. In: *Francisci Junii F.F. De pictura veterum libri tres tot in locis emendati...* Ed. by Joannes Graevius. Rotterdam: Regner Leers 21694, †4–††2.
- Grafton, Anthony: *Defenders of the Text. The Traditions of Scholarship in an Age of Science, 1450–1800*. Cambridge MA [etc.] 1991.

How to Make the Past Age Present

- , and Lisa Jardine: *From Humanism to the Humanities. Education and the Liberal Arts in Fifteenth- and Sixteenth-Century Europe*. Cambridge MA 1986.
- Harrison, Peter: *The Bible, Protestantism, and the Rise of Natural Science*. Cambridge [etc.] 1998.
- Kirkbride, Robert: *Architecture and Memory. The Renaissance Studioli of Federico da Montefeltro*. New York NY 2008. (=gutenberg <e>) <www.gutenberg.org/kirkbride/index.html> [28.06.2014]
- Junius, Francis: *The painting of the ancients in three bookes*. London: Richard Hodgkinson 1638.
- : *Observationes in Willeramii...paraphrasin...* Amsterdam: Christopher Cunradi 1655. Ed. and intr. by Norbert Voorwinden. Amsterdam and Atlanta GA 1992. (=Early studies in Germanic philology 1) [Junius 1655a]
- : *Cædmonis monachi Paraphrasis poetica...* Amsterdam: Christopher Cunradi 1655. Ed. and intr. by Peter J. Lucas. Amsterdam and Atlanta GA 2000. (=Early Studies in Germanic Philology 3) [Junius 1655b]
- : *Etymologicum anglicanum*. Ed. by Edward Lye. Oxford: Oxford University Press 1743.
- Lucas, Peter J.: Introduction. In: Junius 1655b, ix–xlix.
- Malm, Mats: *Minervas äpple. Om diktsyn, tolkning och bildspråk inom nordisk göticism*. Stockholm 1996.
- Moss, Ann: *Printed Commonplace-Books and the Structuring of Renaissance Thought*. Oxford 1996.
- Ong, Walter J.: Oral Residue in Tudor Prose Style. In: *Publications of the Modern Language Association of America* 80 (1965), 145–154.
- : *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. London [etc.] 2002. (=New Accents)
- Padley, G.A.: *Grammatical Theory in Western Europe 1500–1700. The Latin Tradition*. Cambridge [etc.] 1976.
- Rademaker, C.S.M. ss.cc.: *Life and Work of Gerardus Joannes Vossius (1577–1649)*. Assen 1981.
- Said, Edward W.: *Humanism and Democratic Criticism*. New York [etc.] 2004. (=Columbia themes in philosophy)
- Stafford, Barbara Maria: *Visual Analogy. Consciousness as the Art of Connecting*. Cambridge MA and London 1999.
- Steiner, George: *Real Presences. Is There Anything in What We Say?* London [etc.] 1989.
- Stewart, Susan: *Poetry and the Fate of the Senses*. Chicago and London 2002.

- Swerdlow, Noel M.: Pseudodoxia Copernicana. Or, Enquiries into very many received tenents... In: Archives internationales pour l'histoire des sciences 26 (1976), 108–58.
- van Romburgh, Sophie: “For my worthy freind Mr Franciscus Junius”. An Edition of the Correspondence of Francis Junius F.F. (1591–1677). Leiden [etc.] 2004. Reference is to letter number. (=Brill’s studies in intellectual history 121)
- Vossius, Gerardus Joannes: Etymologicon linguæ Latinæ... Ed. by Isaac Vossius. Amsterdam: Ludovicus & Daniel Elzevier 1662.
- Weststeijn, Thijs: Art and Antiquity in the Netherlands and Britain. The Vernacular Arcadia of Franciscus Junius (1591–1677). Leiden and Boston forthcoming. (=Studies in Netherlandish Art and Cultural History)
- Wills, Tarrin: The Third Grammatical Treatise and Ole Worm’s *Literatura Runica*. In: Scandinavian Studies 76 (2004), 439–458.
- Worm, Ole: *Fasti Danici*... Copenhagen: Salomon Sartorius 1626.
- : *r u n e r seu Danica literatura antiquissima*... Amsterdam: Johannes Janssonius 1636. The Skaldic Project <<http://abdn.ac.uk/skaldic/db.php>> [29.06.2014]

Winfried Rudolf

The editing of Old English: A plea for including manuscript facsimiles

Late in 1833, Christian Maier of Tübingen, a German scholar of law, arrived in the Piedmontese city of Vercelli.¹ He had been contracted by the London Record Commission to produce a complete and hopefully flawless transcript of the manuscript which Anglo-Saxonists today refer to as the Vercelli Book (Vercelli, Biblioteca Capitolare MS CXVII). Maier was not a novice to the field of palaeography, but he had no training in Old English. While this fact would not necessarily have prevented him from delivering a good transcript – as we know from the example of Thorkelin A (Gerritsen, 30) – Maier was apparently eager to compensate for his lack of linguistic expertise with the latest cutting-edge methods of science. Like a number of other German scholars, he had been experimenting for several years with various chemical reagents on parchment manuscripts in Italian libraries, occasionally collaborating with Friedrich Blume, professor of law at Halle, who had rediscovered the Vercelli Book in 1822 (Blume 1824, 98-99). Their written correspondence testifies to their awareness that the contemporary application of reagents, if at all successful, would improve the legibility of doubtful passages only for a few seconds before destroying the original handwriting once and for all (Blume 1826, col. 97-98).

Maier's chemical interventions created lasting damage on thirty-three folios of text in the Vercelli Book (Sisam, 51-53; Bock). The brown stains that remain on the parchment today differ in size and shape. They cover several Latin names (probably the only words Maier could understand with certainty), two complete folios (1r, 75v) of which he reproduced imitative handwritten facsimiles, some erasures, and a number of passages treated either with great care or entirely haphazardly. Many of the latter examples can be considered as testing ground for various degrees of concentration of the reagent. Before treating any of the handwritten text with the chemical, Maier first produced a transcript which survives in its final draft in London, Lincoln's Inn Library MS misc. 312 (Ker; Sisam, plates III-X).

Today we can only speculate about Maier's attitude towards the manuscript he was both transcribing and partially destroying. The man from Tübingen was a freelancing scholar of limited financial means and it may well be that the high expectations of the Record Commission in the quality of his transcript as much as his own hopes of doing more work for them in the future demanded that he left nothing untried (Bock). Using the reagent he was able to prove to his London clients how the latest achievements of natural science could serve the recovery of vernacular texts, texts which could ultimately help forge the English

¹ I am grateful to Oliver Bock for sharing his essay on Maier with me on which I rely heavily.

and German national identities and therefore define Germanic philology as a discipline of academic rigour.² His actions represent an early point (or rather stain) of convergence between natural and philological sciences, still visible today on the manuscript page. Maier created a twofold finality through his reagent application: on one hand, he would hazard the negative consequences of his actions in that significant portions of the original Vercelli handwriting would forever remain inaccessible to posterity;³ on the other, his transcript would probably become the exclusive witness to the obscured text.

On a more general level, Maier's devil-may-care attitude expresses an academic sentiment which is typical of some German positivists of the nineteenth century. Eager to establish philology as a 'discipline of the national' (Humboldt, §20) working with academic rigour (Wissenschaftlichkeit), these scholars strove for a methodological framework of precision that would ultimately justify the existence of this new discipline and cement its foundations. To draw on the factual power of natural science in this context – chemistry in Maier's case – could only accelerate this process. Yet, equally so, important philological discoveries as well as new decisive criteria that would part linguistic correctness from error won credit for the new discipline. The nineteenth century saw a range of impressive philological scholarship: take, for example, the discoveries both of Grimm's (1822) and of Verner's (1877) laws, which have had a lasting impact on the study of all languages; or think of Eduard Sievers and his definition of metrical types (1893) or his prediction that the Old English *Genesis B* was related to an Old Saxon model, which was later confirmed by the discovery of Vatican Library, MS Palatinus Latinus 1447 (Sievers 1875, 7-15; Zangemeister & Braune). Such breakthrough moments justified that scholars could trust the methods of philology, but there has always been the danger of this trust turning into blind belief.

It seems clear that Maier's faith in the methodological superiority of the new discipline was deep enough for him to disrespect the original manuscript, believing that his transcript would no doubt be more useful to scholars than its source. If this was not true of the quality of his Old English, which he thought he was faithfully reproducing, then it was at least of his service of conveying tenth-century English vernacular minuscule into a properly readable code. As a consequence of this overestimation of Maier's work, Jakob Grimm's 1840 edition of the poems *Andreas* and *Elene* relied only on Mary Anne Thorpe's 1835 transcript⁴ of Maier, as did Grein's critical edition in *Bibliothek der angelsächsischen Poesie* (1858).

² Grimm (1840:iii), in his laudatio of Blume's find, calls the Vercelli Book 'one of the richest sources of our own antiquity' ('eine der ergibigsten quellen des *eigenen* alterthums'; my italics).

³ A recent initiative of multi-spectral photographic analysis led by the Lazarus Project has not been able to restore any of the damaged readings. I am grateful to Dr Gregory Heyworth of the University of Mississippi for sharing his project results with me.

⁴ Scholars have often inadequately credited Benjamin Thorpe for this transcript (cf. London, Lincoln's Inn Library, MS 313, p. 135b).

Maier's use of reagent in the Vercelli Book is an important case in point, because it shows an early nineteenth-century scholar dissatisfied with the material reality of a handwritten medieval text. His success in using the reagent was - as far as we can assume - probably zero.⁵ In order to undo what he identified as textual flaws he was risking the final destruction of the artefact in favour of tracing the ideal of a more complete and uncontaminated text. To show empathy for the textual state of the original manuscript, withered and scarred by time and human fallibility, was as unthinkable in the early nineteenth century as the exhibition of an unrestored incomplete torso of a classical statue in the Königliche Museum in Berlin (Fendt, 65-110).

Following this analogy from sculpture, German philological discourse of the nineteenth century reveals its strikingly similar ideals in the term "Sprachdenkmal" (monument of language), which occurs in the titles of numerous editions of the period. Such textual monuments, meticulously moulded as critical editions, were to capture something sublime and supratemporal (including the editor's name), and were therefore presented as ideal, larger than life, cosmetically perfect. In this way an ideal of the past could be fixed and - similar to Leopold von Ranke's historical approach - the illusion of an objective reality of the text could be created. Johan Galtung has identified this desire for an 'ideal reality' as a trademark feature of the "Teutonic intellectual" (183). This reality requires finalities which have to suppress any subjective empirical noise, regardless of the obvious fact that handwriting is an individualized and subjective matter.

Clearly, the amount of empirical noise in the transmission of a medieval text can vary, depending primarily on the language, genre and range of transmission of a text. Yet the style of German academic culture tends to favour a theoretical universalism in which a methodological approach is only acceptable if it can claim general validity (Galtung, 163). In other words, theory tends to dominate the text, not vice versa. It is for this reason that medieval Latin was approached by many nineteenth-century editors with exactly those methods that had earlier been established in the editing of classical Latin. The development of these methods naturally responded to the relative stability in the textual transmission of these texts, whose degree of regularity was the result of a long tradition of textualization and the elevated status of Latin as holy language. However, while the use of classical editing techniques à la Lachmann on various European forms of medieval Latin would already cause occasional problems, it inevitably led to some grave conflicts when applied to the much younger codified vernaculars and their relative lack of generic, palaeographic and

⁵ While it can be argued that certain reagents used by German scholars at the time were temporarily helpful, depending on the original ink used in a manuscript, the substance of Maier's tinctures did probably not comply with insular ink. I am indebted to Dr Ira Rabin of the Federal Institute for Materials Research and Testing in Berlin who shared the results of her multi-spectral analysis of the Vercelli Book inks and Maier's stains with me in a recent oral communication.

orthographic standards. Nevertheless, important voices in Anglo-Saxon studies today still suggest that there could be a common methodological panacea for the editing of both Old English and Latin (Lapidge 1994, 67), and that all Old English texts should be edited under the same general guidelines (Gneuss 1994, 12-26).

Universal approaches to textual criticism seem to capitalize on the fact that dead (stages of) languages cannot grow and change anymore. These languages can be circumscribed today in terms of the limited corpus of surviving sources. This, in turn, can lead to the mental construct of a kind of hermeticism which is tempting in the case of Old English and has invited speculations about past standards of its grammar, orthography, or vocabulary in translation (Gretsch). What we see in these speculations is a projection of still the same nineteenth-century desires for conformity into the limited written corpus of an ancient language whose size, variety, and instability may have been much greater than we will ever know. The works of certain talented Anglo-Saxon authors and scribes may indeed suggest an ideal bilingual competence and a desire for perfection at large, but there is plenty of contrary evidence suggesting that the conditions of Anglo-Saxon textual production and transmission were much more complex than could be tackled with a general editorial policy. We may assume degrees of transitional literacy (Bäumli, 239ff.; Timofeeva, 11), scribal ignorance of Latin⁶ or forms of written vulgar Anglo-Latin (Rudolf 2011, 180), varying relations between languages and their scripts in Anglo-Saxon manuscripts (Stokes, 23-47), and profound differences in the degrees of textual stability when dealing with the vernacular (Zumthor; Cerquiglini). Old English texts in particular therefore deserve an individualized editorial approach, specific to their genre.

Nowhere does this become clearer than in the highly variant transmission of anonymous homilies, texts of frequent use and reuse, as is clear from the manuscripts. Arthur Napier's 1883 edition of homilies ascribed to Wulfstan, originally published in the series *Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben*, provides a good example of how the hierarchical suppression of textual witnesses, inherited from classical editing, still exacerbates our research today and can lead even the very experienced scholar astray. In Napier's homily XXIII, a manuscript variant of more than 140(!) words had to walk the paths of exile into the apparatus under the idealized main text:

and we ::: beodaþ, þæt nan cristen mann ne beo butan sawelsceatte (þe hit gelæstan mæi *ü. d. z. von and. hd.*) [and git *auf rasur*] we læraþ, þæt ælc cristen man beo arful fæder and meder and beo on gebeorhge earmum wydewum (*das y aus u*) and steopcildum and godes þeawum and godes þearfan. uton (nu *ü. d. z. von and. hd.*) on ælce wisan georne gode gecweman, þonne beorge we us sylfan wið ece wite and gegearnjaþ us

⁶ See for example the use of Latin in the Vercelli Book on which a study by the author is forthcoming.

heofonan rice. god ælmihtig us gefultume, þæt we hit gehaldan motan,
 þæt we motan becuman to þam ecan life, and wite ælc .b. be þam, þe he
 wille beon wit god geborgen, and wiþ Scē Peter, þæt ælc penig cume forþ
 of þam romfeo on his .b.scire and sibþan þam ærce.b. to handa on
 Cristes cyrcean; and, locahwa hit gewanje, þæt hit forþ na cume þam
 arce.b. to handa [:: si hit pr: stre *am rande von and. bd.*], si he Judas gefera,
 þe Crist belawde, amen (Napier, 118)

This exceptional passage on the levying of the Peter's Pence, invaluable for historians and palaeographers, occurs uniquely in London, British Library MS Cotton Tiberius A.iii (fol. 91v). It contains an explicit reference to the archbishop of Canterbury at Christ Church, who warns bishops and priests not to withhold the slightest amount of the tax. While Helmut Gneuss's (1997, 13-47) impressive argument for exactly this origin of the manuscript rests on an exemplary analysis of the script, language and contents of this book, this all too obvious direct textual reference is missing from his evidence. I cannot help but feel that the unexpected neglect of information may have its cause in the textual hierarchy of Napier's critical edition. In its footsteps, the *Dictionary of Old English Corpus*, mainly concentrating on the main text of editions, still excludes these intriguing variants which deserve to be respected in their own right.⁷ It is telling that we have to go back to the pre-philological age to find in George Hickes (197) the last scholar who did not degrade this particular passage. Its importance would best be highlighted in a parallel electronic edition which would allow the version to be juxtaposed with any of its parallel versions. Crucial differences between them could be visualized by a specific mark up.⁸ Moreover, the extraordinary complexity of sub-variants by a very active reviser (Napier's *von and[er]er*. *b[an]d.*) of the Tiberius manuscript would profit much from an inclusion of a parallel manuscript facsimile in this electronic edition. The extent and quality of variants in the anonymous homilies, not to mention their intricate mechanisms of textual overlap, pleads for an editorial policy that represents the single manuscript versions of homilies unhierarchically.

While this approach might or might not prove to be useful for certain other Old English texts, the rediscovery of and respect for the original graphic code is just as important. Traditional editing has always followed two basic purposes: first, to meet the purported inability of most modern readers to cope with medieval hands, in other words, to make the text graphically readable; and second, to mend the identified linguistic errors with the philological toolkit in order to make the text fully understandable. The criterion of readability has of course always been measured against the synchronic expectations and skills of contemporary readerships (often the laziest of readers), and it is at this point that the modern reader is sometimes even more patronized by the editor than in the area of language. Some editions make the attempt to teach the meanings of

⁷ Many linguists using the DOE for comprehensive surveys are not aware of this distortion of data.

⁸ On the stylistic value of the Tiberius variants see Scragg (1998).

Old English words through glossaries and sometimes even include an abridged standardized grammar, but their users are hardly ever invited to study the graphic aspects of a text in its original manuscripts, let alone to understand and emulate specific medieval modes of reading (Parkes, 1-20). Instead, students of Old English are often confronted with a perfect illusion of the text, entirely adapted to their purported needs and interests. Nicholas Howe (90) and Ursula Schaefer (77-78) have demonstrated how the editions of *Ælfric's Colloquy* and Henry Sweet's revision of it into idiomatic prose gravely distort the bilingual reality of the manuscript and turn these modern representations into 'a self-referential academic joke'. In view of such and other examples we have to admit, if we are completely honest, that editing is something we do primarily for ourselves in the here and now, and this process tells us much more about our own expectations, our cultural (un)awareness and our reading attitudes than anything else (O'Brien O'Keefe, 153).

What the sophomoric editors of the early days of philology forgot (and many modern editors still forget) is the fact that, in the end, any edition is essentially nothing but another version in a diachronic series of textual representations which map the text's 'path in the world' (O'Brien O'Keefe, 153). This series will continue as long as scholars are actively engaging with a textual witness of the past. Therefore the material substance as well as the imagined conception of 'text' remains open and unfinished as long as this process will last. This has never been more valid than in our day and age when extensive web-resources offer simultaneous access to a number of editions and often make them comparable to the original facsimiles of manuscripts. It is in this juxtaposition that we can visualize best how the 'individual realized text' of a manuscript is dehistoricized, disembodied and reduced by printed editions (O'Brien O'Keefe, 153).

No doubt, Anglo-Saxon copyists also had their own expectations in the textual representations they produced in a new manuscript, but the extant degree of variance and textual intervention proves that they permitted many texts to change organically, be it in spelling, wording, punctuation, layout or paratext. From their point of view, many of these changes would not have fulfilled the criteria of an error. To speak of errors and their removal (e.g. Lapidge 1991, 42 & 45) requires the definition of standards against which a phenomenon can be measured, the very standards that philology originally needed for its self-justification. Such standards are still proclaimed by traditional textual critics in order to ascertain and reproduce what an author of the past wrote, but they finally remain anachronistic assumptions and can never prove to be fully identical with the actual standards that medieval authors may or may not have aspired to. In the same way, the graphic standards of modern editions of Old English draw foregone conclusions about modern readers and their potential manuscript reading skills.

The merits of traditional philology should, however, not be forgotten. They are especially evident in those cases where textual transmission is scarce.

This is true, for example, of the reconstruction of the untitled Old English poem commonly referred to as *Beowulf*, where the tireless efforts of textual critics may indeed be considered as no less than the ‘saving’ of the text (Orchard 2003, 42).⁹ Yet, textual criticism, if strong on the side of reconstruction, must also admit to its misunderstanding of the handwritten realities of some Old English texts, because it often prefers to judge textual cruces under the aspect of the erroneous rather than the enigmatic (Lerer, 55). In short, many editions of Old English texts favour the categorical and formally logical evaluation of textual problems and exclude the rhetorical explanations such problems may sometimes require. I do, of course, not believe that one should be substituted with the other. I only wish to propose here that the twenty-first century should attempt to find a better balance between these two approaches, with the original manuscript taking centre stage in this process. We may study the rhetorical potential of textual cruces with a stringency and precision similar to traditional philology’s focus on errors, but in order to do so we have to point out exactly those areas in the ambiguous code of human language which may have mattered to the medieval reader, but which scholars (sub)consciously iron out in modern editions. It is appropriate in this context to recall Bernhard Bischoff’s description of paleography as “Kunst des Sehens und der Einfühlung” (19), and this empathy must include the search for intentional graphic ambiguity in medieval manuscripts.

How much the original graphic representation of an Old English text should matter to us is taught by the Old English riddles. The following examples are taken from the Exeter Book *Riddles* (Exeter Cathedral Library, MS 3501),¹⁰ texts which served the study of both logic and rhetoric in the Anglo-Saxon classroom. As enigmatic as well as poetic exercises, they are especially self-conscious about the instability of their linguistic and graphic fabric and therefore tailor-made to make us aware of the ambiguity of language at large. What these poems point out to us in terms of intentional graphic and semantic versatility are some fundamental contradictions between the unique and idiosyncratic manuscript text and the principles of standardized and economized editing. Analyzing them we may legitimately ask the following questions with regard to the following categories of ‘error’:

1 Spelling

What do we lose when we regularize spelling, such as adapting <p> to <w>, when we know how important the *figura* of letters was to medieval readers (M.

⁹ The reconstructed text of this poem is one of the first Old English texts that could be studied in dialogue with an electronic facsimile of its manuscript (Kiernan).

¹⁰ References and numbering of riddles are according to Krapp & Dobbie.

Irvine, 97-104)?¹¹ The letter <p> can act as graphological pun in dialogue with its concurrents <þ> and <ƿ> in English Vernacular Minuscule, such as in a number of peculiar w-words, e.g. *Riddle* 9, 4: “ƿeccan” vs. “þeccan” or *Riddle* 45, 1: “ƿinle” vs. “þinle” (Frank, 215; Rudolf, 514-15). The symbolic or even iconic potential of a letter can sometimes be the reason for its occurrence in unexpected contexts, such as the striking uncial capital <A> in “Agof” (*Riddle* 23, fol. 106v; Rudolf, 505-508) in the shape of a bow or the solitary accentuated <ó> in *Riddle* 54 (“strong ær þon hie ó. werig þæs weorces”, fol. 114r; see also Rudolf, 514 and n. 69).¹²

2 Morphology and Metre

How can we be sure about what a medieval author ‘correctly’ wrote if he intended to confront his readers with an imperfect textual state as an exercise? *Emendatio*, as we know, was an important part of medieval reading practice (Parkes, 1; M. Irvine, 74-76). In Exeter *Riddle* 9 the manuscript’s “þa mec ongon ƿelhold mege ƿedum ƿeccan” (103r) needs no semantically motivated correction of “ƿeccan”, because it is a fitting expression of bringing the cuckoo to life through the act of breeding (cf. Modern German “zum Leben erwecken”). To emend “ƿeccan” into “þeccan” (Krapp/Dobbie, 185:3-4) may be more correct metrically, but, given the metrical idiosyncrasy of the Exeter Book poetry, is not absolutely necessary (Luo, Stanley). This creates an interesting interplay between metre and meaning during the reading process which editions should not feel obliged to resolve unilaterally, but to explain with care. The missing infinitive ending “-an” after “weax” in *Riddle* 45, 1-2a (“Ic on wincle gefrægn weax[an] nathwæt þindan ond þunian”) is another case in point: the sentence makes sense with “weax” as a noun, but the frequently suggested emendation to “weax[an]” (e.g. Tupper, 36) would practice the identification of an accusative with infinitive after a verb of perception (Rudolf, 510). The modern reader, however, can be informed about this didactic possibility by an edition.

¹¹ In this regard it is telling to note Maier’s ignorance of the letter, which he transcribed as <þ> throughout. This confusion by an inexperienced reader of Anglo-Saxon Vernacular Minuscule was resolved by Thorpe’s wife in the second transcript with the modernized grapheme <w>. We do not know if Thorpe intended to opt for a strongly imitative typesetting for his unfinished edition of the Vercelli Codex (just as he did in his 1842 edition of the Exeter Book). Jakob Grimm, who used the Thorpe transcript, decided to print <þ> as <v>.

¹² The manuscript’s “hie ó” is corrected to “hio” by Krapp and Dobbie despite the fact that the scribe of the Exeter Book never uses this method of self-correction (Chambers et al., 65).

3 Lexicology

Why do we have to standardize peculiar spellings if orthographic uncertainty was the gateway to etymological *ruminatio*, an established medieval “Denkform” (Curtius, 486-490), and, what is more, a most important element of the Anglo-Saxon “Dichtform” (Robinson 1968; Orchard 2007)? The approximation of several meanings by a single conspicuous spelling is evident for example in the form “wincle” (*Riddle* 45, 1). The word can denote a “corner”, but may also be taken as a spelling variant of “wencle”, which, among other things, can mean “slave” or “young woman” in Old English. Both possibilities affect the meditation on the spiritual senses of this riddle quite profoundly (Rudolf, 513). The use of such ‘in-between-spellings’ of portmanteau-like quality have special relevance for the understanding of Old English poetry. They deserve to be highlighted to the reader and explained in the context of their alliterative environment.

4 Syntax and word-separation

Why should we standardize punctuation, especially in poetic texts, if the popularity of Old English *apo koinu* constructions is well-known (Mitchell, §§ 3789-3803) and must have played an entertaining part during oral delivery? “Tillic esne” in *Riddle* 54, 8a can be taken either as apposition to “þegn onnette wæs þragum nyt” (7), but equally act as subject to the subsequent “teorode hwæpre” (8b). Even more fascinating is the syntactic ambiguity of “banlease” in *Riddle* 45, 3. This unique compound, showing some slight word separation in the manuscript (fol. 112v/12), may act as an attribute (“boneless”) to the following noun “bryd” (a spelling variant of OE *bred*= “flesh”). Yet, it can also be read as two separate words, the noun “ban” (“bone”) + adverb “lease” (“deceitfully”) with the following “bryd” standing for “young woman”. The ambiguity of the sentence thus gained (“on þæt ban[?]lease bryd grapode”) contributes to the dialogue of various solutions to this riddle (Rudolf, 511).

These few examples summarize some important aspects of ambiguity exclusive to the handwritten code, and they plead for the obligatory inclusion of parallel manuscript facsimiles in any new printed edition of the Exeter Book *Riddles*. The conformity of font, orthography, or punctuation in print could then be compared with those singularities of Anglo-Saxon handwriting that resist standardization in the material form in which they are found. Most prominent among these are letter shape, spelling variants, word separation, and punctuation. It is only through this juxtaposition that an adequate form of reading and understanding of Old English riddles can be achieved (Rudolf, 523). This move towards an edition which puts manuscript and print into a meaningful dialogue would save these poems from what Katherine O’Brien O’Keeffe has described as a ‘necessary bifurcation’ (153) of dehistoricization and ensuring of readability in the printed text.

I admit that this inclusion of the manuscript may require more empathy and effort from modern readers than ever asked of them before in the history of textual criticism, but this process need not be an elitist matter and would serve future editions of Old English texts if these editions make the conscious decision to guide this effort.¹³ This obligatory inclusion of the manuscript text would pose new challenges for the field of palaeography, and university curricula should fully acknowledge this. But I am convinced we will open up new ways of understanding Old English literature if we strive more intensively for a gradual adaptation of our reading behaviour to the original medieval text, alongside the inevitable adaptation of the text to our reading habits as carried out by editors. We can only become aware of our transcultural deficits and improve our historical reading skills by studying this contrast.

Reading with empathy inevitably means that we also look straight into the wrinkled and scarred face of an ancient text, and these scars and wrinkles can be as valuable to scholars as their ‘improvement’ – however brilliant – with some philological ‘botox’. The ‘cosmetics’ of editions that traditional philology has celebrated for a long time does always include an extent of artificiality which may be taken as an example of humanity’s (apparently conscious) ease of self-deception. One could also call this a form of ‘cynical reason’ (Sloterdijk) in that we know very well from the history of our discipline how textual criticism can create ‘ideological mask[s]’ (Žižek, 29), but still we do not renounce them. The reasons for this self-deception may resemble those that condition our inexplicable passivity when facing other urgent social, economic, or ecological challenges. They may ultimately have something to do with our desire to repress and distance complexity, but this attitude of convenience has never helped any academic discipline to advance.

To counter this process will take the determination of academics, readers, and publishers, but the conditions for change look promising. Never before in the history of mankind have there been more medieval manuscripts so easily accessible in printed and electronic facsimiles than today, and their numbers constantly growing. This wealth of material, ready to be accessed by high-school and A-level students as well as mature academics, promises numerous unexpected encounters with the alterity of medieval handwritten textuality and plenty of opportunities to exercise historical modes of reading, ideally supported by editions in electronic form. These editions can ultimately unite all handwritten and printed representations of a text in a meaningful dialogue and remain open to revision, growth and social commentary.

What we need when we are planning a new edition of an Old English text is a careful case-by-case evaluation of the evidence, appropriate to the manuscript transmission of a text and its aesthetic potential in form and contents. In other words, the individual text should play the dominant part in the decision of

¹³ One crucial advantage may be the fact that the vernacular minuscule of the Anglo-Saxon period is a comparatively easy script to read.

how it wishes to be edited, not the general methodological constraints. Poetry, with its potential to increase ambiguity, and homilies in their textual multiform fully deserve the inclusion of the manuscript evidence. Future editions should make careful choices in their editorial policies, but should aim to confront their readers with the option of the original manuscript facsimile alongside the standardized text they offer. To what extent modern readers then wish to take this option is a decision that should be left to them. Presenting a variety of handwritten and printed versions of a text side-by-side in electronic form will ultimately foreground the ambiguous character of human language in form and meaning which deserves to be studied in an interface between traditional editorial logic *and* enigmatic rhetoric (Gabriel, 78-98). It is our obligation as literary scholars to combine aspects of the scientific with those of an aesthetic view of looking at the world as represented through language – a system of rules as well as ambiguities. Accepting and respecting this ambiguity does not at all mean to shy away from editorial resolution. As with errors and emendations, it takes skill to discover and courage to explain calculated ambiguity in all its complexity when editing the subjective code of medieval handwriting. Palaeographers, the translators of the graphic, have to remind students and editors of this quality of the written code again, as we begin to reassess its beauty and value for human understanding, in spite of its many imperfections.

Bibliography

- Bäuml, Franz: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: *Speculum* 55 (1980), 237-265.
- Bischoff, Bernhard: *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*. Berlin 32004.
- Blume, Friedrich: *Iter Italicum*. Bd 1. Halle 1824.
- Blume, Friedrich: review of Friedrich Adolf Ebert: *Zur Handschriftenkunde*. In: *Allgemeine Literaturzeitung* 117 (May 1826), cols 97–99.
- Bock, Oliver: C. Maier's Use of a Reagent in the Vercelli Book', *The Library*, 7th series, vol. 16 (2015), 249–281.
- Cerquiglini, Bernard: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*. Paris 1989.
- Chambers, Raymond W. et al. (Hrsg.): London, Lund 1933.
- Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Tübingen [u.a.] 11993.
- Fendt, Astrid: *Archäologie und Restaurierung. Die Skulpturenergänzungen in der Berliner Antikensammlung des 19. Jahrhunderts*. Berlin, Boston 2012.
- Frank, Roberta: *When Lexicography Met the Exeter Book*. In: *Words and Works. Studies in Medieval English Language and Literature in Honour of Fred C. Robinson*. Hrsg. von Peter S. Baker und Nicholas Howe. Toronto 1998, 207-221.
- Gabriel, Gottfried: *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltanschauung*. Paderborn 1997, 78-111.

- Galtung, Johan: Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft. In: Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik. Hrsg. von Alois Wierlacher. München 1985, 151-196.
- Gerritsen, Johan: What use are the Thorkelin Transcripts of *Beowulf*. In: Anglo-Saxon England 28 (1999), 23-42.
- Gneuss, Helmut: Guide to the editing and preparation of texts for the Dictionary of Old English. In: The Editing of Old English. Papers from the 1990 Manchester Conference. Hrsg. von D.G. Scragg und Paul E. Szarmach. Cambridge 1994, 7-26.
- Gneuss, Helmut: Origin and Provenance of Anglo-Saxon Manuscripts. The Case of Cotton Tiberius A. III. In: Of the Making of Books. Medieval Manuscripts, their Scribes and Readers. Essays Presented to M. B. Parkes. Hrsg. von Malcom B. Parkes, Pamela Robinson und Rikvah Zim. Aldershot 1997, 13-48.
- Grein, Christian und Richard Wülker: Bibliothek der angelsächsischen Poesie. Die Verceller Handschrift, die Handschrift des Cambridger Corpus Christi Collegs CCI, die Gedichte der sogen. Cædmonhandschrift, Judith, der Hymnus Caedmons, Heiligenkalender nebst kleineren geistlichen Dichtungen. Bd. 2. Kassel, Göttingen 1858.
- Gretsch, Mechthild: In Search of Standard Old English. In: Bookmarks from the Past. Studies in Early English Language and Literature in Honour of Helmut Gneuss. Hrsg. von: Helmut Gneuss, Lucia Kornexl und Ursula Lenker. Frankfurt a.M. 2003, 33-67. (=Münchener Universitätsschriften. Texte und Untersuchungen zur englischen Philologie 30)
- Grimm, Jacob: Deutsche Grammatik. Göttingen 1822. Grimm, Jacob: Andreas und Elene. Kassel 1840.
- Hickes, George et. al. (Hrsg.): Linguarum vett. septentrionalum thesaurus. Grammatico-criticus et archaeologicus. Bd. 2. Oxford 1705.
- Humboldt, Wilhelm v.: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin 1836.
- Hussey, Matthew T. und John D. Niles (Hrsg.): The Genesis of Books. Studies in the Scribal Culture of Medieval England in Honour of A. N. Doane. Turnhout 2011. (=Studies in the Early Middle Ages 9)
- Irvine, Martin: The Making of Textual Culture. 'Grammatica' and Literary Theory 350-1100. Cambridge 1994.
- Irvine, Susan: Adam or Christ. A Pronominal Pun in the Dream of the Rood. In: The Review of English Studies 48 (1997), Heft 192, 433-447.
- Ker, N. R.: C. Maier's transcript of the Vercelli Book. In: Medium Ævum 19 (1950), 17-25.
- Kiernan, Kevin (Hrsg.): Electronic Beowulf. London 2013.
- Krapp, George P. und Elliot van Kirk Dobbie (Hrsg.): The Exeter Book. New York 1936. (=Anglo-Saxon Poetic Records 3)
- Lapidge, Michael: Textual Criticism and the Literature of Anglo-Saxon England. In: Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester 73 (1991), Heft 1, 17-45.

- Lapidge, Michael: On the Emendation of Old English Texts. In: The Editing of Old English. Papers from the 1990 Manchester Conference. Hrsg. von D.G. Scragg und Paul E. Szarmach. Cambridge 1994, 53-67.
- Lerer, Seth: Error and the Academic Self. The Scholarly Imagination, Medieval to Modern. New York 2002.
- Luo, Shu-han: Prosody and Literary Play. A Metrical Study of the Exeter Book Riddles. Unpublished MSt thesis, University of Oxford, 2011.
- O'Brien O'Keefe, Katherine: Editing the Material Text. In: The Editing of Old English. Papers from the 1990 Manchester Conference. Hrsg. von D.G. Scragg und Paul E. Szarmach. Cambridge 1994, 147-154.
- Orchard, Andy: A critical companion to Beowulf. Woodbridge [u.a.] 2003.
- Orchard, Andy: Intoxication, Fornication, and Multiplication. The burgeoning text of Genesis A. In: Text, Image, Interpretation. Studies in Anglo-Saxon Literature and its Insular Context in Honour of Éamon Ó Carragáin. Hrsg. von: A. J. Minnis und Jane Roberts. Turnhout 2007, 333-354. (=Studies in the Early Middle Ages 18)
- diPaolo Healey, Antonette, John Price Wilkin und Xin Xiang (Hrsg.): Dictionary of Old English Web Corpus. Toronto 2009.
- Parkes, Malcolm B.: *Rædan, areccan, smeagan*. How the Anglo-Saxons read. In: Anglo-Saxon England 26 (1997), 1-22.
- Robinson, Fred: The Significance of Names in Old English Literature. In: Anglia 86 (1968), 14-58.
- Rudolf, Winfried: The Homiliary of Angers. In: Anglo-Saxon England 39 (2011), 163-192.
- Rudolf, Winfried: Riddling and Reading. Iconicity and Logogriffs in Exeter Book *Riddles* 23 and 45. In: Anglia 130 (2012), Heft 4, 499-525.
- Schaefer, Ursula: Von Schreibern, Philologen und anderen Schurken. Bemerkungen zu *New Philology* und *New Medievalism* in den USA. In: Das Mittelalter 5 (2000), Heft 1, 69-81.
- Scragg, Donald: Dating and style in Old English composite homilies. Cambridge 1998. (=H.M. Chadwick Memorial Lectures 9)
- Sievers, Eduard: Der Heliand und die angelsächsische Genesis. Halle 1875. Sievers, Eduard: Altgermanische Metrik. Halle 1893.
- Sisam, Celia: The Vercelli Book. A late tenth-century manuscript containing prose and verse. Copenhagen 1976. (=Early English manuscripts in facsimile 19)
- Stanley, E. G.: The Wonder of Creation. A New Edition and Translation, with Discussion of Problems. In: Anglia 131 (2013), Heft 4, 7-40.
- Stokes, Peter: The Problem of Grade in English Vernacular Minuscule c. 1060 to 1220. In: Producing and Using English Manuscripts in the Post-Conquest Period. Hrsg. von Elaine Treharne, Orietta da Rold, and Mary Swan. Turnout 2011, 23-47. (=New Medieval Literatures 13)
- Thorpe, Benjamin (Hrsg.): Codex Exoniensis. A collection of Anglo-Saxon Poetry, from a Manuscript in the Library of the Dean and Chapter of Exeter. London 1842.

- Timofeeva, Olga: Anglo-Latin Bilingualism before 1066. Prospects and Limitations. In: Interfaces between Language and Culture in Medieval England. A Festschrift for Matti Kilpiö. Hrsg. von Alaric Hall, Olga Timofeeva, Ágnes Kiricsi, und Bethany Fox. Leiden 2010, 1-36.
- Tupper, Frederick: The Riddles of the Exeter Book. Boston 1910.
- Verner, Karl: Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung. Zur Ablautsfrage. Berlin 1877.
- Zangemeister, Karl und Wilhelm Braune: Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung, aus der Bibliotheca Palatina. In: Neue Heidelberger Jahrbücher 4 (1894), 205-294.
- Žižek, Slavoj : The Sublime Object of Ideology. London 1989. Zumthor, Paul: Essai de poétique médiévale. Paris 1972.

Maria Grazia Cammarota

On the readability of the critical edition

Much has already been written about the precarious balance between the conflicting claims of the two poles of critical editions: the medieval text at one end and the modern reader at the other. Nonetheless, my intention is to stimulate a new debate over this old issue, because the dividing line between what is readable and what is not is far from being a sharp and definite one: in fact, I think that in the present cultural climate we might well leave a larger space to the peculiar aspects of medieval texts without seriously reducing their comprehension on the part of the modern reader.

I would like to suggest some reflections on this issue from different points of view, which correspond to my own experience in different roles: I am a specialist user when I read texts in Old English or in Old and Middle German; I am a non-specialist user when I read works belonging to other medieval traditions; I am an editor of medieval German texts;¹ and I am a teacher who uses critical editions in academic courses in Germanic Philology. From all these perspectives I have had to deal with readability, and I cannot but agree with the fact that it is undoubtedly a fundamental feature of the critical edition. Indeed, the basic role of editing is to make an old text available to modern readers. Only experts preparing an edition or studying a particular aspect of a medieval writing will have a manuscript or a facsimile in their hands, while all the others (specialists and non-specialists) need accessible texts, and will require reliability, accuracy, clarity, and user-friendliness at the same time. Now, given that readability is an essential aspect of a critical edition, the question is whether it can be ‘measured’ or defined in any objective way. I think that prescriptive, or even ‘dogmatic’, statements about editorial practice – as can be found in some handbooks, in introductions to critical editions, and mainly in reviews – tend to obscure the complexity of the issue. Labelling the use of some orthographic and paragraphematic² marks as a must or viceversa as an obstacle to the understanding of a work means that readability is taken as an absolute value, whereas it is a relative concept, which depends on a number of factors and may change over time. Let us consider some examples.

Different philological traditions have devised different solutions for the same manuscript element. Since the 1950s, Romance philologists have been

¹ I have published the songs by the Minnesinger Tannhäuser collected in the Manesse Codex (Cammarota 2006) and Freidank’s *Akkonsprüche*, that is *Gnomic verses about Acre* (Cammarota 2011).

² This term (introduced by the Italian philologist Arrigo Castellani) defines the apparatus used to integrate what is expressed through graphemes; it includes punctuation marks, accents, capital letters, word spacing and line division, the use of particular styles (italic, boldface etc.).

using and recommending an elevated point between an enclitic particle and the preceding word instead of the manuscript graphic unit. In his 2010 book on the aims and the fundamental principles of a critical edition, Pietro Beltrami shows the stages of editorial work on the basis of a song by Guillaume IX d'Aquitaine, *Farai chansoneta nueva*, and explains that manuscript *em* (contracted form of *e* and *mi*) is to be written as *e·m* (Beltrami 108). This practice is so common that it does not require an explanation in the introductory pages of critical editions. And yet, the elevated point is a mark that does not belong to the typographical conventions of present-day texts, nor is it used by medieval scribes for this kind of contractions. It is not a conventional sign adopted by Germanic philologists either: in analogous cases of contraction, the manuscript forms are normally retained, as for Middle High German *ichs*, which can stand for either *ich si* or *ich es*. Therefore, the elevated point used for this purpose is peculiar to Romance philology, and a non-specialist reader, like me, may not recognize its function immediately. We could define this mark as obscure, foreignizing, or simply not user-friendly for a wider readership, but on the contrary it figures in guides to editing among other interventions intended to assure readability.

Diverging practices can be observed in the treatment of spelling for texts belonging to different periods. In the case of Old English and Old German writings, which are normally transmitted by only one witness, the prevailing attitude is very conservative.³ In editions of the *Ludwigslied*, for example, the mixture of dialects and the co-existence of different spellings for the same sound are kept and made object of analysis.⁴ By contrast, when presenting Middle High German texts, whether surviving in one manuscript or in multiple copies, it is customary to eliminate orthographic variation and to introduce the so-called *Normalmittelhochdeutsch*. This is a system elaborated in the first half of the 19th century in order to ‘reconstruct’ the literary courtly language that German poets allegedly employed in the 12th and 13th century, and which copyists did not preserve.⁵ As is well known, though, the existence of such unified written language was already questioned in the 19th century, in particular by Hermann Paul. Even if the practice of normalization has been increasingly criticized in more recent years,⁶ most editors still resort to the Normal Middle High German system with a different aim, that is to meet the requirements of

³ As regards Old English, the conservative treatment of spelling is recommended by Gneuss (1973, 17): “Normalization may be useful and perfectly legitimate in texts printed for classroom use, but has no place in a standard edition”.

⁴ The language of the poem is largely Rheinisch-Franconian, but with some features of Middle and Low Franconian. An example of different spellings is the treatment of /ts/, which is represented by <cz> in *czala*, l. 8, and by <c> in *cebanton* / *ce banton*, l. 53. See the editions by Braune/Ebbinghaus (136-137) and Müller (72-76).

⁵ Normalization of the highly variable spelling of texts composed around 1200 is a practice that started with the editions published by Lachmann. For a brief discussion of this complex issue, see Penzl (17) and Bein (20).

⁶ However, it also has defenders, in particular Stackmann (xiii).

ordinary readers, who might be confused by varieties of forms and have difficulty in consulting glossaries and grammars,⁷ which are based on editions of the 19th c.⁸ Therefore, producing a legible text is of primary importance for the works of the classical MHG period, which are consequently presented in a largely artificial language; it is less important for Old English and Old German texts, in which case a certain degree of readability can be sacrificed in favor of a faithful recording of scribal orthographical variants.

Diversity can also be observed within the same period and the same cultural tradition, and arises from subjective attitudes to editorial theory and practice. This can be easily verified in anthologies that collect texts quoted from different editions (each based on different editorial principles), and when comparing two or more editions of the same work. In the case of Ælfric's homilies, for instance, they fluctuate between preservation of manuscript punctuation⁹ and introduction of modern punctuation.¹⁰

These examples may suffice to show that the modern reader is presented on many occasions and for different reasons with a wide variety of solutions regarding the presentation of a medieval work. We can therefore state, as a starting point for the following considerations, that legibility is not an absolute value, and that uniformity of practice, valid for all kinds of texts, does not exist, and, I would like to add, is not even desirable. Each text demands its own method of editing, which cannot be made dependent on preconceived ideas on readability. And preconceived ideas on readability should not discourage editorial experiments with layout, punctuation, spelling, accents, capital letters, compounds, and other elements characterizing a work from the past to be presented to the modern readership.

If we accept that the dividing line between what is user-friendly and what is not cannot be established dogmatically, then we can look at the possible advantages of some untraditional editorial principles. In fact, changes both in theory and practice over the last decades have shown that preservation of certain scribal indications can improve insight into medieval texts.

⁷ For a recent edition, see Wachinger (613): in his anthology of German poems of the late Middle Ages, he explains that *Normalmittelhochdeutsch* is historically problematic, but practically useful, since it can be found in grammars and glossaries: “[...] das (historisch problematische, praktisch gleichwohl hilfreiche) sogenannte Normalmittelhochdeutsche der Grammatiken und Lexika”. He therefore normalizes the spelling of the texts for the sake of readability: “der besseren Lesbarkeit zuliebe”.

⁸ For the circularity involved in this process, see Bein (35-39).

⁹ See Skeat's edition, published in the years 1881-1895, and, one century later, the one by Clemoes and Godden.

¹⁰ Modern punctuation is used in Pope's edition (dated 1967-68) and in the online edition of three homilies contained in the *Lives of Saints* published by Lee in 1999.

It is instructive to recall the opinions on punctuation expressed by Helmut Gneuss in the course of time. In 1973 he published a *Guide to the Editing and Preparation of Texts for the Dictionary of Old English*, which was reprinted with some relevant revision in 1994 in a volume entitled *The Editing of Old English Texts*, edited by Scragg and Szarmach. In the first version Gneuss recommends the use of modern conventions (1973, 18):

Punctuation

This should normally be modern and not that of the MS.

Punctuation is a field in which modernization is still the prevailing practice both in Germanic and in French philological traditions, in spite of the present climate of conservatism. In their introductions, editors normally remark that they have printed the old text following modern use, without adding any comment or explanation for this choice. In some handbooks, modernization is recommended as absolutely necessary for the modern reader. Diverging solutions are often judged negatively, mainly because they are not user-friendly. But other reasons have also been suggested: preservation of manuscript details is seen as a paleographical scruple from which little benefit can be gained for the interpretation; it has been maintained that recording the minutiae of scribal habits is not even useful for the expert, who will have to consult the manuscript in any case; we can finally find some particularly severe opinions, labeling conservatism as a lack of responsibility on the part of the editor, whose task is to make decisions and give guidance to readers.

In the 1994 version of his *Guide*, Helmut Gneuss reasserts his preference for modern punctuation as a very essential help for readers, but he acknowledges that some major changes have taken place in the intervening twenty years, and recognizes the possible advantages of a conservative editorial practice (1994, 8):¹¹

More important are a few points on which my views – and certainly those of other scholars – tend to be less certain than they were in 1972. I should still prefer Old English texts to be provided with modern capitalization and punctuation, but it has to be admitted that an edition of Old English homilies that preserves the manuscript punctuation has much to recommend it, as can be seen from Malcolm Godden's *Ælfric's Catholic Homilies: The Second Series*, EETS ss 5 (London, 1979). Similarly, there is something to be said for reproducing manuscript accents; students of historical phonology and grammar would no doubt be grateful for their inclusion.

Here reference is made to the edition of *Ælfric's Catholic Homilies* published by Clemoes / Godden in 1979, in which manuscript points are faithfully recorded. In a previous essay (*Old English*, 1977), Godden had highlighted the need for new editions that supply material for a further understanding of Anglo-Saxon

¹¹ Gneuss expresses a similar opinion again in his article of 1998 (134 ff.).

culture, and had warned about ignoring scribal indications. As regards the traditional practice of eliminating manuscript points, he wrote (p. 19):

The omission is particularly disturbing because it represents a deficiency which the interested reader cannot supply himself by consulting a facsimile or microfilm: often only the ink colour distinguishes original punctuation marks from later additions, and only the manuscript itself provides evidence of that nature. In some manuscripts punctuation may be eccentric and unhelpful, but in others it has considerable bearing on the difficult problem of Old English syntax and sentence structure.

The decision to omit the original punctuation means therefore depriving the user of elements that might – at least in some cases – prove relevant to an understanding of textual problems, such as syntax. Thus, the work of the editor is not entirely transmitted to the specialist, who is forced to turn to the autoptic examination of the manuscript to gain the necessary information.

Since the 1970s, voices in favor of a more conservative outlook have considerably increased. Also specialists of other disciplines, in particular linguists and lexicographers, have pleaded for critical editions that preserve the linguistic reality of manuscripts. We can mention the linguist Herbert Penzl. In his grammar of Middle High German dialects (1989), he directed attention to the limits of normalization as usually practiced in critical editions, which eliminate regional peculiarities and replace them with an artificial standard language. Moreover, Middle High German texts contained in copies dating from the 14th and 15th centuries are traditionally re-written according to the set of conventions established by scholars for literary texts of the classical Middle High German (the above mentioned *Normalmittelhochdeutsch*), but in this process the differences between the dialect of the author and the dialect of the scribe get lost, making diachronic study of dialects more difficult (Penzl 25-26):

Am schwierigsten für die sprachliche Analyse sind die “kritischen” Ausgaben [...]. Die teilweise oder gänzlich “normalisierte” Umschrift der mhd. Handschriftenüberlieferung erschwert die Erkenntnis der dialektischen Züge in den Texten. [...] Bei der häufigen Überlieferung mhd. Texte in nichtzeitgenössischen, oft ausgesprochen frühmhd. Hss. geht bei der Umschrift in das klassische Mhd. oft diachronisches Vergleichsmaterial zwischen dem Dialekt des Autors und dem Dialekt des Schreibers verloren.

Attention to the reality of the manuscript is therefore important for linguistic studies; but we can add that the linguistic mixing delivered to us by manuscripts is a significant feature of a medieval work in itself. I would like to recall Cesare Segre, and the notion of diasystem he borrowed from linguistics and applied to literary theory: as the eminent scholar argued, “what counts is to be able to detect the various voices which overlap in a text”, for in the process of

transcription the copyist is never passive.¹² By contrast, the traditional practice of rewriting a medieval German text that exists only in a late copy (and therefore displays language features of Early Modern High German) as a work of the 12th or 13th century inevitably conceals this diasystem, thus reducing the possibility for further investigation on the historical evolution of the text, on the reason why some works (or parts of them) are extant only in late manuscripts, and on the way different scribes recreated the pre-existent text for their audiences. An example drawn from the *Bescheidenheit* by the didactic poet Freidank (first half of the 13th century) may illustrate this point. When we read the text in Bezenberger's edition (1872), and in the more recent books that quote this edition, we get the impression that the section commenting the events of the crusading expedition organized by Emperor Frederick II (the so-called *Akkonsprüche*) is preserved in a large number of copies, like most other sections of the *Bescheidenheit*, and was therefore as popular as the rest of this collection of gnomic verses. The expert reader looking for information about the witnesses transmitting this section will turn to the critical apparatus offered by Bezenberger (an apparatus that inevitably 'disappears' when the text is quoted in anthologies or commented upon in secondary literature). But even the critical apparatus supplies incomplete, deceiving information (p. 208): "der ganze abschnitt bis auf wenige zeilen, die nicht hinein gehören, nur in A N O". Thus Bezenberger informs us that "the whole section" about Acre, with the exception of a few lines that are not really part of it, is extant in three manuscripts (known with the letters A, N, and O). Only by scrutinizing the manuscripts is it possible to realize that in fact A, the oldest witness (end of the 13th c.), preserves about one third of the section, while the greater part of it is extant exclusively in N and O, which date from the end of the 14th or the beginning of the 15th century, belonging therefore to the Early New High German phase. The edited text is all re-written by Bezenberger in a uniform Middle High German language, and there are no other indications for the reader to recognize the verses that are taken from the later copies. Freidank scholarship has thus not focused on important questions raised by the history of the text: why did the scribe of A (the nearest to the historical facts) select only some lines, and why did he leave out in particular those lines uttering political comments on the Pope and the Emperor? Are these comments present only in N and O a later addition or can they be ascribed to Freidank? What are the different meanings each version receives as a consequence of its rewriting process? Why was the section about Acre excluded by most copyists of the *Bescheidenheit*? A different way of presenting the text (for instance, marking the lines that are not attested in A, or preserving the language characteristics of the lines taken from N) would have probably encouraged scholars to deal with such

¹² "Quello che conta è riuscire a individuare le varie voci che si sovrappongono nel testo" (Segre 44).

interpretative issues.¹³ A little amount of readability would have been sacrificed in favor of a higher amount of information.

As mentioned above, in recent decades the use of manuscript punctuation has received increasing attention by scholars of Old English. More specifically, since 1980 the use of modern convention has been repeatedly and vigorously challenged by Bruce Mitchell. As the title of his main essay on this subject clearly shows (*The Dangers of Disguise: Old English Texts in Modern Punctuation*), Mitchell contends that the imposition of modern graphic devices on the products of manuscript culture is not only unsuitable and irrelevant, but even misleading, because it “is concerned with modern English as a written rather than as a spoken language” (Mitchell 385). Modern punctuation, which has a syntactical function, ‘disguises’ the characteristics of texts that are closer to speech, and thus it can inhibit and even distort literary appreciation. Indeed, modern punctuation does not permit to adequately appreciate the syntax and the style of Old English, that is the ambiguity and the multiplicity of grammatical relationships inherent in Anglo-Saxon literature. Ten years later this aspect of medieval works was thoroughly addressed by Katherine O’Brien O’Keeffe. In her volume *Visible Song*, she has shown that medieval textuality reflects the oral-based literacy of the scribes, so that the physical arrangement of a text on a page is “a crucial constituent of its meaning” (p. 75). This is valid for manuscript punctuation as well as for other elements of a text. The point has been developed by Doane, who stresses the pertinence of the text-features to the criticism of the medieval text: “I would go further than she [O’Brien O’Keeffe] does, and suggest that these irregular text-features parallel and ‘literally’ imitate features of speech that modern textuality does not formally mark, such as rhetorical pauses, rhetorical word-stress and variations of pitch and loudness” (p. 49). These characteristics of medieval vernacular works are largely concealed by the use of modern conventions.

It is worth reflecting on the limited success of Mitchell’s system among Anglo-Saxonists. For the most, it has been neglected,¹⁴ thus showing that it is certainly not easy to overcome traditional practices and the constraints imposed by our familiarity with the printed book, with the idea of a written text meant to be read. Mitchell had to come to terms with the fact that the scholarly community was not ready for experimentation in this field, and for this reason his edition of *Beowulf* – published with Robinson in 1998 (*Beowulf. An Edition*) – keeps to the usual policy of modernization and user-friendliness. Modern punctuation is thus introduced “to help those approaching *Beowulf* for the first time” (p. 141). Two years later, though, Mitchell and Irvine decided to swim “against a very powerful current” (Mitchell / Irvine 6) and to adopt the new system in their new edition of the Anglo-Saxon poem (*Beowulf. Repunctuated*,

¹³ For a wider discussion, see Cammarota (2009, 231-239) and Cammarota (2011, 39-48).

¹⁴ The reception of Mitchell’s proposal of a new punctuation system is summarized and commented by Mitchell/Irvine (1-8).

2000). The basic principle of the new system (a revised version of the one proposed before) is a very simple one: “No punctuation where the sense is clear without any” (p. 26). As regards marks of punctuation, the most important rules can be thus summarized: the point (.) is used only seldom, to indicate a definite pause; an elevated point (·) indicates a pause which may vary between today’s comma and full stop; the comma is used within clauses and when it is needed to make the sense clear. This system is not meant to preserve the marks recorded in the manuscript, and therefore it differs from the conservative approach of Skeat and Clemons / Godden in their editions of Ælfric’s homilies. And it is to be specified that this system, like any other form of rewriting, necessarily entails a certain degree of interpretation, and does not eliminate subjectivity.¹⁵ Mitchell and Irvine are well aware of this: “We admit that, as with all punctuation, a subjective element must influence those attempting to identify or distinguish individual verse paragraphs” (p. 8). The important aim of this new system, then, is to highlight some peculiarities of Old English poetic diction that modern punctuation is not able to reveal: fluidity, openness, ambiguity. In *Beowulf*, the frequent *apo koinou* constructions do not permit to delimit sentences clearly; pronouns may have more than one reference; and it is not always possible to determine the meaning and function of grammatically ambiguous words, such as *ða* (adverb or conjunction) and forms of *se* (demonstratives or relative pronouns). For all these cases, modern punctuation forces clearness and eliminates ambiguity. We can compare lines 739-742a in the edition by Mitchell/Irvine (2000) and by Klaeber (1954):

739	Nē þæt se aglǣca yldan þohte	Nē þæt se aglǣca yldan þohte,
740	ac hē gefēng hraðe forman siðe	ac hē gefēng hraðe forman siðe
741	slæpendne rinc slāt unwearnum ·	slæpendne rinc, slāt unwearnum,
742	bāt bānlocan ·	bāt bānlocan,

Here, for example, no punctuation is introduced by Mitchell and Irvine after the first and second verse, since the end-line division is in itself a sign indicating a pause. An elevated point after l. 741b and 742a serves the purpose to mark off the two clauses (a clause being “a grammatical construction intermediate between a sentence and a phrase” (Mitchell/Irvine 27). Particularly interesting is the lack of punctuation after *slæpendne rinc* (l. 741a), so as to show the *apo koinou* construction, with the accusative standing as a *koinon* of the two verbs *gefēng* and *slāt*. In Klaeber’s edition, instead, *slæpendne rinc* is the object of the verb *gefēng* in the previous line, but is separated from the following verb by a comma. Whereas one edition forces the reader to make an effort in order to appreciate the ambiguity and the openness of Anglo-Saxon poetic diction, the other provides a more easily accessible text, passing over the problem. We will come back to this point later on. Now I would like to call attention to the fact that

¹⁵ On the role of interpretation in any form of edition, see Cammarota (2009). Interesting examples of the various interpretations of *Beowulf* delivered by editorial use of exclamation marks are offered by Weiskott (2012).

The role of translation in a critical edition is another matter of debate among scholars, especially Anglo-Saxonists.¹⁹ Some believe that it prevents students from developing knowledge of the original language, and are in favour of glossaries at the most. This attitude is reflected for example in the EETS series, in which the Old English texts are presented without translations. But some other scholars lament the omission of such a useful guide to the comprehension of the medieval text. Magennis (117) considers the lack of translation as an obstacle to the teaching of Old English texts; Irving (15) suggests that students should compare several versions of the same work, or produce their own, in order to learn about Old English language and the nature of poetry; and Gneuss (1998, 131) views translation also as the means by which it is possible to understand how the editor has interpreted some ambiguous passages of the text. Considering the issue from my experience as non-expert reader of works from different cultural traditions, I appreciate those editions that provide a translation of a text that I cannot access in the original. From the point of view of an expert reader of texts of the Germanic tradition, I appreciate new translations of the same text for their meta-textual function, that is as acts of criticism on the source text. For all these reasons, I believe that translation performs a vital service for all typologies of readers. And I think that thanks to the presence of a translation, the critical edition has a better opportunity to represent the features of the transmitted text in a more faithful way.

When I started planning a critical edition of the corpus of lyrics ascribed to Tannhäuser in the Manesse Codex, I was influenced by the model provided by Mitchell and Irvine as well as by the experience deriving from the academic use of Brunetti's book on *Beowulf*, which convinced me that unusual punctuation is not a major problem for students approaching medieval poetry for the first time. So, I decided to punctuate minimally, and opted for a mixed system. Modern punctuation is sporadically introduced within a line, in order to distinguish some alternative readings. For example, in the verse "*Mine friunde, helfent mir*" ("My friends, help me!"), the comma indicates that in my view *Mine friunde* is a Vocative followed by the Imperative instead of a Nominative with the Indicative (third person plural), which is another possible interpretation of the line, as implied by Singer in his 1922 edition: "*Mine friunde helfen mir*".²⁰ Deviation from the common procedure regards the preservation of the so-called *Reimpunkte*, the elevated points used by the scribe. This is how the first stanza of the so-called *Crusade Song* appears in my edition (2006, 250):

Wol im, der nû beissen sol ·
ze Pülle ûf dem gevilde ·
der birset, dem ist dâ mit wol ·
der siht sô vil von wilde ·

¹⁹ German and Italian critical editions are for the most part accompanied by a facing translation.

²⁰ Verse 11 of the VIII lyric (Cammarota 2006, 214 and n. 2, p. 216).

5. sumeliche gânt zen brunnen ·
die andern rîtent schowen ·
der fröide ist mir zerunnen ·
das bannet man bî den frowen ·
des darf man mich niht zîhen · ich beisse ouch niht mit winden ·
10. in beize ouch niht mit valken · in mag niht fûhse gelâgen ·
man siht ouch mich niht volgen · nâch hirzen und nâch hinden ·
mich darf ouch nieman zîhen · von rôsen schappel tragen ·
man darf ouch mîn niht warten ·
dâ stêt der grüene klê ·
15. noch suochen in dien garten ·
bî wolgetânen kinden · ich swebe ûf dem sê ·

It does not seem to me that the presence of the *Reimpunkte* is particularly confusing, because caesuras and the end of a verse line already serve as paragraphematic signs of pause, as we have seen before. It is certainly not a difficulty for German philologists, who are by definition familiar with scribal practices; all the others – students, ordinary readers, scholars of other disciplines – can find a guide to the sentence structure in the translation and in the commentary notes. If we admit that *Reimpunkte* do not seriously disrupt reading, then we can consider the possible advantages of their preservation, which is not meant to be sterile philological pedantry.

In the first place, recording the *Reimpunkte*, along with orthographic variability and some other scribal features, may give students and ordinary readers the opportunity to perceive as many differences as possible between a text belonging to a distant past and a present-day text. It is obviously impossible for modern readers to encounter the medieval work in the way it was experienced by the original audience and readers; however, they might encounter it in a way closer to the experience of the scholar who has read the manuscript. Non-specialists may thus develop an awareness of forms of textuality other than the ones they have been used to. Then, although it is true that manuscript punctuation is unsystematic, I still think that it may provide some useful information for the expert reader. As a matter of fact, there is no general consensus on the metrical structure of this crusade song.²¹ The text has been divided into 21 short verses; into ten long lines and one short verse; or into a more complex structure, which consists of a combination of 16 lines of different length. The criteria underlying these diverging metrical choices are not always made explicit, so that the modern audience is presented with a hypothesis of layout which has all the appearance of representing the authentic work, as if the poet himself had written down the poem for us in the way it is printed by every different editor. By contrast, the use of *Reimpunkte* should clearly show that the metrical structure provided (and explained in the Introduction of the

²¹ For the choices made by previous editors (Singer 1922, Siebert 1934, Kühnel 1993, Wachinger 2006), see Cammarota (2006, 256).

book, 2006, 75-76) is mainly based on scribal indication: in this stanza the distribution of the elevated points corresponds in almost all verses with the rhyme scheme (abab, cdcd, efef, ghgh). Furthermore, calling attention to this palaeographic feature may also lead the interested reader to verify the hypothesis, suggested by some scholars, of an intertextual relationship between this song and Walther's *Elegy*. Indeed, the lack of *Reimpunkte* in lines 9-12 may be evidence of the fact that the scribe meant them to be long lines, similar to the archaic long line with a caesura in the middle chosen by Walther for his *Elegy*.²² This formal similarity, together with other evidence, can lead to the conclusion that Tannhäuser's *Crusade Song* deliberately recalls Walther's poem with the aim to undermine his idealism about crusades (Cammarota 2005). In any case, the presence of the *Reimpunkte* is a piece of information transmitted to the user of the critical edition, who may (or may not) find it useful for further research on the poem, on its metrical structure, on its punctuation system, or on any other problem that the *Reimpunkte* may suggest.

Considering the matter as a user of critical editions, I particularly value those that are rich in information at different levels, and I think that the omission of most details of the manuscript page is too high a price paid to readability. The presence of more information than what is usually supplied in editions excessively catering for readability is a potential advantage, because it can encourage discussion on new aspects of the transmitted text, and it can suggest new interpretative paths. Research is a collective effort and a critical edition is also an instrument delivered to other scholars for further investigation. A philologist who can count on a highly informative edition, that is an edition that does not obscure or iron out the peculiarities of a medieval work in the interest of readability, may profit from the work done by the editor, and may be stimulated to focus attention on details and problems that the editor has not explored. Of course, those details will have to be verified by autoptic analysis of the codices. But this obvious step of philological work cannot be a reason to justify the elimination of certain characteristics of a medieval work in critical editions, which, I would like to stress again, are meant also (if not mainly) for scholars.

Finally, I believe that a more conservative approach can also serve pedagogical aims. The typical critical edition requires knowledge of the language and cultural context of a work on the part of the modern reader. Unusual punctuation, accents, variety of spelling, and the like are not more difficult than other aspects of a medieval work; and we cannot view the form in which texts appear in manuscripts as not relevant for the general significance of a cultural tradition. Moreover, if university students are provided with simplified books *ad usum delphini*, they do not have the opportunity to develop awareness of the complex issues inherent in a research field, and of the existence of problems

²² This hypothesis has been suggested by some scholars and developed by Cammarota (2005).

that are still unresolved. This point has been convincingly made by Penzl (27) with reference to the grammar of medieval German:

Aber gerade einem noch nicht ganz fachkundigen Leser sollte nie verschwiegen werden, was im Fache als feststehend gilt, was unsicher bleibt, wo noch die Lösung aussteht und wo die einschlägigen Handbücher sich zu widersprechen oder gar zu versagen scheinen.

As regards Old English literature, a similar opinion has been expressed by Roger Lass (23):

[...] the first real texts the student encounters should be presented unnormalized, or at worst with original and edited texts (lightly normalized, with vowel-length marked, and maybe even palatalization) on facing pages. [...] this way they come to experience the language with all its warts from the beginning, and in fact get some experience of what they are actually written in.

Turning to an example drawn from practice, the didactic goal of presenting students with a text that is not deprived of its problems and variety of forms is explicitly mentioned by Michael Schilling in the postword to his edition of Stricker's *Pfaffe Amis* (first half of the 13th c.) as transmitted in manuscript H (Heidelberg, cpg 341, ca. 1320-30). Among the reasons for his conservative attitude, Schilling draws attention to the need for students to encounter the medieval text in its otherness, also with regard to metrical, linguistic, and graphic variation (p. 204):

Und schließlich scheint es unter didaktischen Gesichtspunkten sinnvoll zu sein, die Andersartigkeit mittelalterlicher Literatur auch auf der Ebene metrischer, sprachlicher und orthographischer Varianzen vorzuführen.

To sum up, in my opinion there are two main reasons for transferring a few aspects of the physical information provided by manuscripts to the critical edition. As far as scholars are concerned, editions based on a more conservative attitude deliver more information, and may therefore give new impulse to further research paths. In the case of students and general readers, they may increase their awareness of different forms of textuality, and give them the opportunity to experience an old text in a way which may be close to the experience of the philologist who has analyzed the manuscript. A critical edition is a form of rewriting that shares some affinities with the translation process. If one of the aims of translation is to raise interest in the text in its original language, one of the aims of a critical edition may be to stimulate direct contact with a manuscript, and with the complex issues found in a text from a distant past and belonging to a remote semiotic universe. In the light of these affinities between the two forms of rewriting, I would like to conclude my observations by quoting two statements by the French theorist Antoine Berman, which in my opinion are quite suitable for editorial practice as well. In his book *La Traduction et la lettre ou l'Auberge du lointain* (1999), Berman acknowledges the importance of readability as an obvious requirement of translation: "Il est évident que le

traducteur doit aussi penser au public, ou, plus précisément, à la *lisibilité* de sa traduction”. But he also stresses the need for “education to the foreign”, and calls attention to the risks of manipulation that might be concealed in a translation (and, for our debate, in a critical edition) that primarily aims to please the readers (Berman 71-72):

Le traducteur qui traduit *pour* le public est amené à trahir l’original, à lui préférer son public, qu’il ne trahit d’ailleurs pas moins, puisqu’il présente une œuvre “arrangée”.

References

- Bein, Thomas: *Textkritik. Eine Einführung in Grundlagen der Edition altdeutscher Dichtung*. Göttingen 1990.
- Beltrami, Pietro G.: *A che serve un’edizione critica? Leggere i testi della letteratura romanza medievale*. Bologna 2010.
- Berman, Antoine: *La Traduction et la lettre ou l’Auberge du lointain*. Paris 1999.
- Bezzenger, Heinrich Ernst: *Fridankes Bescheidenheit*. Halle 1872 (rist. 1962).
- Braune, Wilhelm / Ebbinghaus, Ernst: *Althochdeutsches Lesebuch*. Tübingen 171994.
- Brunetti, Giuseppe: *Beowulf*. Roma 2003.
- Cammarota, Maria Grazia: *L’indignazione di un poeta-crociato. I versi gnomici di Freidank su Acri*. Roma 2011.
- Cammarota, Maria Grazia: *L’invisibilità dell’editore*. In: *Storicità del testo, storicità dell’edizione*. A cura di Fulvio Ferrari e Massimiliano Bampi. Trento 2009, 229-248. (=Labirinti 122)
- Cammarota, Maria Grazia: *Tannhäuser. Le liriche del Codice Manesse*. Edizione critica con traduzione a fronte, introduzione e note. Bergamo 2006.
- Cammarota, Maria Grazia: *Tannhäuser’s Crusade Song: A rewriting of Walther’s Elegy?* In: *The Garden of Crossing Paths: The Manipulation and Rewriting of Medieval Texts*. Ed. by Marina Buzzoni and Massimiliano Bampi. Venezia 2005, 95-118.
- Clemons, Peter: *Aelfric’s Catholic Homilies: The First Series*. Oxford 1997 (completed by Godden).
- Doane, Alger N.: *Spacing, Placing and Effacing: Scribal Textuality and Exeter Riddle 30 a/b*. In: *New Approaches to Editing Old English Verse*. Ed. by Sarah Larratt Keefer and Katherine O’Brien O’Keefe. Cambridge 1998, 45-65.
- Gneuss, Helmut: *Guide to the Editing and Preparation of Texts for the Dictionary of Old English*. In: *A Plan for the Dictionary of Old English*. Ed. by Roberta Frank and Angus Cameron. Toronto 1973, 9-24.
- Gneuss, Helmut: *Guide to the Editing and Preparation of Texts for the Dictionary of Old English*. In: *The Editing of Old English Texts*. Ed. by D. G. Scragg and Paul E. Szarmach. Oxford 1994, 7-26.
- Gneuss, Helmut: *Old English and Modern Readers. Notes on Editing and Textual Criticism*. In: *Words and Works. Studies in Medieval English Language and*

On the Readability of the Critical Edition

- Literature in Honour of Fred C. Robinson. Ed. by Peter S. Baker and Nicholas Howe. Toronto 1998, 127-141.
- Godden, Malcolm: *Aelfric's Catholic Homilies: The Second Series*, London and New York 1979.
- Godden, Malcolm: Old English. In: *Editing Medieval Texts. English, French, and Latin written in England*. Ed. by A.G. Rigg. 1977: 9-33.
- Irving, Edward B.: *Editing Old English Verse: The Ideal*. In: *New Approaches to Editing Old English Verse*. Ed. by Sarah Larratt Keefer and Katherine O'Brien O'Keefe. Cambridge 1998, 11-20.
- Klaeber, Friedrich: *Beowulf and The Fight at Finnsburg*. Boston ³1950.
- Lass, Roger: *Interpreting vs Disappearing: On Texts as Historical Objects*. In: *SELIM 3* (1993), 7-26.
- Lee, Stuart Dermot: *Ælfric's Homilies on Judith, Esther, and the Maccabees*. 1999 (on-line edition: <<http://users.ox.ac.uk/~stuart/kings/>>).
- Magennis, Hugh: *Old English Texts for student use*. In: *The Editing of Old English Texts*, Ed. by D. G. Scragg and Paul E. Szarmach. Oxford 1994, 115-123.
- Mitchell, Bruce / Irvine, Susan: *Beowulf Repunctuated*. In: *Old English Newsletter, Subsidia*, Vol. 29 (2000), 1-137.
- Mitchell, Bruce/ Robinson, Robinson: *Beowulf. An Edition*. Oxford 1998.
- Mitchell, Bruce: *The Dangers of Disguise: Old English Texts in Modern Punctuation*. In: *The Review of Old English Studies*, Vol. 31, n. 124 (1980), 385-413.
- Müller, Stephan: *Althochdeutsche Literatur. Eine kommentierte Anthologie. Althochdeutsch / Neuhochdeutsch. Altniederdeutsch / Neuhochdeutsch*. Stuttgart 2007.
- O' Brien O'Keefe, Katherine: *Visible Song. Transitional Literacy in Old English Verse*. Cambridge 1990.
- Paul, Hermann: *Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?* Halle/S. 1873.
- Penzl, Herbert: *Mittelhochdeutsch. Eine Einführung in die Dialekte*. Bern 1989.
- Pope, John C.: *Homilies of Ælfric. A Supplementary Collection*. London-New York-Toronto 1967-68.
- Schilling, Michael: *Der Stricker. Der Pfaffe Amis. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Nach der Heidelberger Handschrift cpg 341. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Michael Schilling*. Stuttgart 1994.
- Segre, Cesare: *La natura del testo e la prassi ecdotica*. In: *AAVV., La critica del testo. Problemi di metodo ed esperienza di lavoro*. Roma 1985, 25-44.
- Skeat, Walter W.: *Ælfric's Lives of Saints*, London, Trübner 1881-1895 (repr. 1966, 2 volumes, London-New York-Toronto, OUP).
- Stackmann, Karl: *Kudrun. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch*, Tübingen 2000.
- Wachinger, Burghart: *Deutsche Lyrik des späten Mittelalters*. Berlin 2010.
- Weiskott, Eric: *Making Beowulf Scream: Exclamation and the Punctuation of Old English Poetry*. In: *Journal of English and Germanic Philology* 111,1 (2012), 25-41.
- Wyatt, Alfred John: *Beowulf*. Cambridge 1894.

Georg Hofer

Zur Arbeit am Teufelsnetz

Die Frage nach der adäquaten Präsentation von Texten, die in mehreren voneinander abweichenden Überlieferungsträgern vorliegen, beschäftigt die Editionsphilologie seit ihren Anfängen. Da handschriftlich tradierte Werke von einer breiten Leserschaft ‚nur‘ über die von Editor/-innen bearbeiteten Ausgaben rezipiert werden, kommt den Fragestellungen danach, wie ein Werk am ‚besten‘ lesbar gemacht werden kann, vor allem mit Blick auf eine weiterführende literatur- und kulturwissenschaftliche Beschäftigung jenseits ausschließlich philologischer Fragestellungen, enorme Bedeutung zu. Diesen (zugegeben sehr allgemeinen) Befund unterstreicht der Blick auf die Forschungsliteratur zur anonym überlieferten spätmittelalterlichen Moraldidaxe *Des Teufels Netz/Des Tiifels Segi*, die sich über weite Strecken immer wieder an der proklamierten Unzulänglichkeit der 1863 vom fürstlich-fürstenbergischen Hofbibliothekar Karl August Barack vorgelegten Edition des Werkes abarbeitete, bei der es sich – mit Blick auf das Veröffentlichungsjahr wenig erstaunlich – um eine dem Leithandschriftenprinzip folgende Ausgabe handelt. Dass Baracks Erschließung den spezifischen Eigenarten des heterogen überlieferten Textes nicht gerecht wird, wurde von Germanist/-innen immer wieder und vor allem überraschend früh moniert. Ein beträchtlicher Teil der bislang vorgelegten Untersuchungen widmete sich daher der kritischen Bewertung und Analyse der als für die Auseinandersetzung mit dem Werk inadäquat betrachteten Edition bzw. Aspekten, wie jenem des Verhältnisses der einzelnen Überlieferungsträger zueinander. Viele dieser Betrachtungen lieferten damit streng genommen Vorarbeiten zu einer Neuedition des Textes, ohne je tatsächlich eine dem Werk gerecht werdende Ausgabe vorzulegen. Zu einer Verortung von *Des Teufels Netz* im Literaturgefüge des Spätmittelalters kam es daher meist ‚nur‘ in Überblickswerken sowie in den wenigen Arbeiten, die sich Fragen abseits philologischer Grundlagenforschung widmeten.¹ Auf die über weite Strecken von der Ausgabe Baracks geprägte Erforschung des Textes, die ins Treffen geführten Argumente für eine notwendige Neuausgabe sowie auf die spezifischen Herausforderungen einer dem Werk und seiner Überlieferung gerecht werdenden Edition soll im Folgenden cursorisch eingegangen werden.²

¹ Es sind dies vor allem die Arbeiten von Hubert Hoffmann (1969), Anke Ehlers (1973), Petra Dallinger (1988) und Franz-Josef Schweitzer (1993) sowie die Zeitschriftenbeiträge von Hellmuth Rosenfeld (1951/52) und Wolfgang Heinemann (1967/70).

² Die folgende knappe Wiedergabe des Inhalts entspricht in Teilen den Ausführungen bei Hofer (2014).

*

Die Rahmenhandlung der in einer Handschrift nahezu 14.000 Verse umfassenden Moraldichtung ist rasch umrissen: Der Teufel, der mit Hilfe seiner Knechte ein „Segi“ (es handelt sich hierbei um die Bezeichnung für ein im Bodenseeraum übliches Schleppnetz – vgl. *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. VII, Sp. 477f.) durch die Welt zieht und auf Menschenfang ist, scheitert, als er kurz vor Weihnachten vergeblich versucht, einen frommen Einsiedler in seine Fänge zu locken. Der gottesfürchtige Eremit erhält nämlich durch sein sündenloses Leben Macht über seinen Widersacher und nützt die unvorhergesehene Vormachtstellung dazu, dem Teufel allerlei Informationen zu seinem Tun sowie zu den vielfältigen Verfehlungen seiner Zeitgenossen zu entlocken. Das dabei offen bekundete Ziel des glaubensstarken Asketen ist durchaus ambitioniert: Er will sich ein allumfassendes Bild seiner Gegenwart machen, das darauf abzielt, die Verfehlungen eines sich im Wandel befindenden Christentums zu brandmarken.

Nach einem Prolog und einem kurzen Bericht über das Leben des Einsiedlers widmet sich der erste größere Abschnitt (= Sündenteil) des Werkes den Teufelsknechten, die ihrem Anführer beim Ziehen des Schleppnetzes behilflich sind und bei denen es sich größtenteils um Personifizierungen der Hauptsünden handelt. Der Text berichtet von den Dienern *Hoffart*, *Neyd* und *Hasz*, *Geitikeit*, *Fraszhait*, *Zorn*, *Unkeüschait*, *Manslacht*, von den drei ‚*boſen Gaisten*‘ *Beslewz das herz*, *Beslewz den mund*, *Beslewz den seckel*³ und abschließend wieder von der Todsünde *Tragkait*. Die wesentliche Aufgabe dieser Helfer ist es, die Vertreter unterschiedlicher Stände zum Verstoß gegen christliche Moralvorstellungen zu ‚animieren‘ und somit das „Segi“ ihres Anführers zu füllen.⁴ Nachdem die grundlegenden Informationen zu den am Menschenfang Beteiligten eingeholt sind, beendet der Asket den ersten Teil seines Verhörs. Im darauf folgenden Abschnitt widmen sich seine Fragen den Zehn Geboten (= Dekalogteil) – genauer: Sie widmen sich der Frage, wie der Teufel die im Katechismus festgeschriebenen Satzungen derart ‚verkehrt‘, dass Menschen immer öfter und in immer größerer Zahl gegen sie verstoßen. Vermittelte der Sündenteil Informationen zu den Aus- und ‚Verführenden‘ selbst, gelangt der Einsiedler im Dekalogteil zu den Grundformen aller im weiteren Verlauf des Textes noch vorzuführender Schandtaten, auf die der Teufel in einer „ausführliche[n] und rückhaltlose[n] schilderung der gebrechen [...] aller stände dieser welt“ (Barack 440) einzugehen hat. Im hierarchisch strukturierten Hauptteil werden zuerst die als ‚standesadäquat‘ empfundenen Verfehlungen der geistlichen Stände, anschließend jene der weltlichen ausgebreitet und an prak-

³ Bei *Beslewz das herz*, *Beslewz den mund*, *Beslewz den seckel* handelt es sich um Laster, die in den mittelalterlichen „Beichtspiegeln häufig als Einteilungsprinzip benutzt“ (Ehlers 90) wurden.

⁴ Als wichtigster Teufelsknecht erweist sich im gesamten Gefüge der Mitziehenden die letztgenannte Verkörperung einer Hauptsünde: Die Trägheit, die besonders viele Menschen ins Verderben führt, weil sie immer mehr Christen vom Besuch des Gottesdienstes abhält und damit implizit offenbart, woran die Welt in den Augen des Teufels krankt – an mangelnder Frömmigkeit.

tischen Beispielen aus dem Alltag des Sündenfängers vorgeführt. Die hierbei vermittelte Haltung des Werkes ist im Gegensatz zu anderen didaktischen Dichtungen des späten Mittelalters mehr als konservativ.⁵ Schenkt man den Ausführungen des Sündenfängers Glauben, finden sich nämlich nur mehr äußerst wenige Gesellschaftsgruppen, allen voran *Beginnan*, *Begharten* und *Ainsidel*, die ein durchwegs gutes Leben führen und vom Teufel nicht für ihr Handeln belangt werden können.⁶ Demgegenüber entpuppt sich der überwiegend größte Teil seiner restlichen Erläuterungen als schonungslose Scheltrede, die man in dieser Deutlichkeit kaum in einem religiös geprägten Werk erwarten würde. Der Grund für die teils derbe Kritik des Sündenfängers: Weder weltliche noch geistliche Stände wollen sich in ihren immer zeitgemäßerer Lebensformen einer in *Des Teufels Netz* als ideal vorgestellten, christlich fundierten Gesellschaftsordnung unterwerfen:⁷

„Jener anonyme Satiriker, der ‚*Des Teufels Netz*‘ verfaßte, enthüllt einen eigentümlichen Bruch. Mit scharfem Blick analysiert er seine Zeit; einer gewandelten Gegenwart versucht er mit Wertsetzungen gerecht zu werden, die der früheren Epoche angehören. Er läßt sich von überlieferten Werten leiten und bemüht sich, wo sie formal noch gelten können, sie auch inhaltlich gewandelten Verhältnissen aufzuzwingen. Es ließe sich von einem programmatischen Anachronismus sprechen. Der Verfasser setzt sich für den Ordo ein und beruft sich damit auf die geistlich-mittelalterliche Weltidee, ohne zu berücksichtigen, daß der Ordo-Gedanke einen Gesellschaftsbau sinnvoll deutete, der inzwischen [im Spätmittelalter] andere Konturen angenommen hat. Die Umstrukturierung des sozialen Gefüges erschüttert gerade die Idee, die der Dichter der veränderten Zeit erneut aufstülpen will.“ (Hoffmann 52)

⁵ Vgl. dazu allgemein die Ausführungen von Hubert Hoffmann.

⁶ Bei Beg(h)inen (weiblich) und Beg(h)arden (männlich) handelt es sich um Personen, die ein streng nach den Vorschriften des Evangeliums, allerdings ohne Zugehörigkeit zu einer Ordensgemeinschaft, ausgerichtetes Leben in klosterartigen Gemeinschaften führten. Von Nord-West-Europa ausgehend, war das Beginentum bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in weiten Teilen Mitteleuropas nachweisbar. Näheres siehe in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1, Sp. 1798 [Beg(h)arden] und Sp. 1799ff. [Beg(h)inen]. Zu den bekanntesten Beg(h)inen des Mittelalters zählte beispielsweise Mechthild von Magdeburg.

⁷ Der christliche Gesellschaftsbau, der in *Des Teufels Netz* im Ordo-Gedanken Augustinus' als positives Pendant zur unmittelbaren sündhaften Gegenwart heraufbeschworen wird, befand sich im 15. Jahrhundert bereits in weiten Teilen in Auflösung. Dabei handelt es sich um die von Gott geschaffene sinnvolle Ordnung aller Lebewesen, aus der der Mensch durch den Sündenfall ausgebrochen ist. („Nach *Augustinus* schafft Gott eine durch seine *lex aeterna* gerecht u[nd] schön gegliederte O[r]dnung] der Kreaturen, welcher der auf Gott hingeeordnete Mensch in der sittl[ichen] O[r]dnung] seines Lebens zu entsprechen hat. Nach dem Bruch dieser O[r]dnung] (Sündenfall) wirkt Gott durch die Antithetik v[on] Civitas Dei u[nd] Civitas terrena die heilsgesch[ichtliche] O[r]dnung] als Erziehung des Menschengeschlechts auf Christus u[nd] den ewigen Sabbat hin, wobei die Gesch[ichts]-Epochen in Analogie zu den Schöpfungstagen u[nd] Lebensaltern stehen.“ – Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 7, Sp. 1112.)

Die Moraldidaxe endet mit einer Schlussrede und einer Darstellung des Weltgerichts, also einem Gespräch zwischen Teufel und Christus, in dem der Sündenfänger darum bittet, all jene mit sich in die Hölle führen zu dürfen, die in seinem Schlepptuch hängen bleiben.

*

Sünden-, Dekalog- und Ständeteil: Schon der Blick auf den Aufbau des Werkes zeigt, dass sich *Des Teufels Netz* als „Ergebnis einer Addition von asyndetisch gereihten Teilkomplexen mit im einzelnen unterschiedlichen typologischen Rückbindungen“ (Ehlers 81) entpuppt. Die mit vielfältigen Anleihen an bereits tradierten Textsorten⁸ einhergehende Fülle verschiedenster theologischer Ausführungen sowie die ‚benutzerfreundliche‘ Gliederung des Textes in klar voneinander abgrenzbare Kapitel, mag ein Hauptgrund dafür gewesen sein, dass sich *Des Teufels Netz*, wie Wolfgang Heinemann in seiner umfangreichen Untersuchung *Zur Ständedidaxe in der deutschen Literatur des 13.–15. Jahrhunderts* konstatierte, speziell als Nachschlagewerk für Geistliche eignete, bot das Werk doch neben Informationen zu den Hauptsünden und den Zehn Geboten auch allerlei Beispiele für das sündhafte Handeln nahezu hundert unterschiedlicher Stände, auf die beim Erstellen von Predigten zurückgegriffen werden konnte (vgl. Heinemann PBB 89, 341). Entstanden ist die Moraldidaxe aller Wahrscheinlichkeit nach im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts im Bodenseeraum; überliefert ist sie in vier Papierhandschriften grob unterschiedlicher Länge (mit den Siglen A, B, C und D), die trotz des stark voneinander abweichenden Umfangs, allesamt als (nahezu) vollständige Textzeugen gelten müssen, und in einem Fragment (E):

Hs. A:

Karlsruhe, Landesbibl., Cod. Donaueschingen 113

Schreibsprache: alemannisch

Inhalt: *Des Teufels Netz*

Entstehungszeit: 1441

Ca. 14.000 Verse

Hs. B:

Neustadt (Aisch), Kirchenbibl., Ms. 30

Schreibsprache: alemannisch

Inhalt: *Des Teufels Netz*

Entstehungszeit: undatiert

Ca. 7.000 Verse

⁸ „Für Sünden- und Dekalogteil wurde eine engere Bezogenheit auf typische Form- und Inhaltsmuster des katechetischen, namentlich des Beichtschrifttums, für den Ständeteil Verwandtschaft zum Sondertyp speziell sündenorientierter, predigthafter Ständedidaxe, für den Schlußdialog eine Nähe zum Weltgerichtsspiel festgestellt“ (Ehlers 146).

Hs. C:

Augsburg, Universitätsbibl., Cod. I.3.2° 3

Schreibsprache: schwäbisch

Inhalt: fol. 1r–98v Ulrich Boners *Edelstein*; fol. 100r–263v *Des Teufels Netz*; fol. 264r–275r *Sibilla weyssagung*

Entstehungszeit: 1449

Ca. 10.000 Verse

Hs. D:

Straßburg, National- und Universitätsbibl., ms. 2333 (früher L germ. 358.4°)

Schreibsprache: südwest-alemannisch

Inhalt: fol. 1r–99v *Des Teufels Netz*; fol. 99v–107v *Rittertreue*; fol. 107v–110r *Spruch von der Treue*

Entstehungszeit: 1472

Ca. 9.000 Verse

Fragment E:⁹

St. Pölten, Stadtarchiv, H 3

Schreibsprache: alemannisch

Entstehungszeit: 15. Jh.

95 Zeilen

Wenn bei einem so eklatanten Unterschied im Textbestand der einzelnen Handschriften von jeweils (fast) vollständigen Überlieferungsträgern gesprochen werden kann, zeugt das von einer, wenn nicht von d e r entschiedenen Eigenart des Werkes: von seiner Heterogenität. Diese hängt mit dem additiv geprägten Aufbau des Textes zusammen, der durch die formelhafte Dialogstruktur des Gespräches zwischen Einsiedler und Teufel und durch die kapitelartigen Episoden des Werkes bedingt ist. Die strukturelle „Offenheit“ (Ehlers 69) des Gedichtes fand vor allem im Ständeteil Niederschlag und bot für Bearbeiter die (relativ problemlose) Möglichkeit der Umstellung, Auslassung oder Hinzufügung von Episoden, ohne dass dabei ein größerer Sinnzusammenhang verloren ging bzw. neuer Erklärung bedurfte. Den hier nur skizzierten Befund eines heterogenen Textgefüges unterstreicht der Blick auf die Abfolge der jeweils zehn ‚niedrigsten‘, also letztgenannten Stände in den vier bekannten Handschriften;¹⁰ in der Hierarchie absteigend bieten die einzelnen Textzeugen Ausführungen zu folgenden Berufsgruppen:

⁹ Veröffentlicht von Michael Curschmann (Curschmann 445–450).

¹⁰ Einer voneinander abweichenden Kapitelreihung ist mit Blick auf die hierarchische Strukturierung des Ständeteiles eine nicht unerhebliche interpretatorische Bedeutung beizumessen.

Handschrift A	Handschrift B	Handschrift C	Handschrift D
[...]	[...]	[...]	[...]
Hebammen	Kuppler u. Huren	Bauern	Narren
Bäuerinnen	Räuber u. Mörder	Flurhüter	Kirchenpfleger
Bauern	Armbrustmacher	Waldschützen	Küster
Flurhüter	Winzerknechte	Hirten	Schiffsleute
Waldschützen	Misträger	Niedere Handwerker	Winzer
Hirten	Kürschner	Wirte	Bauern
Kuppler u. Huren	Niedere Handwerker	Schankwirte	Waldschützen
Räuber u. Mörder	Schiffsleute	Färber	Flurhüter
Wirte	Wirte	Kuppler u. Huren	Hirten
Färber	Färber	Räuber u. Mörder	Färber

Die vielen Abweichungen im Bereich der Kapitelabfolge wurden in der Forschung wiederholt – und bereits sehr früh – thematisiert; da Barack während der Arbeit an seiner Edition weder Handschrift D noch Fragment E kannte und diese folglich in der Ausgabe von 1863 unberücksichtigt bleiben mussten, wurde, in der Hoffnung damit die Struktur des Textes erklär- und nachvollziehbar zu machen, der Fokus literaturwissenschaftlicher Untersuchungen vorrangig auf das Verhältnis der vier Textzeugen zueinander gelegt. Ausgangspunkt der Kritik und damit der Auseinandersetzung mit *Des Teufels Netz* war das vermeintlich falsche Stemma, das Barack im mehr als kurzen Nachwort zu seiner Edition vorlegte. Der fürstlich-fürstenbergische Hofbibliothekar war davon ausgegangen, dass

„alle [...] [Handschriften] kürzungen sind [...] [und] A unmittelbar nach dem original gekürzt hat, während B und C kürzende abschriften aus einer von A verschiedenen vierten, jedoch unbekanntem handschrift sind, welche gleichfalls eine kürzung des originals war, somit in gleicher linie mit A stand.“ (Barack 439)

Rund ein halbes Jahrhundert später sprach sich Heinrich Werner, der im Rahmen seiner Dissertation zum Handschriftenverhältnis von *Des Teufels Netz* arbeitete, entschieden gegen diese Hierarchie aus. Er konstatierte, dass Handschrift B gegenüber Handschrift A nicht ausschließlich Kürzungen aufweise, sondern „auch viele mitunter nicht unbedeutende Texterweiterungen“ (Werner 12) biete. Daraus schloss er, dass A nicht der älteste, sondern der jüngste Textzeuge sei, denn Barack musste

„nicht weniger als fünf Kürzungen annehmen. Wie sollten aber die Redaktoren zu lauter Kürzungen gekommen sein? Ist es nicht viel näherliegend und natürlicher, sich das Verhältnis der Handschriften umgekehrt zu denken und ihre Unterschiede sich durch erweiternde Zusätze mehrerer Aufeinander fussender Redaktionen zu erklären?“ (Werner 14)

Ob es tatsächlich „viel näherliegend[er] und natürlicher“ ist, von Erweiterungen auszugehen, darf freilich bezweifelt werden; für Werner waren die wenig

überzeugenden Ausführungen Baracks jedoch Hauptgrund für die Forderung einer überraschend modern intendierten Neuedition, sprach er doch bereits 1911 vom notwendigen „vollständige[n] Abdruck“ aller bekannten Textzeugen; schon in der Vorbemerkung zu seiner Untersuchung kündigte er an:

„Da ich nach langem Erwägen zu der Ansicht gelangt bin, daß nur ein vollständiger Abdruck der Handschriften B C D ein klares Bild der Überlieferung zu geben vermag, sehe ich zunächst von einer Veröffentlichung der von mir vorgenommenen Neuvergleichungen ab und behalte mir vor, in absehbarer Zeit eine neue Ausgabe des Gedichtes zu veranstalten.“ (Werner Vorbemerkung/unpaginiert)

Realisieren konnte er sein Vorhaben allerdings nicht und so musste Gudrun Friebertshäuser, die sich als nächste eingehend mit dem Werk beschäftigte, bereits im ersten Absatz ihrer zurecht gescholtenen Arbeit feststellen: „Leider fehlt bis heute noch eine kritische Ausgabe, die die Handschrift D mit einbezieht.“ (Friebertshäuser 9) Im zweiten Kapitel ihrer Untersuchung stellte Friebertshäuser, die weder den Ausführungen Baracks noch jenen Werners Glauben schenkte, eine eigene – mehr als abenteuerliche – Theorie zum Handschriftenverhältnis auf, die einer eingehenden Beschäftigung mit den Überlieferungsträgern noch weniger standzuhalten vermag, als jene, die sie eigentlich zu korrigieren suchte. Sie nahm für alle bekannten Textzeugen von *Des Teufels Netz* eine einzige gemeinsame Vorlage an: „[B]ehauptet wird, daß die vier uns vorliegenden Handschriften alle Abschriften von [...] [einem] Manuskript und nicht untereinander abgeschrieben sind.“ (Friebertshäuser 94) Das vermeintliche Original wäre über die Jahre hinweg derart beschädigt worden, dass spätere Abschreiber notgedrungen eine immer geringere Anzahl an Versen und Kapiteln vorgefunden hätten. „Dem Schreiber von Handschrift A“ habe, so Friebertshäuser, die

„Vorlage noch leserlich und vollständig vorgelegen, von 1441 [Fertigstellung von Handschrift A; Anm. d. Verf.] bis 1449 [Fertigstellung von Handschrift C; Anm. d. Verf.] muß diese Vorlage Umständen ausgesetzt gewesen sein, die einmal sie um wesentliche Kapitel verringert haben, zum anderen die Handschrift so stark beschädigten, daß sie stellenweise nicht mehr leserlich war. 1449 muß sie schon in schlechtem Zustand gewesen sein. [...] Von 1449 bis 1472 [Fertigstellung von Handschrift D; Anm. d. Verf.] wurden viele Blätter, auch ganze Lagen vertauscht, und einzelne Blätter wurden in andere Lagen hingelegt. Von 1472 bis zur Abschrift von Handschrift B sind vier Lagen verlorengegangen. [...] Die Vorlage ist gewandert, denn es ist verfehlt anzunehmen, daß der Eigentümer einer Prachthandschrift, wie es zumindest die Handschriften A, C und D sind, diese einem in der damaligen Zeit so unsicheren und die Handschriften gefährdenden Versand ausgesetzt hätte. Wie das Manuskript zum Schluß ausgesehen

hat, ist uns durch Handschrift B wohlbekannt [...].“ (Friebertshäuser 56f.)¹¹

Die Vermutung, alle Textzeugen wären von einer einzigen, ständig schlechter werdenden Vorlage abgeschrieben worden, führt zwangsläufig zu einer weitreichenden – der Überlieferungssituation nicht gerecht werdenden – qualitativen Wertung der einzelnen Handschriften: A müsste – schenkte man Friebertshäusers Theorie Glauben – die beste Handschrift und dem Original am ähnlichsten sein, gefolgt von C, D und B. Der Wunsch nach einer Ausgabe, die D miteinbezieht, macht demnach mit Blick auf das von Friebertshäuser vorgeschlagene Stemma nur wenig Sinn. Folgte man ihren Ausführungen konsequent, bräuchte es zur angemessenen Erschließung von *Des Teufels Netz* ausschließlich einen Abdruck von A, sind doch – so Friebertshäuser – Abweichungen in den anderen Bearbeitungen nicht bewussten Eingriffen mittelalterlicher Schreiber geschuldet, sondern einzig einem ‚Verfall‘ der Vorlage. Die dem Werk inhärente Heterogenität und strukturelle „Offenheit“, die Anke Ehlers wenige Jahre später hervorhob, musste in Friebertshäusers Postulat zwangsläufig unberücksichtigt bleiben; Abweichungen, Kürzungen, Ergänzungen und Umstellungen werden bei ihr zu Fragen der Qualität einer gemeinsamen Vorlage (somit notgedrungen auch zu einer des Wertes der jeweiligen Handschrift) und nicht zu Fragen der Struktur der Moraldidaxe an sich.

Den aus heutiger Sicht entscheidenden Anstoß zu einer Neuedition lieferte Michael Curschmann. Er wies darauf hin, dass im Fall von *Des Teufels Netz* die

„Vorstellung eines Stemmas, das sich auf ein bestimmtes, durch die eine oder andere der erhaltenen Handschriften [...] repräsentiertes Original reduzieren ließe, [...] von falschen Voraussetzungen aus[geht]. Die Handschriften überliefern, auch wenn sie sich teilweise zu lockeren Gruppen zusammenfügen[,] [...] durchaus selbständige Varianten eines Werkes, das schon in seiner ersten Fassung nur als ‚Rahmenform‘ konzipiert war, die laufend anders gefüllt und umorganisiert werden konnte. [...] Es bedarf kaum der Betonung, daß unter diesen Umständen die verdienstvolle Ausgabe K.A. Baracks nicht nur als Grundlage der Erforschung dieses Textkomplexes ungeeignet ist, sondern auch dem nicht gerade unmittelbar interessierten Benutzer ein ganz falsches Gesamtbild vermittelt, ganz abgesehen davon, daß dem Herausgeber die Handschrift D noch nicht bekannt war und sein Apparat Abweichungen des Wortlauts im einzelnen kaum registriert. Nur ein Paralleldruck der 4 Haupthandschriften könnte hier Abhilfe schaffen.“ (Curschmann 450)

¹¹ Die mehr als selbstsicheren Ausführungen Friebertshäusers haben dazu geführt, dass Hubert Hoffmann am Ende seiner 1969 veröffentlichten Studie zur spätmittelalterlichen Didaktik eigens „Kritische Anmerkungen und Berichtigungen zu G. Friebertshäuser, Untersuchungen zu ‚Des Tüfels Segi‘“ anführte und bemerkte, dass die „Untersuchung von Gudrun Friebertshäuser [...] sicherlich an Qualität gewonnen [hätte], wenn die Verfasserin ihre Argumentationen und Schlüsse vorsichtiger“ (Hoffmann 249) ausgeführt hätte.

Curschmanns Forderung eines „Paralleldruck[s]“ – somit einer überlieferungsorientierten Textedition – klammerte genau jene Frage aus, die im Falle von *Des Teufels Netz* nicht beantwortet werden kann und an der letztlich sowohl Heinrich Werner als auch Gudrun Friebertshäuser scheitern mussten: die nach einem gesicherten Stemma, das die vier Bearbeitungen der Moraldidaxe von einem vermeintlichen Original her denkt. Obwohl auch Anke Ehlers konstatierte, dass Versuche einer Rekonstruktion gesicherter „stemmatische[r] Verhältnisse – letztlich eines ‚Originals‘“ (Ehlers 70) – im Falle von *Des Teufels Netz* wenig Sinn ergeben, blieb sie, wie ein Abdruck des Kapitels „Äbte und Mönche“ (Ehlers 56–65) in ihrer Untersuchung zeigt, dem Leithandschriftenprinzip treu und entschied sich bei ihrer kurzen Editionsprobe nicht für die von Curschmann geforderte gleichrangige Präsentation aller vorhandenen Bearbeitungen der Moraldidaxe; worauf auch sie nicht verzichten kann, ist der Ruf nach einer Neuedition: „Im Rahmen dieser Arbeit, der es vor allem um die gattungsrelevanten Fakten geht, kann eine [...] Handschriftenkollation freilich nicht in extenso gegeben werden. Sie muß der Vorbereitung einer längst fälligen Neuauflage von TN vorbehalten werden“ (Ehlers 56).¹²

*

Alle Bearbeitungen von *Des Teufels Netz* mit einer an einer einzelnen Handschrift orientierten Ausgabe adäquat zu erschließen, ist in Anbetracht der Überlieferungssituation schlicht illusorisch. Die bereits skizzierten Auslassungen, Vertauschungen, Erweiterungen und Kürzungen in den Textzeugen sind – ganz abgesehen von den teils gravierenden sprachlichen Unterschieden der vier Handschriften – zu groß, als wollte man sie alle in einem Apparat präsentieren, dieser nicht zu einem immensen Lesartenfriedhof verkommen müsste, bei dem auch die geübtesten Rezipienten kritischer Editionen alsbald jeglichen Überblick verlieren würden.¹³ Dass *Des Teufels Netz* in vier Bearbeitungen überliefert ist, kann mit Blick auf die von Curschmann geforderte Paralleledition als Glücksfall bezeichnet werden, ermöglicht das doch die Vers-für-Vers Präsentation aller bekannten Textzeugen auf den zwei gegenüberliegenden Seiten einer Edition. Der Aufbau der im Entstehen begriffenen Neuauflage, auf den hier nur cursorisch eingegangen werden kann, folgt in weiten Teilen den von Curschmann grob formulierten Prämissen. Zwei Spalten der linken Seite bieten

¹² Folgte man Ehlers' Probeedition, kommt man schlussendlich unter Einbeziehung von Handschrift D und Fragment E zu einer modifizierten Version der Ausgabe Baracks – damit grundsätzlich zu der auch von Gudrun Friebertshäuser intendierten Form einer Neuedition. Diese müsste die enormen Unterschiede der einzelnen Bearbeitungen („verbannt“ in einen Apparat) notgedrungen stark geglättet darstellen.

¹³ Beispielhaft sei hier auf Michael Curschmanns Edition von Fragment E hingewiesen, in der der Apparat zu den 95 Zeilen des Doppelblattes aus dem Stadtarchiv St. Pölten fast eine ganze Seite einnimmt (Curschmann 449).

den Text von A und B, zwei der rechten Seite den von C und D. Darunter befindet sich – sofern notwendig – ein flexibel zu handhabender Apparat, der vor allem Schreibfehler der einzelnen Handschriften, Eingriffe des Herausgebers in den Text (beispielsweise bei Änderungen im Bereich von Versgrenzen) sowie Hinweise auf textinterne Gliederungssysteme (beispielsweise Abbildungen) verzeichnet. Abseits von Plus- und Minusversen stellen die Abweichungen im Bereich der Kapitelabfolge der vier bekannten Bearbeitungen eine nicht unbeträchtliche Herausforderung der Neuedition dar. Die Parallelsatzung bedingt (im Druck) notgedrungen die Bevorzugung eines einzelnen Textzeugen. Die Hierarchisierung, die die synoptische Präsentation eigentlich zu vermeiden sucht, kann (in gedruckter Form) nicht gänzlich vermieden werden, sind doch Veränderungen, Verschiebungen etc. notgedrungen immer erst durch den Vergleich mit einer als ‚typisch‘ angesehenen Bearbeitung (betreffend Kapitelstand und -reihung) nachvollziehbar zu machen; im Fall der in Arbeit befindlichen Neuedition ist das der längste Textzeuge – A. Die Einzelabschnitte von B, C und D sind durch eine stringente und dem jeweiligen Überlieferungsträger entsprechende Kapitel- und Verszählung in den Einzelhandschriften ‚verortbar‘ und damit jeder Textzeuge – wenn auch mit Herumblättern – als eigenständige Bearbeitung des Werkes erschlossen. Auf Details zu normalisierenden Eingriffen kann und soll hier nicht eingegangen werden, sie werden, den Gepflogenheiten entsprechend, im Vorwort zur Neuedition angeführt und erläutert. Hier nur soviel: Die geplante Ausgabe verzichtet zugunsten der Nachvollziehbarkeit sprachlicher Eigenheiten der einzelnen Bearbeitungen auf allzu weitreichende normalisierende Eingriffe. Die wenigen Angleichungen betreffen Bereiche wie Groß- und Kleinschreibung (groß geschrieben werden Namen, Initialen, Personifikationen und Versanfänge), die einheitliche Wiedergabe von rundem und langem ‚s‘ usw.

Erklärtes Ziel der im Entstehen begriffenen Paralleledition aller bekannten Bearbeitungen von *Des Teufels Netz* ist es, neben neuen Perspektiven auf das Werk, Anstoß zu geben, sich vermehrt mit Fragestellungen abseits von Überlieferungskontext und Editionsproblematik zu beschäftigen. Im Idealfall gelingt mit einer Neuerschließung zudem die Widerlegung von Baracks, im Nachwort zur Ausgabe von 1863 formulierten, negativen Bewertung des Textes sowie die Bestätigung der ebendort ins Treffen geführten – allerdings nicht weiter kommentierten – Bedeutung des Gedichtes für „sprachforscher“ und „culturhistoriker“, die durch alle bislang fertig gestellten Einzelabschnitte der in Arbeit befindlichen Neuausgabe deutlich vor Augen geführt wird:

„Was das gedicht selbst betrifft, so ist es ohne alle künstlerische behandlung und daher seinem dichterischen werthe nach ohne bedeutung. Dagegen wird sowohl der sprachforscher, als auch und vor allem der culturhistoriker eine nicht geringe ausbeute aus seiner reichen und bunten schilderung des lebens und der sitten im beginnenden 15 jahrhunderte schöpfen können.“ (Barack 440)

Ausgabe

Des Teufels Netz. Satirisch-didaktisches Gedicht aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Hrsg. von Karl August Barack. Stuttgart 1863. (=Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart LXX)

Bibliographie

- Curschmann, Michael: ‚Des Teufels Netz‘. Ein Handschriftenfragment aus St. Pölten. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 100 (1971), S. 445–450.
- Dallinger, Petra: Untersuchungen zur spätmittelalterlichen Ständedidaxe. Hugo von Trimberg, Konrad von Ammenhausen, Des Tüfels Segi. Wien 1988. (Univ. Diplomarbeit)
- Ehlers, Anke: Des Teufels Netz. Untersuchung zum Gattungsproblem. Stuttgart [u. a.] 1973.
- Friebertshäuser, Gudrun: Untersuchung zu „Des Tüfels Segi“. Freiburg im Breisgau 1966. (Inaugural-Dissertation)
- Heinemann, Wolfgang: Zur Ständedidaxe in der deutschen Literatur des 13.–15. Jahrhunderts. In: (Paul und Braunes) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Ost) 88 (1967), S. 1–90; (Ost) 89 (1967), S. 290–403; (Ost) 92 (1970), S. 388–437.
- Hofer, Georg: Wenn der Teufel an den Sündern leidet. Zum satirisch-didaktischen Gedicht ‚Des Teufels Netz‘. In: Vergessene Texte des Mittelalters. Hrsg. von Nathanael Busch und Björn Reich. Stuttgart 2014, 15-25.
- Hoffmann, Hubert: Die geistigen Bindungen an Diesseits und Jenseits in der spätmittelalterlichen Didaktik. Vergleichende Untersuchungen zu Gesellschaft, Sittlichkeit und Glauben im „Schachzabelbuch“, im „Ring“ und in „Des Teufels Netz“. Freiburg im Breisgau 1969. (=Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte 22)
- Lexikon des Mittelalters. Studienausgabe. 9 Bde. München 2003.
- Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. Walter Kasper, 11. Bde. Freiburg im Breisgau 2009. (Sonderausgabe 2009; durchgesehene Ausgabe der 3. Auflage 1993–2001)
- Rosenfeld, Hellmuth: Die Entwicklung der Ständesatire im Mittelalter. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 71 (1951/52), S. 196–207.
- Schweitzer, Franz-Josef: Tugend und Laster in illustrierten didaktischen Dichtungen des späten Mittelalters. Studien zu Hans Vintlers „Blumen der Tugend“ und zu „Des Teufels Netz“. Hildesheim [u.a.] 1993. (=Germanistische Texte und Studien 41)
- Schweizerisches Idiotikon: Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bd. 7. Frauenfeld 1913.
- Werner, Heinrich: Des Teufels Netz. Überlieferung und Handschriftenverhältnis. Halle an der Saale 1911 (Inaugural-Dissertation)

Robert Schöller

Schmetterlingseffekte

Eine phänomenologische Skizze zum Prozess der Retextualisierung am Beispiel des *Parzival* Wolframs von Eschenbach

Ein geschriebenes Wort ist die kostbarste Reliquie (Henry David Thoreau)

1 Vormoderne Textualität

Das gedruckte Buch der Neuzeit garantiert Stabilität. Ein einziger Text wird reproduziert und vervielfältigt, was zur Folge hat, dass auch jeder Leser mit derselben Textvorlage, also mit einem in identischer Zeichenfolge vorliegenden Sinnangebot konfrontiert wird. Diese auf Papier gedruckte, stabile und lineare Zeichenkette – in der Terminologie Markus Nussbauers: ‚Text I‘ – formiert sich im Kopf des Rezipienten zu spezifischer Textualität, zu ‚Text II‘ (Nussbaumer), wobei festzuhalten ist, dass es letztlich „so viele Varianten von Text II [...] geben kann, wie es Rezipienten gibt“ (Fix 90). Komplexer noch verhält es sich mit dem vormodernen Text, der einem umfassenden Prozess der Retextualisierung (zum Begriff: Bumke/Peters 2005) unterworfen ist, an dem produktive und reproduktive Instanzen beteiligt sind. Der Autor bearbeitet die ihm zur Verfügung stehende *materia*, den in den Anfängen zumeist fremd-sprachigen Stoff, er fungiert als Wieder-Erzähler (Worstbrock) oder als Neu-Erzähler (A. Wolf), je nachdem, wie der Vorgang der *adaptation courtoise* verstanden wird, und er konfrontiert das Publikum mündlich und schriftlich mit seiner Dichtung in Gestalt von Vortrag und Handschrift. Die Konstitutionsbedingungen und die Konstitution eines vormodernen weichen von jenen eines modernen ‚Text I‘ entschieden ab: Der mittelalterliche Vortrag ist naturgemäß nicht zu rekonstruieren. Der verschriftete Text wiederum ist heute weder in von den Autoren beglaubigten ‚Originalen‘ (also in Ausgaben ‚erster‘ oder ‚letzter‘ Hand), noch in der Summe seiner Teile vorhanden, da nur ein – zumeist jüngerer – Bruchteil der Manuskripte, die formal und inhaltlich teilweise beträchtlich differieren, überliefert ist.¹ Vorträge werden von Stimme und Körper getragen, Nuancierungen der Bedeutung werden durch unterschiedliche Stimmlagen ebenso angezeigt wie durch begleitende Mimik und Gestikulation. Mündliche Akzentuierungen von Bedeutungssegmenten können dabei in den schriftlichen Text einge-

¹ Hochrechnungen zum ursprünglichen Bestand von *Parzival*-Handschriften bei Schirot 1982, 61f.

gangen bzw. in abstrahierter Form simuliert sein. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang exemplarisch auf paratextuelle Elemente wie das ausgefeilte, hierarchisch abgestufte Gliederungssystem, das manche mittelalterliche Handschriften auszeichnet. Prachtinitialen und Klein-initialen unterteilen den Text in grössere und kleinere Handlungsabschnitte. Dazu können Majuskeln und Paragraphen treten, die den Text noch weiter in kleinste Bedeutungseinheiten aufteilen und dem Vorleser Einsatz- und Verständnishilfen geben, indem sie etwa Sprichwörter, Dialoge, empathische Ausrufe oder zentrale Handlungseinheiten markieren (Schöller 2009, 232-240). Eine Orientierung an medialer Mündlichkeit ist auch in liturgischen wie in manchen, weltlichen Texten (Teilen der *Carmina Burana*, Frankfurter *Diri-gierrolle*) gewidmeten Handschriften auszumachen, in denen Sprechanteile und Handlungsanweisungen durch farbliche Markierung unterschieden werden (Gumbert 289). An der Produktion des schriftlichen Textes werden zunächst der Autor und sein Schreiber, dem er den Text diktiert, beteiligt gewesen sein. Während in der Ära des Buchdrucks das Werk mit Walter Benjamin als „Totenmaske der Konzeption“ (Benjamin 107) gesehen werden kann, als erstarrte und endgültige Form – die neuerdings auf der Basis von Nachlässen durch die Erstellung textgenetischer Editionen unterlaufen wird (Zeller/Martens) –, ist für die Überlieferung der mittelalterlichen Literatur damit zu rechnen, dass sich verschiedene konzeptionelle Stufen eingeschrieben haben können (etwa die sog. ‚Vorveröffentlichung‘ der ersten sechs ‚Bücher‘ des *Parzival*),² und dass eine Bewegung im Raum mit einer Bewegung des Textes einhergehen kann, indem inhaltliche Komponenten wie etwa Anspielungen auf Zeitgenossen und Lokalitäten auf ein wechselndes Vortragspublikum abgestimmt werden (Schöller 2005). An der – autorunabhängigen – Reproduktion und Distribution im Verlauf des Überlieferungsprozesses kommt hingegen den Schreibstuben entscheidende Bedeutung zu. Schreiber reproduzieren den Text, Maler versehen ihn mit Illustrationen und erweitern den Text um eine zusätzliche Sinndimension. Durch die Arbeit der Skriptorien gelangen individualisierte, d.h. in unterschiedlichem Umfang voneinander abweichende, je eigene Texte in Umlauf. Diese individualisierten Manuskripte können wiederum zum Ausgangspunkt für weitere künstlerische Bearbeitungen durch nachfolgende Autoren werden. Es ist davon auszugehen, dass einem mittelalterlichen Dichter wenige, in aller Regel wohl nur eine Abschrift eines Werks zur Verfügung stand. Der Umstand, dass ein Autorenkollektiv am *Rappoltsteiner Parzival* mit mehreren Vorlagen arbeiten konnte, dürfte noch im 14. Jahrhundert die Ausnahme gewesen sein und lässt keine Rückschlüsse auf die früh- und hochmittelalterliche Situation zu.³ Dies wiederum bedeutet, dass für den mittelalterlichen Dichter, der seine Vorlage zur Grundlage einer Retextualisierung macht, eben diese

² Vgl. hierzu die Überlegungen von Bumke 1996, 53-60.

³ Zur Überarbeitung von Handschrift V nach anderen Vorlagen vgl. zuletzt Viehhauser-Mery, 123-144.

Vorlage das ‚Original‘ repräsentiert. Eine dem Zufall geschuldete Verfügbarkeit oder Nicht-Verfügbarkeit von Handschriften spielt demnach eine entscheidende Rolle für die Produktivität von Traditionssträngen. In der Neuzeit setzt sich der Prozess der Retextualisierung unter neuen medialen und institutionellen Bedingungen und mit veränderter Tradierungsmotivation fort. Insbesondere die Begeisterung der Romantiker für ein idealisiertes Mittelalter brachte zum einen zahlreiche künstlerische Bearbeitungen mittelalterlicher Stoffe, zum anderen erste systematisch erstellte Editionen hervor, von denen manche noch heute als Grundlage für die wissenschaftliche Beschäftigung mit mittelalterlichen Texten dienen (Bumke 2009).

2 Minimalvarianten und Schmetterlingseffekte

Arbeit und Weiter-Arbeit am mittelalterlichen Text sind in das komplexe System eines semi-oralen Literaturbetriebs eingebettet, in dem zahlreiche Faktoren wirksam werden können. Dieses System produziert Transformationen auf allen Ebenen des Textes in unterschiedlichen Qualitäten und Quantitäten. Das Spektrum epischer Varianz erstreckt sich vom Mehr oder Weniger umfassender Textpassagen über Umstellungen und Umformulierungen von Einzelversen und Versgruppen bis hin zu mikroskopischen Abweichungen innerhalb einzelner Wörter. Dieser letzten Gruppe der ‚Minimalvarianten‘ (Schöller 2007) gelten die folgenden Ausführungen. Unter Minimalvarianten verstehe ich – in Anlehnung an die ‚Minimalpaare‘ der Phonologie – das in der Überlieferung häufig anzutreffende Phänomen weitreichender semantischer bei geringer formaler Veränderung. Die Abweichung eines einzigen oder weniger Buchstaben innerhalb eines Wortes bzw. eines Syntagmas kann zu entscheidenden semantischen Transformationen führen. Dies unterscheidet Minimalvarianten etwa von den von Karl Stackmann so bezeichneten ‚iterierenden Varianten‘, die ein Schwanke benachbarter Formen anzeigen, durch das der semantische Gehalt kaum tangiert wird (Stackmann 1964, 16f.; kritisch zum Terminus: Gärtner, 67f.), und dies macht sie zugleich zu einer Untergruppe von ‚analogen Varianten‘, die direkt auf die „inhaltliche Substanz des Textes“ (Heinzle 12) zugreifen. Unter diesen analogen Varianten nun bilden die Minimalvarianten für die klassische Textkritik ein besonderes Ärgernis, da sie aufgrund ihrer fragilen Beschaffenheit den Verdacht des Flüchtigkeitsfehlers durch einen Schreiber geradezu in sich tragen, sich dessen ungeachtet aber homogen und stimmig in den Text einzufügen vermögen. Hinzu kommt, dass Minimalvarianten Schmetterlingseffekte auslösen können. Der von Edward N. Lorenz geprägte Begriff ‚Schmetterlingseffekt‘ (*butterfly effect*) bezeichnet den Effekt, dass „in nicht-linearen Systemen, die in ihrem Verhalten zwar determiniert, doch prinzipiell unvorhersagbar sind, [...] kleinste Abweichungen zu unabsehbaren Konsequenzen führen [können]“ (Schenkel 99). Auf den Prozess der Re-textualisierung vom Mittelalter bis zur

unmittelbaren Gegenwart umgelegt, bedeutet dies, dass eine quantitativ minimale Veränderung der Ausgangs-syntagmen im Verlauf eines sich über Jahrhunderte erstreckenden Tradierungs- und Bearbeitungsprozesses drastische hermeneutische Konsequenzen zeitigen kann – Konsequenzen für die künstlerische Weiterarbeit durch die mittel-alterlichen Dichter und Schreiber ebenso wie für die literaturwissenschaftliche Textanalyse und die literaturgeschichtliche Einordnung durch die Mediävistik der Gegenwart. Ausschlaggebend für die Generierung semantischer Schmetterlingseffekte ist somit das historisch und soziologisch determinierte Subjekt in seiner Funktion als Dichter, Redaktor, Schreiber, Philologe, Literaturhistoriker etc. – kurzum jeder Interpret sprachlicher (und nichtsprachlicher) Zeichen, der in den Tradierungsprozess eingebunden ist. Durch das historische Subjekt wird eine Variante zum einen produziert, zum anderen (durch Interpretieren) aktiviert, oder aber in einem Zustand der Inaktivität belassen.

3 Retextualisierungen des *Parzival* Wolframs von Eschenbach

Durch seine breite Überlieferung und durch seine dominante Stellung in der akademischen Kanonbildung mittelalterlicher Literatur bildet der *Parzival* ein anschauliches Beispiel für komplexe Retextualisierungsprozesse. Auf der Grundlage von Chrétiens *Conte du Graal* und anderer, nicht immer konkret benennbarer Nebenquellen (Überblick bei Bumke 2004, 237-247; Dallapiazza 2009, 25-28; Nellmann 1996b) und unter expliziter Berufung auf eine bislang nicht konsensfähig identifizierte, vielleicht fingierte Autorität namens Kyot⁴ schuf er einen umfassenden und bereits von Zeitgenossen vielzitierten Roman (Schirok 1982; Schirok 2011, 22-33), der auch in der mediävistischen Germanistik seit ihrer Etablierung als eigenständiger Fachdisziplin einen der prominentesten Forschungsschwerpunkte bildet. Der Text ist in nicht weniger als 17 weitgehend vollständigen Textzeugen und 70 derzeit bekannten Fragmenten überliefert.⁵ Eine gewichtige Initiation der neuzeitlichen Retextualisierung erfolgte durch die kürzende Nachdichtung Johann Jacob Bodmers (1753; hierzu Dallapiazza 2009, 145; Mertens 1998, 342-345), v.a. aber durch dessen intensive Beschäftigung mit dem St. Galler Codex 853, woraus die erste *Parzival*-Edition durch Bodmers Schüler Christian Heinrich Myller (1784) hervorging. Myllers Edition lagen zwei Abschriften des Sangallensis zugrunde (eine davon stammt von Bodmer), die er mit entsprechenden Mängeln versehen zum Druck brachte.

⁴ Einen Überblick über die verschiedenen Forschungspositionen in der Kyot-Forschung gibt Stolz 2010, 208f.

⁵ Vgl. hierzu die laufend aktualisierten Handschriftenverzeichnisse des Parzival-Projekts (<http://www.parzival.unibe.ch/hsverz.html>) und des Handschriftencensus (<http://www.handschriftencensus.de>).

Die schlichte Konzeption und die Fehlerhaftigkeit dieser Eintext-Edition auf der Basis von Handschrift D erregten das Missfallen von Karl Lachmann, der aber dennoch den Myller'schen Druck zur Grundlage seiner kritischen Textedition machte, indem er in zwei Exemplare des Druckes fehlerhafte Lesungen anhand des Originals korrigierte und zudem Lesarten der anderen Handschriften eintrug. Von diesem Verfahren zeugen noch einige Myller'sche Übertragungsfehler, die auch Lachmann übersehen hatte und die sich entsprechend in der ersten Auflage seiner Edition erhalten haben (McCulloh, 486-490). Lachmanns ebenfalls von Handschrift D ausgehende Retextualisierung bildet bis heute den Ausgangspunkt jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem *Parzival*,⁶ was äußerst problematisch ist, da er bei der Auswahl der hauptsächlich im Apparat berücksichtigten Vergleichshandschriften selektiv verfuhr und nicht wenige Textzeugen gänzlich unberücksichtigt ließ – darunter sämtliche Handschriften der Fassung *T, der immerhin mit dem Fragment 26 der älteste heute bekannte, an die Lebenszeit des Autors heranreichende Textzeuge angehört (Schöller 2009, 60-65). Dies wiederum führte dazu, dass alternative Deutungsangebote auch zentraler Textpassagen überhaupt nicht in den Fokus der Forschung gerieten. Um nur ein Beispiel zu nennen: Über das für die erzähltheoretische Positionierung des *Parzival* so gewichtige ‚Bogengleichnis‘ wurde eine kaum mehr zu überblickende Zahl an Studien vorgelegt. Doch in keiner dieser Arbeiten konnte – da von Lachmann nicht verzeichnet – die Version der Fassung *T berücksichtigt werden, in der vor der Gefahr eines Sehnenrisses gewarnt wird (Schöller 2009, 284-294; Dallapiazza/Molinari 62-67). Ein solcher würde die Erzählung zerstören, da es die Sehne ist, die die Erzählung repräsentiert, und nicht der Bogen, wie im Gleichnis selbst (*ich sage die senewen âne bogen*, 241,8; *diuse neue gelîchet maren sleht*; 241,13) und nochmals gegen Ende des Textes gesagt wird (*ez ist niht krump alsô der boge / dizmare ist wâr unde sleht*; 805,14f.). Aufgrund der expliziten Hervorhebung der Sehne als zentrales Moment des Vergleichs erschien es mir sinnvoll, das Gleichnis analog zum Text als ‚Sehnenvergleichnis‘ zu bezeichnen (*diu senewe ist ein bîspel*; 241,9). Der Riss der Sehne verdeutlicht die Aussageintention des Gleichnisses präziser als deren – im Lachmannstext gebotene – Krümmung. Der Bogen symbolisiert das umwegige, das ‚krumme‘ Erzählen, der Schuss das zu rasche Erzählen und somit das verfrühte Preisgeben von Informationen, die das Publikum noch nicht verstehen kann. Ein Schuss würde ebenfalls von Krümmung oder könnte – in *T – sogar zum Riss der Sehne führen. Wolfram aber will „gerade und der Reihe nach erzählen [...] und keine Pfeile verschießen“ (Haferland 316; so auch Obermaier 483-485; Kern). So verdienstvoll und bedeutsam Lachmanns Ausgabe für die Geschichte der germanistischen Mediävistik auch ist – es bleibt der Kritikpunkt

⁶ Die fachspezifische Wirkung von Joachim Bumkes im Jahr 2008 vorgelegten Edition, die Handschrift D erstmals durchgängig und konsequent folgt, bleibt abzuwarten.

einer zu engen und zu einseitigen perspektivischen Zurichtung des historischen Materials bestehen, die einer umfassenden hermeneutischen und textgenetischen Aufarbeitung des *Parzival* entgegen steht.

4 Aktive und inaktive Minimalvarianten im Parzival

Wie jeder andere breiter überlieferte Text des Mittelalters, weist auch der *Parzival* eine große Streuung an Minimalvarianten auf. In der Folge sollen exemplarisch einige solcher Varianten in Erinnerung gerufen werden, die in Partien auftreten, denen seit jeher die erhöhte Aufmerksamkeit der Wolfram-Forschung gilt.

4.1 Der Königsmord in Bamberg

Parzival besucht erstmals die Gralburg, in der eine merkwürdig bedrückte, niedergeschlagene Stimmung herrscht. Der Erzähler berichtet, dass das Gras des Burghofs unberührt ist, da keine Turniere mehr ausgetragen werden, wie das auch in Abenberg der Fall ist: *alsô der anger z'Abenberg* (227,13). Seit den Forschungen Albrecht Schreibers wird diese Stelle als Epitaph auf das Geschlecht der Abenberger gelesen, das um 1200 aus den Quellen verschwindet (Schreiber 84f.). Abenberg / Amberg ist etwa 20 Kilometer östlich von Wolframs-Eschenbach gelegen, befindet sich demnach im Herzen des vermuteten Wirkungskreises des Autors. Die Mehrzahl der Handschriften liest *Abenberg*. Daneben existiert ein auf drei Handschriften basierender Traditionsstrang, in dem Bamberg in das Zentrum des Vergleichs rückt: *sô der anger dâ ze Babenberg* (Schöller 2007; Murphy 154, Anm. 19; 180). Auch diese Anspielung kann in einen konkreten Deutungsrahmen eingeordnet werden. Am 21. Juni 1208 wurde der Staufer Philipp von Schwaben in Bamberg ermordet, wie etwa die *Kaiserchronik* berichtet: *ze Bâbenberc wart er reslagen, / die fürsten muosten in lange clagen* (Anhang I, v. 365f.). Diese Tat dürfte dem Ansehen des Bambergers Hof beträchtlichen Schaden zugefügt haben. Die Staufer mieden fortan die Stadt, deren Bischofsstuhl jahrelang verwaist war. Erst 1211 wurde der mit der Reichsacht belegte Ekbert, der vom Tannhäuser als Mäzen genannt wird und laut Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst* 1224 dem Friesacher Turnier beiwohnte (Bumke 1979, 191f.), wieder als Bischof von Bamberg eingesetzt (Schütz, 36). Der Erzähler bedient sich also in dieser Texttradition zur Veranschaulichung der wegen des leidenden Anfortas trauernden Gralgemeinschaft einer Anspielung auf eine zeitgenössische Katastrophe. Wäre dieser Text unikal überliefert wie etwa der *Erec*, so wäre eben dieser zeitgeschichtliche Hintergrund in allen Kommentaren zum *Parzival* nachzulesen und ein weiterer Anhaltspunkt für die Datierung des Werks gegeben – immerhin findet eine direkte Folge des Attentats, die Kaiser-

Krönung Ottos IV., spöttische Erwähnung im *Willehalm* (393,30-394,5). Lachmann folgte der Handschrift D, die *Abenberc* liest, und versenkte *Babenberc* in einem schmuck-losen Lesartengrab, das niemand aufsuchen will. Gesa Bonath listet die Variante denn auch in ihren umfassenden Untersuchungen zur Überlieferung des *Parzival* ohne nähere Begründung als „Fehler“ auf (Bonath, Bd. 2, 264). Allerdings sind es nicht die unzuverlässigen jüngeren Handschriften, die *Babenberc* lesen, sondern die ältesten erhaltenen Textzeugen überhaupt, nämlich die Handschriften I und G.⁷ Die Entstehung von G wurde überdies von der Forschung in Staufernähe angesetzt (Klein). Es ist daher durchaus denkbar, dass sich eine *Memoria* dieser für das Staufergeschlecht katastrophalen Tat in den *Parzival* eingeschrieben hat.

Doch wie immer man sich die Entstehung dieser Variante zu denken hat, als anlassbezogene Autorvariante, als gezielte Textredaktion einer Schreibstube oder aber als simples Unverständnis eines Schreibers⁸ – die Variante dieser Texttradition evoziert bei einem (mittelalterlichen wie neuzeitlichen) Leser des *Parzival* die Erinnerung an ein gewichtiges historisches Ereignis und bedarf entsprechender editorischer Betreuung. Philologische Textarchäologie sollte ihre Fundstücke angemessen präsentieren.

4.2 Die Namen des Grals

Die beengende Wirkung einer kanonischen Textedition zeigt sich verblüffenderweise auch anhand einer zentralen Textstelle des sogenannten ‚neunten Buchs‘, die Generationen von Mediävisten in ihren Bann geschlagen und zu

⁷ Hinzu kommt die elsässische Handschrift V aus dem 14. Jahrhundert. Die Handschrift I, deren Entstehung im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts angesetzt wird, ist der älteste Textzeuge, der diese Passage überliefert. Es folgen G (Mitte 13. Jh.) und D (um 1260). Alle Angaben folgen dem Handschriftenverzeichnis des *Parzival*-Projekts (Anm. 4).

⁸ Zuletzt hat Bertau (2009, 158 und 162) in anderem Zusammenhang mit Bezug auf Heidingsfelder, Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt, auf die Schreibung *Friedrich comes de Habensberc* (158; *Habenberg*, 162) hingewiesen. Eine Fehlgenese **haben(s)berc* → *babenberc* (die *Parzival*-Handschriften G, I, V schreiben *babenberc* klein) wäre prinzipiell denkbar. Ich konnte diese Schreibung bei Heidingsfelder allerdings nicht finden. Da Bertau keine Seitenzahl nennt, habe ich alle Einträge zu ‚Abenberg‘ und auch zu ‚Abensberg‘ anhand des Registers überprüft. Friedrich von Abenberg begegnet in den dort angegebenen Stellen als *comes Fridericus de Abenberc* und als *Fridericus comes de Abinberg*. Kein einziger der über das Register auffindbaren, zahlreichen Belege für ‚Abenberg‘ weist anlautendes *H-* auf. Es mag sein, dass Bertau auf eine Stelle Bezug nimmt, die irrtümlich nicht vom Register erfasst wurde. Doch dessen ungeachtet demonstrieren gerade die bei Heidingsfelder abgedruckten Belege eine beeindruckende Konstanz in der Schreibung des Anlauts, die eine auf regionaler Eigenart der Ortsnamenschreibung beruhende Fehldeutung unwahrscheinlich macht.

einem wahren Hexeneinmaleins der Deutungen geführt hat. Charakterisierte der Erzähler im fünften Buch den Gral nur vage als *dinc* (235,23), so wird er nun, im Anschluss an die Nennung des Meisters Kyot als neuer Quellenreferenz, präziser als Stein beschrieben. Diese nähere Bestimmung weicht wiederum markant von Chrétien de Troyes ab, in dessen Roman der Gral als eine mit Edelsteinen bestückte Goldschale dargestellt wird. In der Bezeichnung des Steins in Vers 469,7 weichen die Handschriften in signifikanter Minimalvarianz voneinander ab, wobei sich nach der ersten Komponente drei Gruppen unterscheiden lassen: *lapsit* – *lapis* – *jaspis exillis/exil(l)is(x)* (Delcourt-Angélique; Nellmann 2000; Schöller 2009, 364-373; Stolz 2010, 191f. und 206f. mit Fassungsedition der Verse 469.1-30). Jede dieser Gruppen weist einen oder mehrere Vertreter noch aus dem 13. Jahrhundert auf. Berücksichtigt man sämtliche Handschriften, die diese Stelle überliefern, so erhält die dritte Gruppe ein deutliches Übergewicht:

Gruppe I (*lapsit*): drei Handschriften (aus dem 13. Jahrhundert: D, G)

Gruppe II (*lapis*): fünf Handschriften (I)

Gruppe III (*jaspis*): neun Handschriften (O, T, Fragmente 18, 42)⁹

Karl Lachmann entschied sich für die Lesart seiner Haupthandschrift D und setzte sie in den Text. Seither trägt Wolframs Gral auch in der Forschungsliteratur den Namen *lapsit exillis*, wobei der skurril anmutende Befund festzuhalten bleibt, dass in der Deutung selbst zumeist *lapis* als Ausgangspunkt gewählt wurde, *ohne* dass die Existenz der tatsächlich vorhandenen Lesart *lapsit* entsprechend gewürdigt worden wäre (zu den verschiedenen Deutungen: Bumke 2004, 139f.; Dallapiazza 88; Kratz 590-593). Dieser Befund ist Lachmanns fehlerhafter Verzeichnung der Lesart (*lapis d^e* statt richtig zumindest *lapis dg^e*) geschuldet, die als einzigen Überlieferungsträger eine der jungen Lauberhandschriften glauben macht. Tatsächlich verhält es sich genau umgekehrt: Mit *lapis* liegt die *älteste* Version vor, da Handschrift I nach heutigem Erkenntnisstand den ältesten der vollständig erhaltenen und diese Stelle überliefernden Textzeugen repräsentiert.¹⁰ Im Jahr 2000 unternahm Eberhard Nellmann erneut den Versuch, die Lesart *lapsit* mit Argumenten zu fundieren, um der weiteren Forschung „einen festen Ausgangspunkt“ zu geben (Nellmann 2000, 420). Nellmann war der Ansicht, in *lapsit exillis* die älteste erreichbare Basis greifen zu können. Doch das in der aktuellen Philologie zunehmend hinterfragte Verfahren der *lectio difficilior* scheint mir in diesem Fall besonders problematisch zu sein, da hier gerade in der Sinnlosigkeit des Syntagmas *lapsit exillis* dessen Dignität be-

⁹ Die elsässische Handschrift V, die hier der dritten Gruppe zugeschlagen wird, wies ursprünglich die *I(O)QR-Lesart *jaspis* auf, die mittels Rasur und Klebestreifen zu *lapis ex illix* korrigiert wurde (Schöller 2009, 366f.).

¹⁰ Vgl. oben, Anm. 7.

gründet wird.¹¹ Hingegen werden die sinnvollen Lesarten *lapis* und *jaspis* als Interpretationen eines unverständlichen Befunds aufgefasst. So merkte Nellmann etwa zum *jaspis* an, dass dies der Name eines im zweiten Buch Mose und in der Johannesapokalypse an prominenter Stelle genannten Edelsteins ist und insofern „besonders gut für den Gralstein passt“ (Nellmann 2000, 419), woraus er den Schluss zog, dass es sich um eine Schreiberdeutung handeln müsse. Umgekehrt wiederum wurde eine hypothetische, aber durchaus denkbare Fehlergenese von ursprünglich *iaspis* zu *lapsit* aufgrund der in der *Parzival*-Überlieferung des Öfteren begegnenden Verlesung von anlautendem *i* zu *l*, die in Kombination mit der Verwendung von Schaft-s das sinnlose *lapsit* angestoßen haben könnte, bislang überhaupt noch nicht in Erwägung gezogen (Schöller 2009, 371; mit Beispielen).

Wie dem auch immer sei: Es dürfte kaum möglich sein, die Priorität einer der Lesarten konsensfähig herauszustellen. Immerhin aber kann nachgezeichnet werden, in welchen Kontexten die verschiedenen Lesarten im mittelalterlichen Schrifttum bereits vorgezeichnet waren bzw. ihrerseits produktiv wurden. Die kanonisierte Lesart *lapsit exillīs* (Gruppe I) hat sich, soweit ich sehe, nirgendwo außerhalb des *Parzival* erhalten, und es lassen sich auch keine möglichen Quellen für die Ausbildung dieser Lesart finden. Hingegen ist zur in sich sinnvollen Lesart *lapis exilis* (Gruppe II), dem ‚unscheinbaren Stein‘, festzuhalten, dass sich Wolfram hier an der mittelalterlichen Alexander-Tradition orientieren konnte. In der zunächst als Einzelepisode überlieferten Erzählung von Alexanders Reise zum Paradies, dem *Iter ad Paradisum*, wird der *lapis*, der Paradiesstein, u.a. mit dem Adjektiv *exilis* charakterisiert (Ranke 26). Diese Episode fand Eingang bereits in die früheste deutschsprachige Fassung des Alexanderromans, in den *Strassburger Alexander*, der Wolfram bekannt war (Nellmann 1994, s. Register). Seit den Thesen von Gustav Ehrismann und Friedrich Ranke wurde eben dieser Paradiesstein immer wieder als denkbare Vorbild für die Ausgestaltung von Wolframs Gralstein, den *wunsch von pardīs* (235,21), ins Gespräch gebracht (Ehrismann; Ranke).¹² Zudem hat bereits C. G. Jung darauf hingewiesen, dass ein *lapis exilis* zeitlich nicht lange nach Wolfram auch im *Rosarium philosophorum* auftaucht (Jung, 212), einem alchemistischen Traktat, der wohl fälschlich Arnaldus de Villanova (1238 – 1313) zugeschrieben wurde. In diesem Text wird der Stein der Weisen als *lapis exilis* charakterisiert, als unansehnlicher und wertloser Stein, der den Toren nichts bedeute, hingegen für die Weisen von unschätzbarem Wert sei: *Hic lapis exilis extat precio quoque vilis / Spernitur a stultis, amatur plus ab edoctis* (zit. nach McConnell, 213). Für die Lesart der Gruppe III, *jaspis exillix*, ist wiederum das Zeugnis des *Jüngeren Tituel* von Bedeutung: *jaspis und silix ist er genennet, / von dem der fenix lebende wirt, swenn er sich selben zeeschen brennet* (6292,3f.).

¹¹ Zum pseudolateinischen Charakter von *lapsit* vgl. Barber, 209.

¹² Am entschiedensten gegen die Überblendung von Gral und Paradiesstein votierte Josef Quint.

Werner Wolf, der Herausgeber des *Jüngerer Titirel*, bezeichnete diese Lesart als „den ältesten Versuch, Wolframs unverständlichen Gralnamen zu erklären“ (W. Wolf 1950, 93; so noch bei Mertens 2003, 144). Dies wiederum ist ein Irrtum Wolfs, der die *jaspis*-Lesarten des *Parzival* nicht zur Kenntnis genommen hatte. Albrecht benutzte vermutlich eine *Parzival*-Handschrift aus der Überlieferungsgruppe *TQR,¹³ und er setzte entsprechend das Vorgefundene fast unverändert in den Text: Der Gral heißt in der für Wolfs/Nyholms Edition maßgeblichen Überlieferungsgruppe I des *Jüngerer Titirel jaspis und silix*, was eben auf den Jaspis und den Silex (Kieselstein) verweist, und dem zugrunde lag eine Handschrift, die, wie schon Nellmann gesehen hat, eine Lesart **jaspis et silix* aufgewiesen haben dürfte (Nellmann 2000, 417, Anm. 12). Die Auftrennung der zweiten Komponente ist bereits in der *Parzival*-Handschrift T gegeben, die *Jaspis ex illix* liest, wohingegen der Silex in der *Parzival*-Handschrift Q in der Lesung *jaspis exsilix* vorgezeichnet ist.¹⁴ Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass in einer Edelsteinliste der *Minneburg* vermutlich in Anlehnung an den *Jüngerer Titirel* ein Stein namens *Silix Jaspis* (v. 2467) genannt wird (Krüger, 88).

Alle diese Parallelen vermögen keine Auskunft über die ‚originale‘ Lesart zu geben. Doch bleibt als Befund festzuhalten, dass gerade jene Lesarten im mittelalterlichen Schrifttum kursierten, die in der Lachmann-Ausgabe lediglich im Apparat ausgewiesen sind.

4.3 Rollentausch und Positionswechsel

Indizien dafür, dass solche, in kritischen Ausgaben marginalisierte Minimalvarianten den Ausgangspunkt für eigenständige Deutungsprozesse und künstlerische Adaptionen bilden können, bietet schließlich Wolframs Retextualisierung selbst. Ich greife hier zur Veranschaulichung auf zwei Beispiele zurück, die in der jüngeren Forschung (erneut) diskutiert wurden. In beiden Fällen hat es den Anschein, als ob die Deutung eines einzelnen Buchstabens weitreichende Folgen für Wolframs Retextualisierung nach sich gezogen hätte. Dies betrifft zunächst die Episode von Clinschors Zaubenburg Schastelmarveile. Während sich die Frauen im *Conte du Graal* zu ihrem Schutz in der Burg aufhal-

¹³ Dafür sprechen neben der charakteristischen *jaspis*-Überlieferung weitere Parallelen in Einzellesarten wie etwa *worten* (*T 1,29) vs. *vorhten* (Schöller 2009, S. 273, Anm. 55), v.a. aber der Umstand, dass die Handschrift die vollständigen Listen der von Parzival und Feirefiz besiegten Gegner enthalten musste (Zatloukal, Bd. 2, 878), was unter den erhaltenen Handschriften abseits der Fassung *D, die nicht in Frage kommt (so bereits Borchling, 42, Anm. 2), nur auf Handschriften aus der *TQR-Tradition (U, Q) bzw. auf L zutrifft, die partielle Übereinstimmungen mit *TQR zeigt. Eine umfassende Untersuchung dieser Frage steht noch aus. Hingegen dürfte es feststehen, dass Albrecht für die *Willehalm*-Teile eine Handschrift aus dem γ -Zweig benutzte (Zatloukal, Bd. 2, 878).

¹⁴ Exakt diese Lesart verzeichnet auch die Handschrift X, der älteste vollständige Textzeuge der Überlieferungsgruppe II des *Jüngerer Titirel* (Nellmann 1994, 679).

ten, werden sie im *Parzival* von Clinschor gefangen gehalten. Nellmann führt diese profunde Änderung der Konzeption auf die missverständliche Lesung eines Relativpronomens zurück (Nellmann 1996a, 135-137; mit weiterer Literatur). Die meisten Handschriften lesen die Verse 7548-51 in folgender Gestalt: *Uns clers sages d'astronomie, / Que la roïne i amena, [...] / A fait unes si grans merveilles [...]*.¹⁵ Doch erst dem Apparat der Ausgabe von Keith Busby aus dem Jahr 1993 ist zu entnehmen, dass zwei Handschriften (H und P) in Vers 7549 *qui* anstelle von *que* aufweisen, was die Rolle Klinschors grundsätzlich verändert: „Der Diener wird zum Herrn“, und zugleich wird aus der Tugendprobe eine Erlösungsaufgabe (Nellmann 1996a, 136f.).

Auf den zweiten Fall hat zuletzt Michael Stolz aufmerksam gemacht (Stolz 2013, 38-40; Stolz 2010, Stolz 2008; mit weiterer Literatur): Während Sigune im *Conte du Graal* unter einer Eiche sitzt (*Une pucele soz .i. chaisne*, v. 3431), befindet sie sich im *Parzival* gemeinsam mit dem einbalsamierten Schionatulander auf einer Linde (*vor im uf einer linden saz* v. 249,14). Diese neue, extravagante Positionierung des Liebespaares erzeugt ein symbolisches Bild, das Assoziationen weckt etwa an Baumheilige oder an die an anderer Stelle (57,11) genannte Turteltaube, die sich aus Trauer um den Gefährten auf den dünnen Ast setzt. Im *Jüngerem Titirel* wiederum wird eben dieses Bild der Turteltaube auf Sigune übertragen und die Baumsymbolik zugleich erweitert. Die Linde, auf der sich Sigune und der nun eingesargte Schionatulander aufhalten, verfügt über grünes Laub und über dürre Zweige (5168). Darüber hinaus wird berichtet, dass Sigune und der Tote mit Unterstützung Kundries auf die Linde gelangen konnten (5166) und dass sich die Gralgemeinschaft um Verpflegung sowie um Schutz gegen Regen, Wind und Frost kümmerte (5253f.). Der Verfasser des *Jüngerem Titirel* dachte demnach auch überaus pragmatisch über die konkrete Bewältigung dieser Situation nach. In extrahierter Form findet sich die Szene in einer unikal überlieferten Einzelstrophe (sog. ‚Sigunenklage‘) auf dem Vorsatzblatt des *Jüngerem Titirel A* (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2675, erstes Viertel des 14. Jahrhunderts), in der Sigune auf der Linde ihr Leid klagt (Baisch 306-308; Mertens 1970; W. Wolf 1959, 175-177). Die Ursache dieser produktiven Textbewegungen könnte wiederum in der Überlieferung des *Conte du Graal* zu finden sein, und zwar in der graphischen Verwechselbarkeit von *r* und *z*, die zur Ausbildung der Minimalvarianten *soz/sor* (‚auf/unter‘) geführt haben könnte. Tatsächlich existiert in der Überlieferung des *Conte du Graal* eine Handschrift (P) die *sour*, also ‚auf‘, liest (Stolz 2013, 39f.). Möglicherweise hat hier erneut der ‚falsche‘ Text, also jener Text, der in den Ausgaben des *Conte du Graal* nur unter dem Strich zu finden ist, neue ‚richtige‘ Texte von Wolfram und Albrecht hervor gebracht – Texte, die offenbar auch manchen mittelalterlichen Schreibern so

¹⁵ ‚Ein sternkundiger Gelehrter, den die Königin hierher mitbrachte, [...], hat das ungeheure Wunderwerk gemacht‘; Übersetzung Nellmann.

unglaublich erschienen, dass sie das Liebespaar kurzerhand wieder nach unten versetzten. Die späten *Parzival*-Handschriften L und R lesen in Vers 249,14 denn auch *under einer linden* (Stolz 2013, 38f.).

5 Konsequenzen: Moderne Retextualisierungen vormoderner Texte

Vormoderne Textualität ist fragile Textualität. Das manuell produzierte Gewebe des mittelalterlichen Textes verfügt gegenüber dem maschinell reproduzierten Text des gedruckten Buchs über beträchtliches Transformationspotential. Kleinste Veränderungen des Textgefüges können zu profunden Veränderungen des Sinngefüges führen und Schmetterlingseffekte hervorrufen. „Kontinuität durch Repetition erzeugt [...] zwangsläufig ein Prinzip der Variation, und dieses mündet in einen Prozess der Veränderung der ursprünglichen Elemente [...]. Die Kontinuität der reinen Repetition ist untrennbar mit dem Prozess der diskontinuierlichen Variation verbunden“ (Proß, 124). Varianten im Allgemeinen, aber Minimalvarianten im Besonderen verraten nur in Ausnahmefällen etwas über die Motivation ihrer Entstehung.¹⁶ Hingegen sind ihre Auswirkungen auf die Sinnkonstitution des Textes und auf den mittelalterlichen Tradierungsprozess mit unterschiedlicher Verbindlichkeit rekonstruierbar: Der Retextualisierungspfad ist je nach Überlieferungslage mehr oder weniger konkret nachzuzeichnen (Handschrift x als Vorlage von Handschrift y; ‚die *Parzival*-Teile des *Jüngerer Titirel* beruhen auf einer Handschrift aus dem Bereich *TQR‘ etc.). Hingegen bleibt der hermeneutische Horizont bei der Auswertung solcher Vorgänge weiterhin offen: Die Frage, ob Wolfram Sigune auf der Linde platziert hat, weil er einer speziellen Chrétien-Handschrift folgte, oder ob er sich von der Vorlage abheben und primär auf die Symbolik des Bildes abzielen wollte, fällt in den Bereich der Interpretation, deren unabdingbare Grundlage wiederum eine wertneutrale Typologisierung (erste Ansätze bei Bumke 1996, 397-455; Schubert 2000; Schubert 2002) und eine methodisch zuverlässige Quantifizierung von Textvarianz auch im Hinblick auf die spezifischen Konstitutionsbedingungen der Gattungen bilden. Philologische Retextualisierung mittelalterlicher Dichtung sollte entsprechend auf eine transparente Präsentation des Materials und auf intertextuelle Vernetzung hin ausgerichtet sein und den bereits vorhandenen, hermetisch in sich geschlossenen Editionen der älteren Textkritik offene, das vorhandene Material vollständig erschließende Editionstypen zur Seite stellen. Denn indem die ältere Textkritik einen Textzeugen privilegierte und dadurch eine einzige, mit Konjekturen und Parallellesungen angereicherte Textfassung kanonisierte, wurde die Illusion eines authentischen Textes erzeugt und zugleich

¹⁶ Ein solcher Ausnahmefall wäre etwa die vielsagende, auf ein passaisches Umfeld verweisende Unaufmerksamkeit in der Nibelungenhandschrift B, in der an einer Stelle *Volfger* statt *Volker* (Strophe 1881) geschrieben wird (Das Nibelungenlied, ed. Reichert, 352).

die Perspektive auf den Text festgeschrieben. Die neuzeitliche, über das Medium des Buchdrucks betriebene, wissenschaftliche Retextualisierung bestand stets in der Transformation eines unfesten Textes in einen festen Text, in dem Umgießen umfassender Zeichenbewegungen in eine feste Form. Doch selbst die qualitativ beste Handschrift garantiert nicht den originalnächsten Text. Gerade die St. Galler Handschrift 857, die einen unbestritten hochwertigen Text bietet, weist zugleich Spuren redaktioneller Überarbeitung auf.¹⁷ Die Dignität der vorgelegten Texteditionen beruhte letztlich auf dem Urteil des Herausgebers und nicht zuletzt auf der Autorität, die ihm und der Institution, der er angehörte, innerhalb des Faches zugestanden wurde. Diese Dignität sollte nach Möglichkeit vom Subjekt des Herausgebers auf das Objekt der Handschrift verschoben werden. Entsprechend sollten auch Minimalvarianten nach den Kriterien der Stimmigkeit und des Alters überprüft werden. Eine Minimalvariante hat dann zu gelten, wenn sie sich bruchlos in den Stellenkontext einfügt. Im anderen Fall läge ein „absoluter Fehler“ vor, ein „eindeutiger Schreibfehler, [der] den Text in sich sinnlos [macht]“ (Titurel, ed. Bumke/Heinzle, S. XV) oder erhebliche Störungen der grammatischen Ordnung verursacht. Gerade bei der Qualifizierung von Minimalvarianten kommt überdies dem Alter des Überlieferungsträgers große Bedeutung zu. Bei den jüngeren Handschriften des 15. Jahrhunderts lässt sich immer wieder beobachten, dass der alte, zum Zeitpunkt der Verschriftlichung oft bereits sehr fehlerhaft überlieferte Text nicht mehr in allen Partien und Formulierungen verstanden wurde (zur Problematik: Busch). Die Folge ist eine beachtliche Zunahme an Varianten und eben an Minimalvarianten, denen aber auch dort, wo sie stimmig erscheinen, mit Blick auf die Abbildung autornaher Überlieferung (Bumke 1996, 60-68), in der ‚Entstehungs- und Wirkungsvarianten‘¹⁸ ununterscheidbar zusammen fallen, nicht mehr zu trauen ist. Der ‚Text I‘ eines modern retextualisierten *Parzival*, den das Parzival-Projekt anstrebt,¹⁹ besteht also in einer weiterhin unter textkritischen Gesichtspunkten erstellten, parallelen – und damit der Enthierarchisierung der Textzeugen dienlichen – Wiedergabe der ältesten erhaltenen Fassungen, die mit einem Apparat versehen ist, der die Lesarten sämtlicher Textzeugen verzeichnet. Dass eine

¹⁷ Beispielsweise in Gestalt von Wortverkürzungen und -verschmelzungen durch Synkope und Apokope, Aphärese und Krasis, worin sich Handschrift D von den übrigen *D-Textzeugen unterscheidet. Nach Karl Bertau zeige „die jüngere, Sankt Galler Überlieferungstradition [...] die entschlossene Hand eines Redaktors“ (Bertau 2011, 189). Lachmann war sich einer gewissen ‚Autorferne‘ der Handschrift durchaus bewusst. Deshalb vergab er als Sigle nicht den ersten Buchstaben des Alphabets, sondern ein ‚D‘ (Gärtner, 69).

¹⁸ Zur Terminologie vgl. zusammenfassend Gärtner, 65.

¹⁹ Das von Michael Stolz begründete und mittlerweile von drei Universitäten (Bern, Berlin, Erlangen) getragene Projekt muss an dieser Stelle wohl nicht mehr vorgestellt werden. Die Projektpublikationen sind auf deren Homepage verzeichnet:

(<http://www.parzival.unibe.ch/projektpraesentationen>)

solche Ausgabe eine Potenzierung der Konstitutionsbedingungen von ‚Text II‘ zur Folge haben wird, versteht sich von selbst.

Eine derart erweiterte Textbasis ermöglicht neue Einblicke in einen alten Text. Denn gerade in der Aufbereitung von bislang unbeachtetem Material liegt die eigentliche „Macht der Philologie“ (Gumbrecht) begründet. Nach bald 200 Jahren intensiven Fischens im Lachmann-Teich ist der Fischbestand bereits bedrohlich dezimiert. Um dem Fischerkönig weitere Geheimnisse zu entlocken, dürfte die Befahrung neuer Gewässer daher geboten sein.

Bibliographie

Quellen

Parcival. Ein Ritter-Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert von Wolfram von Eschenbach. Zum zweiten Male aus der Handschrift abgedruckt, weil der erste Anno 1477 gemachte Abdruck so selten wie Manuscript ist [Hrsg. von Christoph Heinrich Myller, Berlin 1784. Sammlung Deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert. 1. Bd. Abt. 4, S. 1-196].

Wolfram von Eschenbach, Parzival. Nach der Ausgabe Karl Lachmanns revidiert und kommentiert von Eberhard Nellmann. Übertragen von Dieter Kühn. 2 Bände, 1. Bd.: Text, 2. Bd.: Text und Kommentar. Frankfurt am Main 1994 (Bibliothek des Mittelalters 8,1 und 8,2).

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. 2. Aufl.. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht. Mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der *Parzival*-Interpretation von Bernd Schirok. Berlin, New York 2003.

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Auf der Grundlage der Handschrift D hrsg. von Joachim Bumke. Tübingen 2008 (Altdeutsche Textbibliothek 119).

Wolfram von Eschenbach: Titurel. Mit der gesamten Parallelüberlieferung des *Jüngerer Titurel*. Kritisch hrsg., übersetzt und kommentiert von Joachim Bumke und Joachim Heinze. Tübingen 2006.

Chrétien de Troyes: Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal. Édition critique d'après tous les manuscrits par Keith Busby. Tübingen 1993.

Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel. Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch hrsg. von Werner Wolf. Bd. I (Str. 1–1957). Berlin 1955 (Deutsche Texte des Mittelalters 45). Bd. II,1 (Str. 1958–3236). Berlin 1964 (DTM 55). Bd. II,2 (Str. 3237–4394). Berlin 1968 (DTM 61).

Albrechts Jüngerer Titurel. Nach den Grundsätzen von Werner Wolf kritisch hrsg. von Kurt Nyholm. Bd. III,1 (Str. 4395–5417). Berlin 1985 (DTM 73). Bd. III,2 (Str. 5418–6327). Berlin 1992 (DTM 77). Bd. IV: Textfassungen von Handschriften der Mittelgruppe. Berlin 1995 (DTM 79).

- Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen. Hrsg. von Edward Schröder. Berlin 1895 (MGH Deutsche Chroniken 1).
- Die Minneburg. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift (Cpg. 455) unter Heranziehung der Kölner Handschrift und der Donaueschinger und Prager Fragmente hrsg. von Hans Pyritz. Berlin 1950 (DTM 43).
- Das Nibelungenlied. Nach der St. Galler Handschrift hrsg. und erläutert von Hermann Reichert. Berlin, New York 2005.
- Die Regesten der Bischöfe von Eichstatt. Bearbeitet von Franz Heidingsfelder. Innsbruck 1915-1921 (mit Register: Erlangen 1938) (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. VI. Reihe).
- Forschung
- Baisch, Martin: Textkritik als Problem der Kulturwissenschaft. 'Tristan-Lektüren. Berlin, New York 2006 (Trends in Medieval Philology).
- Barber, Richard: Der heilige Gral. Geschichte und Mythos. Aus dem Englischen von Harald Ehrhardt. Düsseldorf, Zürich 2004.
- Benjamin, Walter: Einbahnstraße. In: W. B.: Gesammelte Schriften. Unter Mitw. von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 4. Hrsg. von Tillmann Rexroth. Frankfurt am Main 1991 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 934), S. 83-148.
- Bertau, Karl: Wolfram in Rogaška. In: Sprache und Literatur durch das Prisma der Interkulturalität und Diachronizität. Festschrift für Anton Janko zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Marija Javor Briški, Mira Miladinović Zalaznik, Stojan Bračić. Ljubljana 2009, S. 146-168.
- Bertau, Karl: Wo sind denn da die Räume? In: Projektion – Reflexion – Ferne. Räumliche Vorstellungen und Denkfiguren im Mittelalter. Hrsg. von Sonja Glauch, Susanne Köbele, Uta Störmer-Caysa. Berlin, New York, 2011, S. 175-192.
- Bonath, Gesa: Untersuchungen zur Überlieferung des *Parzival* Wolframs von Eschenbach. 2 Bde. Lübeck, Hamburg 1970/71 (Germanische Studien 238/239).
- Borchling, Conrad: Der jüngere Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach. Göttingen 1897.
- Bumke, Joachim: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150 – 1300. München 1979.
- Bumke, Joachim: Die vier Fassungen der »Nibelungenklage«. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, Berlin, New York 1996 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8 [242]).
- Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach. 8., völlig neu bearbeitete Aufl. Stuttgart, Weimar 2004 (Sammlung Metzler 36).
- Bumke, Joachim und Peters, Ursula (Hgg.): Retextualisierung in der mittelalterlichen Literatur. Berlin 2005 (Sonderheft zur Zeitschrift für deutsche Philologie 124).
- Bumke, Joachim: Deutsche Philologie – ein Fach mit Zukunft? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (9.12.2009), S. N3.

- Busch, Nathanael: „lumpenpapierhandschriften“. Zum editorischen Umgang mit unikal, spät und schlecht überlieferten mittelhochdeutschen Texten. In: *editio* 24 (2010), S. 96-116.
- Dallapiazza, Michael: Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Berlin 2009 (Klassiker-Lektüren 12).
- Dallapiazza, Michael und Molinari, Alessandra: Wolframs *Parzival* und das Problem des festen Textes. Die Varianten des Bogengleichnisses. In: *Filologia Germanica* 3 (2011), S. 47-70.
- Delcourt-Angélique, Janine: ‚Lapsit exillis‘: le nom du Graal chez Wolfram von Eschenbach (*Parzival* 469,7). Histoire d'un problème et tentative de solution. In: *Marche Romane* 27 (1977), S. 55-126.
- Ehrismann, Gustav: Er heizet lapsit exillis. *Parz.* 469,7. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 65 (1928), S. 62f.
- Fix, Ulla: Grammatik des Wortes. Semantik des Textes. Freiräume und Grenzen für die Herstellung von Sinn? In: *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*. Hrsg. von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez, Simone Winko. Berlin, New York 2003 (Revisionen 1), S. 80-102.
- Gärtner, Kurt: Editorische Terminologie aus mediävistischer Sicht I. In: *Editorische Begrifflichkeit. Überlegungen und Materialien zu einem „Wörterbuch der Editionsphilologie“*. Hrsg. von Gunter Martens. Berlin, Boston 2013 (Beihefte zu *editio* 36), S. 65-73.
- Gumbert, Johann Peter: Zur ‚Typographie‘ der geschriebenen Seite. In: *Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen. Akten des Internationalen Kolloquiums 17. – 19. Mai 1989*. Hrsg. von Hagen Keller, Klaus Grubmüller, Nikolaus Streckenbach. München 1992, S. 283-291 und 342-346 (Abb.).
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten. Frankfurt am Main 2003.
- Haferland, Harald: Rezension von Alexandra Stein. In: *Arbitrium* 14 (1996), S. 313-316.
- Heinzle, Joachim: Zur Logik mediävistischer Editionen. In: *editio* 17 (2003), 1-15.
- Jung, C. G.: *Psychologie und Alchemie*. 2. Aufl. Olten 1976 (Gesammelte Werke 12).
- Kern, Peter: *ich sage die seneven âne bogen*. Zur Reflexion über die Erzählweise im *Parzival*. In: *Wolfram von Eschenbach – Bilanzen und Perspektiven. Eichstätter Kolloquium 2000*. Hrsg. von Wolfgang Haubrichs, Eckart C. Lutz und Klaus Ridder. Berlin 2002 (*Wolfram-Studien* 17), S. 46-62.
- Klein, Thomas: Die *Parzival*-Handschrift Cgm 19 und ihr Umkreis. In: *Probleme der Parzival-Philologie. Marburger Kolloquium 1990*. Hrsg. von Joachim Heinzle, L. Peter Johnson, Gisela Vollmann-Profe. Berlin 1992 (*Wolfram-Studien* 12), S. 32-66.
- Kratz, Henry: *Wolfram von Eschenbach's Parzival. An Attempt at a Total Evaluation*. Bern 1973 (*Bibliotheca Germanica* 15).
- Krüger, Rüdiger: *Studien zur Rezeption des sogenannten Jüngerer Titirel*. Stuttgart 1986.
- McConnell, Winder: Otherworlds, Alchemy, Pythagoras, and Jung: Symbols of Transformation in *Parzival*. In: *A Companion to Wolfram's Parzival*. Ed. by Will Hasty. Columbia 1999 (*Studies in German Literature, Linguistics, and Culture*), S. 203-222.

- McCulloh, Mark R.: Myller's Parcival and Lachmann's Critical Method: The ‚Wolfram-Reise‘ Revisited. In: *Modern Language Notes* 98 (1983), S. 484-491.
- Mertens, Volker: Zu Text und Melodie der Titulstrophe: *Iamer ist mir entsprungen*. In: *Wolfram-Studien* 1 (1970), S. 219-239.
- Mertens, Volker: *Der deutsche Artusroman*. Stuttgart 1998 (RUB 17609).
- Mertens, Volker: *Der Gral. Mythos und Literatur*. Stuttgart 2003 (RUB 18261).
- Murphy, G. Ronald, S.J.: *Gemstone of Paradise. The Holy Grail in Wolfram's Parzival*. Oxford 2006.
- Nellmann, Eberhard: Produktive Mißverständnisse. Wolfram als Übersetzer Chrétiens. In: *Übersetzen im Mittelalter. Cambridger Kolloquium 1994*. Hrsg. von Joachim Heinze, L. Peter Johnson, Gisela Vollmann-Profe. Berlin 1996(a) (*Wolfram-Studien* 14), S. 134-148.
- Nellmann, Eberhard: Zu Wolframs Bildung und zum Literaturkonzept des *Parzival*. In: *Poetica* 28 (1996)(b), S. 327-344.
- Nellmann, Eberhard: *Lapsit exillis? Jaspis exillix?* Die Lesarten der Handschriften. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 119 (2000), S. 416-420.
- Nussbaumer, Markus: *Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten*. Tübingen 1991.
- Obermaier, Sabine: „Die Geschichte erzählt uns“ – Zum Verhältnis von Mittelalter und Neuzeit in Adolf Muschgs Roman *Der Rote Ritter. Eine Geschichte von Parzival*. In: *Euphorion* 91 (1997), S. 467-488.
- Proß, Wolfgang: ‚Longue durée‘ und Mehrsprachigkeit als Problem der Literaturgeschichtsschreibung. Elemente einer literarischen Historik. In: *Germanistik in der Schweiz* 7 (2010), S. 103-134.
- Quint, Josef: Die Bedeutung des Paradiessteines im Alexanderlied. In: *Formenwandel. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann*. Hrsg. von Walter Müller-Seidel, Wolfgang Preisendanz. Hamburg 1964, S. 9-26.
- Ranke, Friedrich: Zur Symbolik des Grals bei Wolfram von Eschenbach. In: *Trivium* IV (1946), S. 20-30.
- Schenkel, Elmar: *Chaostheorie und Literatur*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. von Ansgar Nünning. Fünfte, aktualisierte und erweiterte Aufl. Stuttgart, Weimar 2013, S. 98f.
- Schirok, Bernd: *Parzivalrezeption im Mittelalter*. Darmstadt 1982 (*Erträge der Forschung* 174).
- Schirok, Bernd: *Wolfram und seine Werke im Mittelalter*. In: *Wolfram von Eschenbach. Ein Handbuch*. Hrsg. von Joachim Heinze. 2 Bde. Berlin, Boston 2011, S. 1-81.
- Schöller, Robert: In Trüdingen und anderswo. Varianz in den *Parzival*-Versen 184,1 – 185,20. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 134 (2005), S. 415-441.
- Schöller, Robert: Abenberc – Babenberc. Eine Minimalvariante im *Parzival* (227,13) und ihr Hintergrund. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 126 (2007), S. 99-110.

- Schöller, Robert: Die Fassung *T des *Parzival* Wolframs von Eschenbach. Untersuchungen zur Überlieferung und zum Textprofil. Berlin, New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 56 (290)).
- Schreiber, Albert: Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach. Frankfurt am Main 1922 (Deutsche Forschungen 7).
- Schubert, Martin J.: *Ain schreiber, der was täglich truncken*. Zu Stand und Fortgang der Varianzforschung. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 12 (2000), S. 35-47.
- Schubert, Martin J.: Versuch einer Typologie von Schreibereingriffen, In: Das Mittelalter 7/2 (2002), S. 125-144.
- Schütz, Alois: Die Andechs-Meranier in Franken und ihre Rolle in der europäischen Politik des Hochmittelalters. In: Die Andechs-Meranier in Franken. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter. Mainz 1998 S. 3-54.
- Stackmann, Karl: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. In: Festschrift für Jost Trier. Hrsg. von William Foerste, Karl Heinz Borck. Köln, Graz 1964, S. 240-267. Zitiert nach dem Wiederabdruck: Karl Stackmann: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften I. Hrsg. von Jens Haustein. Göttingen 1997, S. 1-25.
- Stolz, Michael: Medieval Canonicity and Rewriting. A Case Study of the Sigune-figure in Wolfram's *Parzival*. In: Variants 7 (2008), S. 75-94.
- Stolz, Michael: Cousine sous le chêne – Sigune sur le tilleul. Réflexions sur la réécriture médiévale. In: Formes et difformités médiévales. Hommage à Claude Lecouteux. Hrsg. von Florence Bayard, Astrid Guillaume. Paris 2010 (Traditions et Croyances), S. 407-419.
- Stolz, Michael: „A thing called the Grail“: Oriental *spolia* in Wolfram's *Parzival* and its Manuscript Tradition. In: The Power of Things and the Flow of Cultural Transformations. Art and Culture between Europe and Asia. Ed. by Lieselotte E. Saurma-Jeltsch, Anja Eisenbeiß. Berlin, München 2010.
- Stolz, Michael: Von der Überlieferungsgeschichte zur Textgeschichte. Spuren des Entstehungsprozesses von Wolframs *Parzival* in den Handschriften. In: Grundlagen. Forschungen, Editionen und Materialien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Rudolf Bentzinger, Ulrich-Dieter Oppitz, Jürgen Wolf. Stuttgart 2013 (Zeitschrift für deutsches Altertum. Beiheft 18), S. 37-61.
- Viehhauser-Mery, Gabriel: Die *Parzival*-Überlieferung am Ausgang des Manuskriptzeitalters. Handschriften der Lauberwerkstatt und der Straßburger Druck. Berlin, New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 55 [289]).
- Wolf, Alois: Überbietendes Neuerzählen als Versuch der Vergegenwärtigung des „Wahren“. Überlegungen zur volkssprachlichen Literatur um 1200. Wien 2010 (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. Bd. 807).
- Wolf, Werner: Der Vogel Phönix und der Gral. In: Studien zur deutschen Philologie des Mittelalters. Friedrich Panzer zum 80. Geburtstag am 4. September 1950 dargebracht. Hrsg. von Richard Kienast. Heidelberg 1950, S. 73-95.
- Wolf, Werner: Zur Verskunst der Jüngerer Titulrelstrophe. Festschrift für F. R. Schröder. Heidelberg 1959, S. 163-177.

Schmetterlingseffekte

- Worstbrock, Franz-Josef: Wiedererzählen und Übersetzen. In: Mittelalter und frühe Neuzeit. Hrsg. von Walter Haug. Tübingen 1999, S. 128-142.
- Zatloukal, Klaus: Die Eigennamen im *Jüngerem Titarel*. 2 Bde. Habil. (ungedruckt). Wien 1984.
- Zeller, Hans und Martens, Gunter: Textgenetische Edition. Tübingen 1998 (Reprint 2012; Beihefte zu editio 10).

Ilona Paulis

Two-beats in Old Germanic poetry

Introduction

In Philology, myriad pages have been devoted to metrical, structural, literary and acoustic analysis of poetry. These four approaches have arguably mostly been covered separately, with few studies having taken into account the overall relation between them. However, there is much to be gained from integrated analyses, as an exclusively metrical or literary analysis of poetry is too limited to account for the full intricate relation between, for instance, metre and meaning. This article vouches for setting up integrated analyses of medieval poetry and provides one such analysis for Old English as a sample of what such analyses could yield.

In this paper, I will draw on examples from my previous research on narratological and metrical emphasis. The metrical emphasis can be analysed through the lens of the „two-beat“ that I developed for my MA thesis in Leiden. I will first explain this term you have already seen from the title and briefly discuss its effect. Secondly, I would like to explain how I came to find the phenomenon in *Beowulf*. The last part of this paper will be devoted to options for further study of the two-beat and a brief overview of why the two-beat is well worth documenting.

1. The term „two-beat“

The term „two-beat“ is a new shorthand for an old, very old poetic phenomenon. In Anglo-Saxon poetry, the poetic line is divided into two half-lines. Each whole line features four main stresses total, each half-line carrying two stresses. These main stresses usually occur on the significant words in the line and usually occur with unstressed syllables in-between. To the right is an overview of the types of half-line presented in one of the manners that most of you will remember from text books on Old English: the system by Sievers. These metrical types were available to the Anglo-Saxon

poet to mix and match strategically depending on the needs of the poem. As can be seen from the overview, the Anglo-Saxon tradition also contains recurring types of verses that contain two adjacent stresses, verses which most of us know as Sievers' types C and D. Those types of verses will be my focus.

The phenomenon I am describing would be that when verses with two adjacent main stresses (two-beats) occur in clusters, they engender structural and

Figure 1:
Sievers types

A: / x / x
B: x / x /
C: x / / x
D: / / x \ or
/ / \ x
E: / \ x /

ceremonial emphasis. I have dubbed this phenomenon the „two-beat“ because current discourse has not yet coined a term for it and the brevity of „two-beat“ makes it eligible for use as shorthand.

There has certainly been research into verses with two adjacent stresses; it has been described from various angles in the field of Anglo-Saxon studies. These verses occur in, for instance, compounds with an initial monosyllabic element (see Chapman & Christensen for the metrical makeup of kennings). How two adjacent beats engender emphasis has also been described, if briefly. Foley discussed the function of two adjacent stresses in connection with an aural heartbeat of *Beowulf* (Foley's „A Computer Analysis of Metrical Patterns in *Beowulf*“), but his example of strong aural effect in adjacent stress was limited to a fragment of the poem in question. Bliss, Pope and Russom described the recurrence of C and D types in their respective works mostly in connection with metrics itself and rarely the narratological implications of rhythm. Sadly, there is little research into the macrostructural effect of metrical emphasis in Old English. For brevity's sake, my discussion below briefly presents the most influential arguments my research has drawn upon. For further expositions on the relevant literature, I would like to refer to my MA thesis.

Most research on metrical emphasis that I have been able to use for my project dealt mostly with general poetics and not philology. For example, Attridge elaborates in his 1995 book *Poetic Rhythm: an Introduction* that poetic structure and emotional depth both stem from metre (13). This aural effect stems from the rhythm of said work, a rhythm metrical analysis can reveal has patterns. The article „Stress Felt, Stroke Dealt“ by Addison stresses that poets accentuate their narrative with metrical emphasis. When two stresses occur adjacently, they „crowd prosodic stresses together, contradicting the impulse toward fluency. Their turgid effect is often indeed stressful, projecting and expressing emotional stress“ (Addison 161). Such emotional stress occurs not only in modern poetry, but in the case of Old English it can certainly occur in clusters of half-lines with two adjacent stresses. Examples from my test case *Beowulf* were, for example, „gōdfremmendra“ for type D and „wið wrāð werod“ as type C.

Green and Bliss have, in their respective works „Formulas and Syntax in Old English Poetry“ and *The Meter of Beowulf*, calculated that the overall combined prevalence of types C and D in *Beowulf* is 24 or 23 percent. One would then expect that roughly 1 in 4 verses throughout the epic contains a type C or D, but this is not the case in *Beowulf*. Rather, the indicated volume of types C and D lies in the clusters of two-beats, not so much the odd C or D verse every four half-lines. The clusters appear as passages where types C and D verse occur adjacently, or with one or two other verses in-between. If types C and D occur with three or more other types in-between, they are about as close together as Green and Bliss' predicted ratio and, arguably, have lost the aural effect of repeated instances of types C and D. Allow me to take you back to the

clusters, because there is a further question that needs to be answered. Where are these clusters of two-beats to be found?

When oral-traditional poets plan out the plot of their performance, they likely already have in mind which speech sequences are to come and which turns the plot will take. The plot itself then consists of several narratological ‚building blocks’, meaning sections or chapters within the work. I have found and will show you further on in this article that two-beats are, because of their emphatic nature, the highlights in the transitions from section to section. Two-beats crowd prosodic stress together, after all, which means that they focus the attention of the verse. Grasping the audience’s attention is especially necessary when performing ceremonial speeches and when declaring the beginning and ending of a chapter or section. How else would both audience and poet establish that the next part of the poem has begun? It is in ceremonial speeches and narrative boundaries that one can find these two-beat clusters.

2 Two-beats in *Beowulf*

Now that a brief theoretical framework of the two-beat is established, allow me to continue with a more hands-on approach and show you how two-beats shape *Beowulf*. Two very suitable examples to showcase are the first instance of two-beats that I found and then the most salient examples from my MA thesis for Leiden University.

Below is a sequence from the epic *Beowulf* in which we can find a peculiar metrical situation. The sequence is part of a conversation between lines 237 and 319 of *Beowulf*. I would like to ask you to take a few seconds per sample to gloss over the amount of verses and words, and take in the underlined metrical types C and D with adjacent stresses.

Figure 2: The coast guard’s speech to Beowulf, lines 237-257

<p>„Hwæt syndon gē <u>searohæbbendra</u>, byrnum werede þe þus brontne cēol ofer <u>lagustræte</u> lædan cwōmon, hider ofer holmas? Hwæt, ic hwīle wæs endesæta. Ægwearde hēold, þe on <u>land Dena</u> lādra nānig mid <u>scipherge</u> sceðþan ne meahte. Nō hēr <u>cūðlicor</u> cuman ongunnon <u>lindhæbbende</u>, nē gē læafnesword <u>gūðfrem</u>mendra gearwe ne wisson, māga gemēdu. Næfne ic māran geseah</p>	<p>eorla ofer corþan ðonne is ēower sum, secg on searwum. Nis þæt <u>seldguma</u>, wæpnum geweorðad. Næfne him his <u>wlite lēoge</u>, ænlic ansȳn! Nū ic ēower scéal frumcyn witan, ær gē <u>fyr heonan</u>, <u>lēasscēaweras</u>, on <u>land Dena</u> furþur fēran. Nū gē <u>feorbūend</u>, <u>mereliðende</u>, mīnne gehȳrað ānfealdne geþōht: ofost is sēlest tō gecȳðanne, hwanan ēowre <u>cyme syndon</u>.“</p>
--	---

Figure 3: Beowulf's speech to the coast guard in lines 260-285

<p>„Wē synt <u>gumcynnes</u> Gēata lēode ond Higelāces heorðgenēatas. Wæs mīn fæder folcum gecŷped, æþele ordfruma, Ecgþeow hāten; gebād wintra worn, ær hē on <u>weg hwurfe</u>, gamol of gearдум; hine gearwe geman witena wēlhwylc wide geond eorþan. Wē þurh holdne higge hlāford þinne, <u>sunu Healfdenes</u> sēcean cwōmon, lēodgebyrgan; wes þū ūs lārena gōd! Habbað wē tō þæm mæran <u>micel ærende</u> Deniga frēan; ne sceal þær dyrne sum wesan, þæs ic wēne. Þū wāst, gif hit is</p>	<p>swā wē sōðlice secgan hŷrdon, þæt mid Scyldingum sceaðona ic nāt hwylc, dēogol dædhata deorcum nihtum ēawed þurh egsan uncūðne nīð, hŷnðu ond hrāfŷl. Ic þæs Hrōðgār mæg þurh rūmne sefan ræd gelæran, hū hē frōd ond gōd fēond oferswŷðeþ--- gyf him edwendan æfre scolde bealuwa bisigu bōt eft cuman---, ond þā <u>cearwylmas</u> cōlran wurðaþ; oððe <u>ā swiþðan</u> earfoðþrage, þreanŷð þolað, þenden þær wunað on <u>hēahstede</u> hūsa sēlest.“</p>
--	---

Figure 4: The coast guard's speeches to Beowulf, lines 287b-300 & lines 316-319

<p>„Æghwæþres sceal <u>scearp scyldwiga</u> gescād witan, worda ond worca, sē þe <u>wel þenceð</u>. Ic þæt gehŷre, þæt þis is <u>hold weorod</u> <u>frēan Scyldinga</u>. Gewitþ <u>forð beran</u> wæpen ond gewædu, ic ēow wīsigē. Swylce ic <u>maguþegnas</u> mīne hāte wið fēonda gehwone <u>flotan ēowerne</u>, nīwtŷrwŷdne nacan on sande ārum healdan, oþ ðæt <u>eft byreð</u></p>	<p>ofer <u>lagustrēamas</u> lēofne mannan <u>wudu wundenhals</u> tō Wedermearce, <u>gōdfremendra</u> swylcum gifeþe bið þæt þone hilderæs hāl gedigeð.“</p> <p>„Mæl is mē tō fēran; <u>Fæder alwalda</u> mid <u>ārstafulum</u> ēowic gehealde sīða gesunde! Ic tō <u>sæ wille</u>, wið <u>wrāð wērod</u> wearde healdan.“</p>
--	---

The first sample in Figure 2 contains the speech that a Danish coast guard makes to the newly arrived Beowulf. The coast guard immediately asserts himself metrically, as we can see from the clusters of types C and D. There are 15 such C and D verses, of which all but the last are clustered. Considering that there are only 42 verses in this speech, the amount of types C and D is greater than Green's and Bliss' average of 23 or 24 per cent. Roughly one in three verses here contains an actual two-beat as well, which makes this piece metrically emphasised.

Then in Figure 3 comes the reply that Beowulf gives, and in the 52 verses of that reply, there are only 2 two-beats and 5 unconnected C and D verses. Not only are there fewer such verses in this speech than in the previous one, the total of 7 types C and D is also far below the predicted average. Furthermore, there is only one pair of two-beats.

The coast guard's next speeches in Figure 4 are both more emphatic than his first speech. Of the 27 verses between 287b and 300, 13 are not just types C and D verse but actually clustered two-beats. Of the 8 verses in the guard's final

speech of 316-319, 4 verses contain clustered two-beats. Both these speeches in Figure 4 have ratios far exceeding the prediction and average. The pattern in the above sequence of speeches is that one character speaks with metrically emphasised verses and the other does not. This supports the notion that two-beats have a special place in *Beowulf*.

These first samples may be confusing, as Beowulf is certainly the protagonist of his own epic *Beowulf*. Why would the coast guard have speeches that are more emphasised than Beowulf's own? In this case, it may well be because the coast guard is a ceremonial figure that greets the other introduced characters as a ritual. After all, it is the coast guard's very job to approach new arrivals and sift friend from foe. It is thus hardly surprising that the *Beowulf* poet would have the coast guard assert himself. Furthermore, the coast guard speeches have a narratological function, as this character also hails a new part of the plot of the epic. Had the protagonist not encountered the coast guard at all, we might have seen a chapter that later editors would have titled 'Looking for Heorot'. Instead, the coast guard finds and guides the protagonist and his company as Beowulf had hoped: „wes þū ūs lārena gōd“/„may you be a good guide to us“ (ll. 269b). Furthermore, the coast guard's final speech is a culminating point: a point at which the coast guard leaves the company at Heorot. At the same time, the poet prepares the reader for the next narratological segment: „Ic tō sæ will“/„I will go to the sea“ (318b). This culminating point ushers in the next segment of poetry.

These concluded my first findings, and especially those on the ceremonial speeches in which the two-beat can be found. Two-beats do more, though; the clusters actually help structure the epic *Beowulf*. There have been several discoveries in narratology and metrics that we may use to further our understanding of the two-beat phenomenon and its effects on poetic structure.

From a narratological perspective, the two-beat can occur in moments where the focus of the performance is on turning points in the plot. For instance, in *The Singer of Tales* Lord addresses the episodic nature of oral epic as follows: „the singer always has the end of theme in mind. [...] He knows where he is going“ (Lord 92). There is such a buildup to a climax in not only every theme, but also each bigger building block, each 'chapter', if you will. We know from oral-traditional studies that poets fill out pre-existing plot lines that are already firmly established in their head. It comes as little surprise that a poet would know the end of the theme, and the same can be said of the entire poem. In fact, there are several narratological patterns we know the *Beowulf* poet has employed. Niles has found that „ring composition in archaic and oral narrative poetry is by no means confined to the short verse paragraph. It may be used as a way of organizing long passages as well, even entire poems. In *Beowulf* it is a technique of major importance from beginning to end“ (Niles 925). If the epic under study here starts and ends with a funeral, this requires prior planning with an eye for transitions from one section to the next. There are many more such patterns in passages key to the plot structure. In those passages where we can glimpse structural intricacy, we are likely to find clusters of two-beats.

From a metrical perspective, two-beats occur in clusters for effect. Foley and Russom are two philologists who have investigated metrical patterning and emphasis. For instance, Foley has explored the metrical organisation of *Beowulf*. He found that what most would call Sievers types A and B occur regularly in the poem to form a „metrical template, the aural heartbeat of the poem“ (Foley 79). This begs the question what happens when the poet deviates from a template and, moreover, deviates from a template intentionally. Russom has indicated in his 1987 book that „the poet might select one metrical option rather than another for purposes of rhetorical emphasis“ (Russom 113). Sure enough, my data corresponded with his findings on intentional deviation – only there was more. The search for metrical deviation yielded a whole pattern of seemingly planned time and place for two-beats.

It does not suffice to quote studies into narratological and metrical patterns alone. The workings of the two-beat are best shown rather than told. I have included an example from my MA thesis in Figure 5: a passage with two-beats (underlined again) and the elaboration on how they shape meaning.

Line 2208b marks a new plot line in the narrative of *Beowulf* and contains a time lapse. The previous lines 2207-2208a state that Hygelac’s kingdom passes into Beowulf’s hands, and 2208b-2210a indicate that Beowulf ruled 50 years and grew old, from where the story then continues. This time lapse marks the start of the third

Figure 5: *Beowulf* lines 2208b-2214a

„He gehēold tela
fiftig wintra wæs ðā frōd cýning,
eald eþelweard oððæt an ongan
deorcum nihtum draca rīcs[]an
sē ðe on hēaum hēþe hord beweotode,
stānbeorh stēapne; stīg under læg
eldum uncūð.“

section of *Beowulf*. In this 12 half-lines long introduction, two-beats stress the key words that the poet apparently gave extra emphasis. The five verses with two-beats emphasise how Beowulf ruled well and grew old, and they introduce the dragon and his hoard. This metrically heightened passage thus provides a brief summary and conveys to the audience most salient narrative information: the audience is notified of an upcoming event with a dragon. The narrative prominence in this passage coincides with the metrical prominence of the two-beats therein. Bliss and Green documented that the metrical types with two adjacent stresses account for 23 or 24 per cent of the half-lines in *Beowulf*, respectively. These adjacent stresses are not spread evenly throughout the poem, apparently, but tend to occur clustered as in the passage in Figure 5: 5 out of 12 half-lines contain a two-beat and these follow one another with no more than two regular half-lines in-between. The cluster of two-beats thus engenders metrical emphasis in a moment of narratological emphasis here.

The passage in Figure 5 is not the only narrative boundary emphasised with two-beats. The very beginning and ending of *Beowulf*, for example, are also boundaries of narratological building blocks. We can find metre and meaning entwined in more passages such as these. *Beowulf* starts with 85 lines of metrically heightened performance. In fact, the first three verses of *Beowulf*

already form a cluster of two-beats: „Hwæt! We Gar-Dena / in geardagum / beodcyninga...”“

Figure 6 to the right gives a brief overview of lines 1-85. Indeed, the first 85 lines of *Beowulf* are all strongly asserted with two-beats. The beginning relates how Scyld rose to kingship, who Scyld's son was and how Scyld's funeral went, then how Scyld's son begat Hrothgar and how Hrothgar had Heorot built. These bits of

Figure 6: Two-beat ratio in lines 1-85 of *Beowulf*

Line numbers	Two-beats per half-line	Ratio in fractions	
1-11	7/22	1/3	82/100
12-25	7/28	1/4	25/100
26-52	16/54	1/3.5	80/100
53-63	6/22	1/3.5	27/100
64-85	11/44	1/4	25/100

information are of narratological significance because they convey a ceremonial line of succession and provide the setting for the story. It is understandable that a poet should choose to begin his epic strongly, as epics such as *Beowulf* have been performed at gatherings and feasts. The *Hwæt* and the immediately following metrically heightened beginning can guide the attention of the listeners away from the worldly goings-on and toward the tale to come.

The very end of *Beowulf* shows a final resolution or climax with, again, a cluster of two-beats in the last 6 half-lines. The two-beats in the last six half-lines restate the Geats' praise of Beowulf: „hē wære [...] mon[ðw]ærust [...] ond lofgeornost“ („he was [...] most gracious to men [...] and most eager for fame“). Since these last six half-lines of this section are also the end of the poem, the poem ends with a bang through the extra emphasis on the end. Moreover, the last half-line of the poem contains a two-beat as well, which further stresses the finale of *Beowulf*. Such metrical heightening of the finale brings us back to Attridge's observation that „during [the poem's] course it is moving forward and that at its end it reaches a point of finality, rather than just stopping“ (13). Given the emphatic nature of the two-beat, it is hardly surprising that one would find metrical heightening within a narratological climax. This way, the finale of *Beowulf* also appears to be the second part of a mirror image of emphasis that stresses the boundaries of the third part of the poem. As the poet began the section from line 2208a onward with such metrical heightening, the poet ends the section with the same effect.

3 New research

The observations above certainly trigger various questions for the curious philologist. The phenomenon of the two-beat seems to occur in various places in *Beowulf*. If we assume the phenomenon is pervasive in but not limited to *Beowulf*, where else can we find two-beats and to what extent do these shape narratological structure there? Do two-beats occur in other medieval poetic traditions wherever relative metrical freedom allows for the aforementioned

patterns of metrical and narratological emphasis combined? In short, what is the further typology of the two-beat?

These questions and more have compelled me to want to analyse the Old English poetic corpus through the lens of the two-beat to demonstrate that, and further investigate how and where, these two-beats engender emphasis and structure meaning in the Anglo-Saxon poetic tradition. I have started a new PhD project at the university of Nijmegen to discover more about prosody and information structure. One of the angles will be the two-beat I have described to you in this article.

Several works have already been considered and explored in preparation of the new project. One of the tentative examples I would like to share is from *Genesis*. In Figure 7 you will find the speech that occurs after Adam and Eve have eaten of the forbidden fruit that the serpent has enticed Eve to eat. What ensues is that God calls the three perpetrators together and addresses each of them, the last one being the serpent that, let us say, started this whole mess. God curses the serpent for its crimes, so it will forever have to slither footless on its belly and eat dirt.

Figure 7: God's speech to the serpent, lines 906-917

„Þū scealt wīðferhð werig þinum
brēostum bearm tredan brādre eorðan,
faran fēðeleas, þenden þē feorh wunað,
gāst on innan. þu scealt grēot etan
þīne lifdagas. Swā þū lādlice
wrohte onstealdest, þe þæt wīf feoð,
hātað under heofnum and þīn hēafod tredeð
fah mid fōtum sinum. þū scealt fiersna sætan
tohtan nīwre; tuddor bið gemæne
incrum orlegnið ā þenden standeð
woruld under wolcnum. Nu þu wāst and canst,
lād lēodsceaða, hu þu lifian scealt.“

Typically, the poet uses a cluster of types C and D verse exactly when God is cursing the serpent. This cluster certainly adds acoustic effect to the verbal pummelling that the serpent receives, as those verses with two-beats express the essence of the curse. For example: both 908b „þenden þē feorh wunað“ („while your body lasts“) and 910a „þīne lifdagas“ („days of your life“) stress that the curse is permanent, and „faran fēðeleas“ („go forth footless“) in 908a matches „þu scealt grēot etan“ („you shall eat dirt“) in 909b. The workings of the two-beat here in *Genesis* are very similar to what we have seen earlier in *Beowulf*. Indeed, two-beat patterns occur in more places than *Beowulf*.

4 Relevance

Two-beats may not occur solely in long epic Anglo-Saxon poetry, but perhaps also in other styles and even other traditions such as Old Norse and Old Saxon. The phenomenon begs further study because of the applications of an integrated view of metre and meaning. Allow me to list them briefly:

- The two-beat can aid in further developing an integrated view of metre and meaning to analyse Old English poetry more aptly.
- The integrated view of metre and meaning may help solve metrical conundrums or narratological conundrums in cases where, for instance, the boundaries between verse paragraphs are obscure.
- Perhaps the angle of the two-beat could further the search for pan-Germanic poetic techniques, for diachronic/synchronic poetic variation, and the development of several genres of early medieval poetry.
- The study of aural effects of the two-beat brings us closer to experiencing and interpreting oral-traditional performance as it was enjoyed during its high days.

Just a few advantages of adopting a more integrated analysis could be that metrically oriented philologists may be persuaded to conduct more corpus studies of the entwining of metre and meaning. This can certainly be done for Old English poetry, but perhaps at a later stage also for other traditions. The notion of metrical emphasis can further research into metrics, as metre can be considered part of the fluidity of poetry rather than an abstract system independent of meaning. Furthermore, the integrated analysis I will provide in this project can be applied to works of which the structural intricacies or metrical patterns are currently still debated. This research into two-beats can further general narratological research into the Anglo-Saxon and perhaps even other Germanic poetic traditions. If more of the Old English corpus displays a combination of narratological and metrical emphasis through two-beats, one may wonder which other traditions may too. We are left to wonder and investigate whether metrical emphasis turns out only to be apparent in long epic poetry alone but never in short poetry. Do two-beats perhaps occur in a specific region or time frame? A similar question is if the metrical and narratological emphasis combined occurs rarely in religious poetry but often in secular works. Such a result in and of itself raises new questions about the emphasis structure of a particular type of poetry. The project I have started at the university of Nijmegen will look into these questions and more using the tools to analyse what I will be calling ‚narratometrical‘ emphasis.

Bibliography

- Addison, Christina: Stress Felt, Stroke Dealt. In: *Style* 39 (2005), 153-174.
- Attridge, Derek: *Poetic Rhythm: An Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press, 1995.
- Bartlett, Adeline C.: *The Larger Rhetorical Patterns in Anglo-Saxon Poetry*. New York: AMS Press, 1966.
- Bliss, Alan J.: *The Metre of Beowulf*. Oxford: Blackwell Publishing, 1967.
- Chapman, Don and Ryan Christensen: Noun-Adjective Compounds as a Poetic Type in Old English. In: *English Studies* 88 (2007), 447-64.
- Foley, John M.: A Computer Analysis of Metrical Patterns in Beowulf. In: *Computers and the Humanities* 12 (1978), 71-80.
- Green, Donald C.: Formulas and Syntax in Old English Poetry. In: *Computers and the Humanities* 6 (1971), 85-93.
- Jack, George. *Beowulf: A Student Edition*. Oxford: Oxford University Press, 2009.
- Lord, Albert B.: *The Singer of Tales*. Cambridge, Mass: Harvard University Press, 1960.
- Niles, John D.: Ring Composition and the Structure of Beowulf. In: *PMLA* 94 (1979), 924-35.
- Russom, Geoffrey: *Old English Meter and Linguistic Theory*. Cambridge: Cambridge University Press, 1987.

Gabriel Viehhauser

Philologie und Phylogenese.

Interdisziplinäre Berührungspunkte zwischen Biologie und Germanistik

Wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungen vollziehen sich nie auf rein ideeller Grundlage, sondern sind immer auch durch materielle Voraussetzungen bedingt. So ist etwa die Setzung von Forschungsschwerpunkten innerhalb einer Disziplin nicht zuletzt von den technologischen Möglichkeiten abhängig, die ihr zur Verfügung stehen. Wenn dies auch für die materialintensiven Naturwissenschaften in viel stärkerem Maße zutreffen mag als für die Geisteswissenschaften, so ist doch unübersehbar, dass die auffälligste technische Errungenschaft der letzten Jahrzehnte, nämlich die Etablierung der digitalen Computertechnologie, auch an geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie der Philologie nicht spurlos vorübergegangen ist.

Dem Einsatz von Computern kommt im Arbeitsalltag des Literaturwissenschaftlers zunehmend eine tragende Rolle zu, bei der Produktion von Texten etwa oder bei der Recherche. Angesichts dieser technischen Entwicklungen erhält aber auch ein altes methodisches Grundsatzproblem der Literaturwissenschaft neue Aktualität, nämlich die Frage, inwieweit sich Zugänge zu literarischen Texten nicht auch auf quantitativem Weg erschließen lassen könnten.¹ Gegenüber quantitativen Methoden gibt es in den Geisteswissenschaften bekanntlich Vorbehalte, geht es in ihnen in der von Wilhelm Dilthey eingeführten Terminologie doch eher darum, zu verstehen als zu erklären. Zudem zählt in der Regel die Besonderheit des literarischen Einzelfalls mehr als die schiere Masse an Texten, auch wenn sich eine solche Zugangsweise als letzter Ausläufer eines elitären, genieästhetischen Denkens dekonstruieren lassen mag.²

Durch diese methodische Kluft von Geistes- und Naturwissenschaft ist nun auch die Biologie von der Philologie getrennt, und es könnte auf den ersten Blick etwas problematisch erscheinen, interdisziplinäre Berührungspunkte zwischen diesen Fächern zu suchen, wie ich das im Folgenden versuchen möchte. Doch ist daran zu erinnern, dass es solche Berührungspunkte in den Anfangszeiten der beiden Disziplinen durchaus gab.³ Zu denken ist dabei insbesondere an das Modell des Stammbaums, welches die Literatur- und

¹ Die Wiederaufnahme dieser Fragestellung bringt zudem überraschende Impulse für die lange vernachlässigte Annäherung zwischen der Literatur- und der oftmals quantitativ ausgerichteten Sprachwissenschaft mit sich, berührt also eine gerade für die Philologie in ihren Ursprüngen höchst relevante Allianz. Vgl. hierzu und zu grundlegenden Perspektiven einer computerunterstützten Literaturwissenschaft Braun, 83-90.

² Vgl. hierzu den in jüngster Zeit vielleicht ambitioniertesten Versuch zur wissenschaftstheoretischen Rehabilitierung der quantitativen Methode bei Moretti.

³ Vgl. zu den forschungsgeschichtlichen Voraussetzungen Hunger 249.

Sprachwissenschaften genauso wie die Naturwissenschaften geprägt hat, explizit vor allem im 19. Jahrhundert, implizit vielleicht aber auch noch darüber hinaus bis zur postmodernen Kritik am genealogischen Denken. Stammbäume gibt es in der Evolutionstheorie, bei der Beschreibung der indogermanischen Sprachfamilien, und insbesondere auch in der klassischen Textkritik, bei der Aufdeckung der an der handschriftlichen Überlieferung ablesbaren Textgenese.⁴ Das von Karl Lachmann entwickelte Verfahren der klassischen Textkritik trat ja auch mit dem Anspruch an, eine möglichst exakte Bestimmung der handschriftlichen Abhängigkeiten vorzunehmen und ähnelt damit einer naturwissenschaftlichen Zugangsweise; diese wird erst dann überschritten, wenn das sprach- und stilgeschichtlich geschulte *inducium* des Herausgebers ins Spiel kommt.⁵ Dieses *inducium* wird bekanntlich in jenen Fällen zur Anwendung gebracht, in denen das mechanische Verfahren nicht mehr weiterhilft; und genau das hat die Textkritik als höchst subjektive Vorgangsweise in Verruf gebracht.

Doch ist neben den Einwänden gegenüber einer überbordend subjektiven Konjektural-Philologie auch die sozusagen ‚naturwissenschaftliche‘ Seite der textkritischen Methode in die Kritik geraten. Das allgemeine Unbehagen der Postmoderne an genealogischem Denken und Baummodellen, das seinen Ausdruck etwa im gegen die Geschichtsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts opponierenden *spatial turn* Foucaults oder im Rhizom-Begriff von Deleuze und Guattari gefunden hat, hat sich gerade auch auf die Textkritik übertragen, und dies nicht zuletzt deshalb, weil sich handschriftliche Überlieferungen als besonders widerständig gegen die Anwendung von Stammbaum-Methoden erwiesen haben. Die kritische Arbeit an mittelalterlichen Texten brachte nur allzu deutlich zum Vorschein, dass sich diese offensichtlich durch ein hohes Maß an Varianz und Offenheit auszeichnen. Die germanistische Mediävistik, die lange im Bann der Lachmann’schen Methode stand, hat sich erst nach und nach zu der Einsicht durchringen können, dass diese Varianz nicht einen Effekt fehlerhafter Überlieferung darstellt, der zugunsten der Rekonstruktion von integren Originaltexten zu korrigieren ist, sondern eine besondere Form der Textualität vormoderner Literatur indiziert: Mittelalterliche Texte liegen offenbar von Anfang an nicht in einer gültigen, festen Gestalt vor, sondern in verschiedenen Fassungen, die sich mehr oder weniger unterscheiden.⁶

Diesem Befund wird mittlerweile auch editorisch Rechnung getragen. Als Beispiel hierfür lässt sich etwa die im Entstehen begriffene Online-Edition des mittelhochdeutschen *Parzival*-Romans heranziehen. Bei dieser unter der Leitung von Michael Stolz an der Universität Bern erarbeiteten Edition des um 1200 von

⁴ Vgl. Krischel, Kressing und Fangerau, die die Entwicklung des Evolutionsgedankens geradezu als interdisziplinäres Projekt beschreiben. Zur Wissenschaftsgeschichte des Stammbaums vgl. ferner Macho sowie Castañeda. Zur Analogie von Sprachwissenschaft, Textkritik und Biologie vgl. Platnick und Cameron.

⁵ Vgl. grundlegend zur Lachmann’schen Methode Timpanaro, Lutz-Hensel und Ganz.

⁶ Vgl. hierzu grundlegend Stackmann und Bumke.

Wolfram von Eschenbach verfassten, für die mittelhochdeutsche Literatur zentralen Artusromans bildet nicht mehr wie noch bei Lachmann, der 1833 die erste und bis heute weitgehend unersetzte Ausgabe des *Parzival* erstellt hatte, ein einzelner Text die Ausgangsbasis, sondern gleich vier Fassungenstexte, die in synoptischer Darstellung präsentiert werden.⁷

Zwar hatte schon Lachmann bemerkt, dass sich die Überlieferung des *Parzival* in mehrere Gruppen einteilen lässt, deren überlieferungsgeschichtliche Priorität letztlich nicht zu bestimmen ist, jedoch ließ er diese Einsicht bei der Erstellung seines Ausgabentextes unberücksichtigt. Der Edition ist in konventioneller Weise ein singulärer Text zugrunde gelegt, den Lachmann zwar eingeständenermaßen nicht Originalcharakter zubilligte, der aber zumindest einen Text repräsentieren sollte, wie ihn „ein guter vorleser in der gebildetsten gesellschaft des dreizehnten jahrhunderts aus der besten handschrift vorgetragen hätte“.⁸ Dieser Text stellt letztlich eine synkretistische Rekonstruktion aus zwei unterschiedlichen Textversionen dar, denen Lachmann grundsätzlich „gleichen werth“ (Schirok XIX) zugestand. Aus diesen beiden Klassen, die in der Ausgabe die Gruppensiglen *D und *G erhielten, lassen sich nach Lachmann alle anderen Handschriften ableiten. Wollte man sich wie in Abbildung 1 an einer stemmatischen Darstellung dieses Befundes versuchen, wären *D und *G demnach Ableger des Archetyps. Da jedoch die genaue Ableitung der beiden Gruppen aus einem Archetyp auch Lachmann selbst unmöglich schien, ließen sich die beiden obersten Vertikalverbindungen in einem Stemma eigentlich nur hypothetisch angeben, was in der Abbildung durch gepunktete Linien zum Ausdruck gebracht wird:

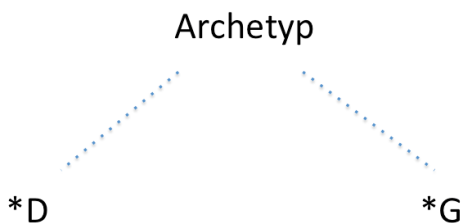


Abbildung 1

In der neuen *Parzival*-Edition aus Bern wird hingegen von vier Klassen oder Fassungen ausgegangen. Nach überlieferungsgeschichtlichen Studien der Projektmitarbeiter konnten nämlich zwei weitere Gruppierungen namhaft gemacht

⁷ Zum Konzept der Ausgabe vgl. Stolz 2002 sowie die Projekthomepage <www.parzival.unibe.ch> [Abruf 23.07.14], auf der auch erste Editionsproben einsehbar sind.

⁸ Vgl. Lachmanns Vorrede zu seiner Wolfram-Ausgabe von 1833, der besseren Verfügbarkeit wegen zitiert nach dem Wiederabdruck in Schirok XII.

werden, die parallel zu den von Lachmann angesetzten Gruppen *D und *G liegen. Diese Fassungen wurden gemäß der Sigle ihrer Leithandschriften mit den Kurzbezeichnungen *m und *T benannt.⁹ Wie zuvor ist die Beziehung dieser Fassungen zu einem eventuell anzunehmenden Archetyp offen gelassen. Diesen vier Fassungen werden alle anderen Handschriften zugeordnet, d.h. es liegt die implizite Annahme zugrunde, dass alle erhaltenen Handschriften letztlich auf diese vier hypothetischen Vorstufen zurückgehen. Wie genau der Abschreibeprozess innerhalb der einzelnen Gruppen verlaufen ist, lässt sich je nach Handschrift mehr oder weniger deutlich rekonstruieren.

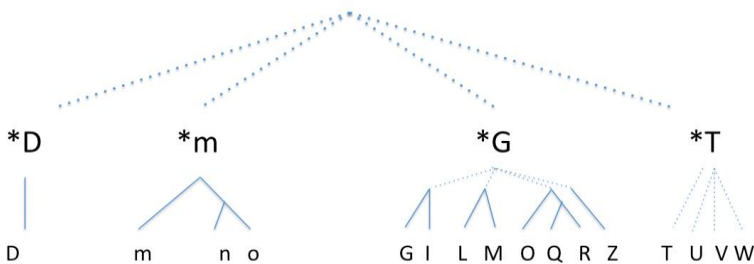


Abbildung 2

Wie Abbildung 2 zeigt, lässt sich die so verstandene Überlieferung noch immer rudimentär in einer Baumstruktur darstellen, obwohl einige der Positionen des Stemmas offen sind. Insbesondere das Verhältnis der Fassungen zu einem Autororiginal bleibt ungeklärt, und dies wohl nicht nur, weil sich dieses Verhältnis anhand des vorhandenen Materials nicht mehr berechnen ließe, sondern weil zu vermuten steht, dass eine solche Berechnung aufgrund der Besonderheiten der mittelalterlichen Literatursituation schlichtweg unmöglich ist. Denn wie die oben referierte überlieferungsgeschichtliche Forschung der jüngeren Zeit herausgestellt hat, scheint es ja durchaus auch für den *Parzival* plausibel, dass der in einer semioralen Kultur zunächst wohl für den mündlichen Vortrag konzipierte Text von Anfang an in verschiedenen Fassungen zirkulierte und zudem auch in nicht schriftgebundener, und damit unfester Tradierung weiter verändert wurde.

Der in seinen einzelnen Verästelungen nur teilweise rekonstruierbare Handschriftenstammbaum des *Parzival* deutet also darauf hin, dass sich eine vollständige Mechanisierung des textkritischen Verfahrens im Falle der Literatur des Mittelalters nicht erreichen lassen wird. Dies mag zunächst den Verdacht nahe legen, dass sich die Anwendung exakter naturwissenschaftlicher Methoden auf diesem Gebiet nicht gerade anempfiehlt, doch lehrt ein genauerer Blick auf

⁹ Vgl. Schöller und Viehhauser-Mery, sowie Abbildung 2.

die etwa in der Evolutionsbiologie untersuchten Objekte, dass sich dieser Befund gar nicht so weit von jenem unterscheidet, mit dem es die Naturwissenschaften zu tun haben. In der Evolutionsbiologie geht es bekanntlich darum, die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Arten näher zu bestimmen. Die Vererbungsvorgänge der Evolution lassen sich dabei in ähnlicher Weise wie die Vererbung von handschriftlichen Lesarten beschreiben. In der Biologie werden jedoch nicht Textvarianten miteinander verrechnet, sondern unterschiedliche DNA-Sequenzen. Die DNA ist aus Molekülbausteinen aufgebaut, die sich durch die vier Nukleinbasen Adenin, Guanin, Cytosin und Thymin unterscheiden (abgekürzt A, G, C und T). Die DNA-Moleküle werden aus paarweisen Ketten dieser Nukleotiden gebildet, die sich zur berühmten zweisträngigen Doppelhelix formieren. Die beiden Stränge der Doppelhelix sind dabei komplementär aufeinander bezogen: Die Abfolge der Basen in dem einen Strang determiniert die des anderen, da sich Adenin immer mit Thymin verbindet und Guanin immer mit Cytosin.

Wenn sich Zellen teilen, dann muss deren genetische Information dupliziert werden. Dieser Prozess wird Replikation genannt, bei dem im Normalfall eine identische Kopie des Ausgangsmoleküls erzeugt werden sollte. Jedoch passieren bei diesem Replikationsprozess in ganz analoger Weise wie bei einem Abschreibvorgang Fehler, die zu einer Mutation der DNA führen können. So kann etwa ein Ausschnitt aus einer Nukleotiden-Sequenz, beispielsweise die Abfolge ACGGT, identisch als ACGGT repliziert werden, sie kann aber auch zur Folge ACGCT mutieren, die sich an einer Stelle (hier an der vierten) von der Ausgangssequenz unterscheidet.

Im Verlauf der Entwicklung der Arten häufen sich nun in der DNA diese Mutationen immer mehr an, weshalb sich aus den Unterschieden in der DNA-Sequenzen auf die evolutionäre Verwandtschaft der Arten schließen lässt: Je mehr Genmutationen zwei Lebewesen teilen, desto näher ist ihre phylogenetische Verwandtschaft. Es gibt also erstaunliche Parallelen zwischen der Evolution der Arten und der Evolution von Texten im handschriftlichen Überlieferungsprozess. Hier wie dort spielen Abschreib- oder Duplizierungsprozesse eine Rolle, die jedoch fehlerhaft sein können. Den Änderungen oder Fehlern, die ein Schreiber bei seiner Abschrift in den Text einfügt, entsprechen in der Biologie die Mutationen. Und beide Disziplinen, Biologie und Textkritik, sehen sich vor die Aufgabe gestellt, aus diesen Mutationen die Verwandtschaftsverhältnisse der Arten oder der Handschriften zu rekonstruieren.

In der Biologie wurden zur Bewältigung dieser Aufgabe spezielle computerunterstützte Methoden entwickelt, mit deren Hilfe sich die Unterschiede in der Genstruktur zu phylogenetischen Stammbäumen verrechnen lassen. Aufgrund der beschriebenen Analogien ist es möglich, diese bioinformatischen Verfahren auch zur Aufklärung der Abhängigkeitsverhältnisse von

handschriftlichen Überlieferungen einzusetzen.¹⁰ Ein solcher Methodentransfer wurde bereits an einigen Texttraditionen erprobt, etwa an Ausschnitten von Chaucers *Canterbury Tales*,¹¹ an Dantes *Monarchia*,¹² zu Testzwecken an künstlich hergestellten Überlieferungen¹³ oder eben auch an Ausschnitten aus dem *Parzival*¹⁴ sowie an weiteren Texten.¹⁵

Im Folgenden soll nun anhand der *Parzival*-Überlieferung konkret gezeigt werden, wie eine phylogenetische Analyse im Detail aussieht. Voraussetzung für die computerunterstützte Untersuchung der Texte ist, dass die entsprechenden Abschnitte aller Handschriften, die man auf ihre phylogenetischen Zusammenhänge hin überprüfen möchte, digital erfasst wurden. Diese Voraussetzung ist im Fall der Berner *Parzival*-Ausgabe gegeben, da die Neuedition eine Online-Komponente mit Volltexttranskriptionen beinhalten soll und entsprechendes Datenmaterial erstellt wurde. Die elektronischen Transkriptionen der Handschriften lassen sich zunächst mithilfe des Computers in einer synoptischen Tabelle untereinander auflisten.

[433.26]

Basis D	des herze	dô vil	siufzec	was
D	des herce	do vil	sivfzech	was
G	des herze	do so	trurch	was
I	des herze	do vil	suffic	was
L	Des hertze	do vil	süftich	was
M	Des hercze	da vil	sufftig	was
m	Des hercze	do vil	suffczig	was
n	Des hertze	vil	súffzig	was
o	Der hercze	do vil	suffczig	wasz
O	Des herze	do vil	flvtech	was
Q	Der herre	do vil	súfzic	saz
R	Des herczen	do vil	süffczent	was
T	des herze	do vil	svftic	was
U	Des herze	do vil	sufzic	was
V	Dez herze	do vil	süfzig	waz
W	Des hertze	do vil	seüfftzens	was
Z	Des hertze	da vil	sevftzic	was

Abbildung 3

¹⁰ Vgl. grundlegend zur Verfahrensweise Howe et. al. 2004.

¹¹ Vgl. Barbrook et. al. sowie Howe et al. 2001.

¹² Vgl. Windram et. al.

¹³ Vgl. Spencer et. al.

¹⁴ Vgl. Stolz 2003, Stolz 2006, sowie Stolz 2010.

¹⁵ Vgl. zusammenfassend zum Einsatz phylogenetischer Methoden in den Kulturwissenschaften Howe und Windram 2011.

Abbildung 3 zeigt eine synoptische Darstellung für eine einzelne Verszeile aus dem *Parzival*, und zwar für den Vers 433,26, der in einem normalisierten Basistext *des herze dô vil sinfzēc was* lautet.¹⁶ Unterhalb dieses Verses sind die Einzellesarten der Handschriften aufgeführt, die jeweils mit der entsprechenden Sigle zur Bezeichnung der Handschrift versehen wurden. Der Text von Handschrift D lautet also *des herce do vil sinfzēch was*, der von Handschrift G *des herze do so trurch was* usw.¹⁷

Bevor mit der eigentlichen phylogenetischen Analyse begonnen werden kann, ist an dieser Stelle ein weiterer vorbereitender Schritt nötig: Wie an der synoptischen Darstellung ersichtlich wird, weichen die einzelnen Handschriften vor allem in ihrer Orthographie voneinander ab, und das selbst bei semantisch gleichen Wörtern. So verweist etwa die Differenz, dass das Wort *herze* einmal mit *z* geschrieben wird, das andere Mal mit *cz*, nicht auf einen Bedeutungsunterschied, sondern auf eine zeitliche Differenz, denn *cz* ist schlicht die jüngere Schreibweise. Eine solche Differenz soll in der phylogenetischen Analyse nicht erfasst werden, da ja nicht die zeitliche und räumliche Verteilung der Handschriften ermittelt werden soll, sondern deren Verwandtschaft. Daher müssen die Transkriptionen normalisiert, also orthographisch vereinheitlicht werden. Dieser arbeitstechnisch aufwendige Schritt musste im *Parzival*-Projekt vorläufig manuell vorgenommen werden, da geeignete computerbasierte Normalisierungsprogramme für das Mittelhochdeutsche noch nicht vorliegen.

¹⁶ Die Zählung der Verse orientiert sich an Lachmanns zwar umstrittener, aber kanonischer Dreißigergliederung des *Parzival*. Lachmann ging davon aus, dass sich der *Parzival* in Abschnitte von dreißig Versen gliedern lässt. Die Angabe 433,26 bedeutet dementsprechend, dass es sich um den 26. Vers im 433. Dreißigerabschnitt handelt.

¹⁷ Die automatische synoptische Darstellung der Handschriftentranskriptionen ist technisch gesehen keine ganz triviale Aufgabe, da der Computer Auslassungen und Hinzufügungen korrekt als solche erkennen muss. Im vorliegenden Beispiel etwa fehlt das Wort *dô* in Handschrift n, so dass im Text *vil* auf *herze* folgt, dennoch muss der Computer das Wort *vil* korrekt in die Spalte mit den anderen *vil*-Belegen einordnen. Dies wird mittels spezieller Alignment-Algorithmen erreicht.

[433.26]

Basis D	des herze	dô vil	siufzec	was
D	des herze	dô vil	siufzec	was
G	des herze	dô so	trurch	was
I	des herze	dô vil	siufzec	was
L	des herze	dô vil	siufzec	was
M	des herze	da vil	siufzec	was
m	des herze	dô vil	siufzec	was
n	des herze	– vil	siufzec	was
o	der herze	dô vil	siufzec	was
O	des herze	dô vil	flvtech	was
Q	der herre	dô vil	siufzec	saz
R	des herze	dô vil	sünffczent	was
T	des herze	dô vil	siufzec	was
U	des herze	dô vil	siufzec	was
V	des herze	dô vil	siufzec	was
W	des herze	dô vol	seufftzens	was
Z	des herze	da vil	siufzec	was

Abbildung 4

Nach der Normalisierung sind, wie in Abbildung 4 ersichtlich, alle Schreibungen der Wörter vereinheitlicht, so auch das Wort *herze*, das in allen Zeilen in der Schreibung mit *z* erscheint. Was nun nach der Normalisierung noch an Differenzen überbleibt, ist das für die phylogenetische Analyse eigentlich aussagekräftige Material. Ich greife zur Illustration einige Beispiele heraus: das Wort *des* erscheint in den beiden Handschriften o und Q als *der*. In Handschrift n ist die Auslassung von *do* ersichtlich. Und auch das Wort *vil* wird in manchen Handschriften ersetzt, in Handschrift G durch *so* sowie in Handschrift W durch *vol*.

[433.26]

Basis D	des	herze	dô	vil	siufzec	was
D	0	0	0	0	0	0
G	0	0	0	1	1	0
I	0	0	0	0	0	0
L	0	0	0	0	0	0
M	0	0	1	0	0	0
m	0	0	0	0	0	0
n	0	0	–	0	0	0
o	1	0	0	0	0	0
O	0	0	0	0	2	0
Q	1	1	0	0	0	1
R	0	0	0	0	3	0
T	0	0	0	0	0	0
U	0	0	0	0	0	0
V	0	0	0	0	0	0
W	0	0	0	2	4	0
Z	0	0	1	0	0	0

Abbildung 5

Für die weitere maschinelle Verarbeitung werden die einzelnen Wortformen der Tabelle in Zahlen umgesetzt. Alle Formen, die mit dem Basistext übereinstimmen, werden durch die Zahl 0 ersetzt, die erste abweichende Form für ein Wort mit der Zahl 1, wenn es zu einem Wort noch eine weitere abweichende Form gibt, erhält diese die Zahl 2, usw. Abbildung 5 zeigt die konkrete Umsetzung am vorliegenden Beispiel: In der ersten Spalte werden die abweichenden Formen *der* in den Handschriften o und Q mit 1 ersetzt, in der Spalte unter *vil* erhält die erste abweichende Form *so* aus Handschrift G die Zahl 1, die zweite abweichende Form *vol* aus W die Zahl 2. Auslassungen werden mit einem Strich markiert.

Diese Matrix lässt sich mit Hilfe des Computers in ein Baumdiagramm umrechnen. Bei diesem Schritt zeigt sich jedoch, dass auch das exakte bioinformatische Verfahren mit Unsicherheiten bzw. mit Leerstellen zu rechnen hat. Um nämlich aus den Daten Baumdiagramme zu machen, müssen Algorithmen verwendet werden, die bestimmte Grundannahmen über den Verlauf der Evolution treffen. Eines der möglichen anwendbaren Verfahren wäre etwa der Maximum-Parsimony-Algorithmus. Das Maximum-Parsimony-Prinzip, also das Prinzip der maximalen Sparsamkeit, geht ähnlich dem Ockham'schen Rasiermesser davon aus, dass die einfachste Erklärung die beste ist. Die einfachste Erklärung wäre im Fall der Evolution die, dass jenes

phylogenetische Stemma das plausibelste ist, bei dem die wenigsten Veränderungen zwischen den einzelnen Arten angenommen werden müssen. Die computertechnische Ermittlung, welches Stemma diesen Anforderungen entspricht, erfolgt durchaus pragmatisch, indem schlicht alle möglichen Bäume konstruiert und diese im Hinblick auf die notwendigen Veränderungsschritte bewertet werden.

Maximum Parsimony

Hss. 1 + 2: Lesart A

Hss. 3 + 4: Lesart B

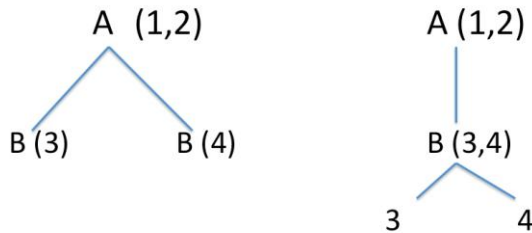


Abbildung 6

Ich erläutere das Prinzip in Abbildung 6 an einem einfachen Beispiel, anhand einer hypothetischen Überlieferung, die aus vier Handschriften besteht, welche sich in genau einer Lesart unterscheiden: Handschriften 1 und 2 weisen die Lesart A auf, Handschriften 3 und 4 hingegen die Lesart B. Wenn man davon ausgeht, dass A ursprünglich ist, dann wären für diese Konstellation zwei Stemmata möglich: zum einem das auf der linken Seite abgebildete Stemma, bei dem A in Handschrift 3 und auch in Handschrift 4 zu B geändert wurde. Das würde zwei Änderungsschritte erforderlich machen, nämlich eine Änderung in Handschrift 3 und eine in Handschrift 4. Es wäre zum anderen aber auch möglich, dass A in einer gemeinsamen Vorstufe von 3 und 4 schon geändert wurde, was nur einen Änderungsschritt erfordert hätte. Der Baum auf der rechten Seite von Abbildung 6 ist also sparsamer als der Baum links, und daher – immer unter Maßgabe, dass das Maximum-Parsimony-Prinzip die Überlieferungsverläufe richtig abbildet – zu bevorzugen.

Natürlich gibt es aber auch noch die Möglichkeit, dass nicht Lesart A, sondern Lesart B die grundlegende war. In diesem Fall wäre die Konstellation stemmatisch umgekehrt zu beschreiben, wieder mit zwei möglichen Bäumen, von denen jener, der A über eine Zwischenstufe aus B ableitet, wiederum als der sparsamere zu betrachten wäre. Allerdings, und hier stößt das mechanische

Verfahren erneut an eine Grenze, gibt es nun keine Handhabe zu sagen, ob dieser Baum oder sein zuvor beschriebenes Pendant mit A als Grundlage der bessere ist, weil beide gleich sparsam sind und nur eine Änderung brauchen. Hier stößt man auf die bekannte Krux der klassischen Textkritik, die genau solche Konstellationen – ist A die originale Lesart oder B? – immer wieder zu Tage bringt; und der klassische Textkritiker, der ein Original sucht, würde jetzt das mechanische Verfahren verlassen und sein subjektives *indicium* zum Einsatz bringen.

Der Vorteil der bioinformatischen Methode besteht nun aber darin, dass man die Priorität des einen oder des anderen Baums gar nicht zu behaupten braucht, denn – und dies ist die entscheidende Neuerung – Bioinformatiker würden sich in einem solchen Fall in der Regel mit der Feststellung begnügen, dass es zwei gleich gute Stemmata gibt. Dieser Befund lässt sich nicht nur konstatieren, sondern auch graphisch zur Darstellung bringen.

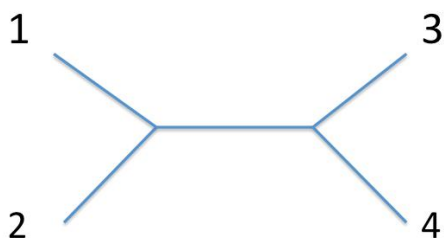


Abbildung 7

Abbildung 7 zeigt eine entsprechende Darstellung, einen sogenannten *unrooted tree*, also einen Baum, der keine Wurzeln hat, sondern nur darüber Aussagen trifft, wie die Verzweigungen aussehen, nicht aber, wo der Ursprung liegt. Dem zuvor mithilfe des Maximum-Parsimony-Prinzips ermittelten Befund zufolge geht die Darstellung davon aus, dass die Handschriften 1 und 2 ebenso wie die Handschriften 3 und 4 jeweils einen gemeinsamen Ursprung haben und stellt daher Verzweigungen an den entsprechenden Stellen her; wo allerdings der gemeinsame Ursprung dieser Verzweigungen liegt, bleibt offen und muss auch gar nicht geklärt werden, da die Darstellung auf eine Orientierung des Baums verzichtet.

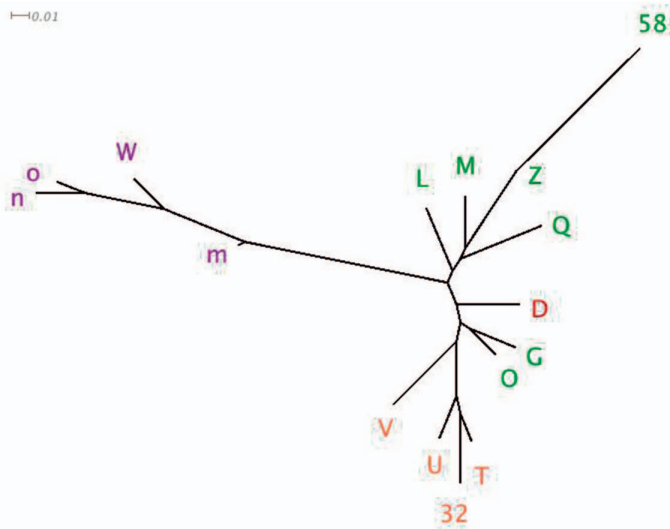


Abbildung 8

Dieses Prinzip lässt sich auch bei komplexeren Überlieferungslagen beibehalten. Abbildung 8 zeigt einen *unrooted tree* der *Parzival*-Überlieferung im Bereich des Prologs, der zwar die Verästelungen zwischen einzelnen Handschriften anzeigt, aber wie im Fall zuvor erneut keine Aussage darüber trifft, wo der Ursprung dieses Baumes liegt. Hier wird ersichtlich, wie gut eine solche Darstellungsweise zu dem passt, was oben über die Besonderheiten der Überlieferungssituation mittelalterlicher Texte im Allgemeinen und des *Parzival* im Speziellen gesagt wurde: Denn das Stemma sortiert zwar die einzelnen Handschriften zu Gruppierungen zusammen, die den philologisch eruierten Fassungen des *Parzival* entsprechen, wie sich diese Fassungen aber zu einem möglichen Ursprung bzw. Archetyp verhalten, bleibt offen.

Auf der linken Seite des Baums lässt sich deutlich abgesetzt die Fassung *m erkennen (Handschriften m, n, o und W). Fassung *T (Handschriften T, U, V und 32) zweigt ebenfalls recht deutlich nach unten ab, einzig bei den Fassungen *G (Handschriften G, O, L, M, Q, Z sowie 58) und *D (lediglich repräsentiert durch Handschrift D) gibt es eine Unstimmigkeit, die den philologischen Erwartungen nicht entspricht: Der Zweig mit den Handschriften G und O sollte eigentlich an der Stelle des Zweiges mit der Handschrift D liegen. Sehr wahrscheinlich lässt sich dieser ‚Fehler‘ der phylogenetischen Darstellung darauf zurückführen, dass der hier behandelte Textausschnitt zu klein ist, um eine sichere Zuordnung zu gewährleisten. Aber selbst für den Fall, dass die falsche Zuordnung methodisch bedingt gewesen wäre, braucht die phylogenetische Verfahrensweise nicht vollständig verworfen werden. Denn den Entwicklern der Methode war durchaus bewusst, dass die verwendeten Algorithmen nicht für alle Teile des Stemmas gleich sichere Ergebnisse liefern. Mehr noch, die

Sicherheit mit der behauptet werden kann, dass sich eine Verzweigung aus dem vorhandenen Datenmaterial rekonstruieren lässt, lässt sich sogar berechnen und in Zahlen ausdrücken. Hierzu dienen Verfahren zur statistischen Wahrscheinlichkeitsberechnung, etwa die sogenannte Bootstrap-Methode. Bei diesem Verfahren wird das vorhandene Datenmaterial mittels Zufallsgenerator durcheinandergemischt – d.h. also, im konkreten Fall einer handschriftlichen Überlieferung, die Reihenfolge der Varianten durcheinandergebracht, manche der Lesarten aus der Analyse ausgeschlossen, dafür aber andere doppelt gezählt – und auf diese Weise eine beliebige, vom Nutzer vorgegebene Zahl an Stemmata erstellt. Danach wird die Konsistenz der erhaltenen Darstellungen geprüft. Sind etwa im Bootstrapping-Verfahren 100 Bäume erstellt worden und hat sich eine Verzweigung in allen diesen Stemmata nachweisen lassen, dann hat diese Verzweigung eine statistische Wahrscheinlichkeit von 100 Prozent.

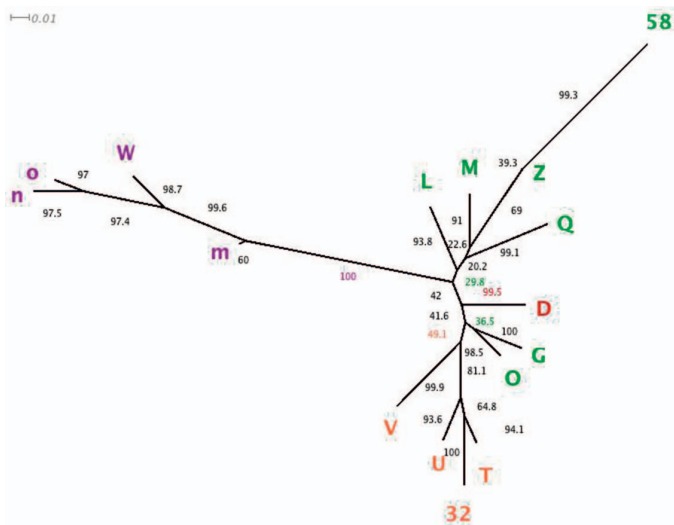


Abbildung 9

Eine mit solchen Bootstrapping-Werten versehene Grafik der Parzival-Überlieferung aus dem eben gezeigten Textbereich ist in Abbildung 9 dargestellt. Ersichtlich wird, dass einige Verzweigungen, speziell an den Rändern der Darstellung, sehr hohe Werte aufweisen. So lässt sich etwa mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit sagen, dass die Handschriften n und o aus einem gemeinsamen Vorgänger entstanden sind. Geht man mehr ins Zentrum der Darstellung, dann werden die Prozentzahlen immer kleiner, die postulierten Verzweigungen also immer unsicherer. Und auch dieser Befund entspricht in frappierender Weise den auf philologischem Weg gewonnenen Erwartungen: Denn ganz offensichtlich lassen sich, wie dies oben in den traditionellen Stemmata bereits angedeutet wurde, die Beziehungen der Handschriften innerhalb der einzelnen Fassungen mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit

angeben, die Beziehungen zwischen den Fassungen bleiben aber im Unklaren. Der Verlauf der jüngeren Überlieferung ist also klarer darstellbar, was sich philologisch einleuchtend damit erklären lässt, dass sich diese ganz offensichtlich schon weitgehend nach Maßgabe schriftliterarischer Begebenheiten vollzogen hat: Im Verlauf des Tradierungsprozesses hat sich der Text verfestigt und eine kanonische Textgestalt herausgebildet, die nicht mehr so stark von performanzbedingten Änderungen betroffen ist. Je weiter man sich jedoch dem Ursprung der Überlieferung nähert, desto unklarer wird der Befund, die Anfänge der mittelalterlichen literarischen Produktion liegen im Dunkeln. Damit liessen sich die Ergebnisse des statistischen Bootstrapping-Verfahrens zur Stützung der These von einer im Verlauf der Überlieferung zu beobachtenden ‚Verfestigung der Texte‘ heranziehen, wie sie Joachim Bumke in seinen bahnbrechenden textgeschichtlichen Studien zur Nibelungenklage formuliert hat.¹⁸

Ich komme damit zu einem Zwischenfazit: Wie man gesehen hat, lassen sich die für die naturwissenschaftliche Biologie entwickelten quantitativen Verfahrensweisen erstaunlich gut zur Bestimmung von handschriftlichen Abhängigkeiten anwenden; dies wohl nicht zuletzt deshalb, weil gerade die exakten quantitativen Verfahren erstaunlich viel Platz für Unbestimmtheiten lassen: So enthält sich etwa die Darstellungsform des *unrooted trees* eines genauen Urteils darüber, wie die Ursprünge der Überlieferung ausgesehen haben, und dies entspricht der philologisch gewonnenen Vermutung, dass diese Ursprünge heute wohl schlicht nicht mehr aufklärbar sind. Mithilfe des Bootstrapping-Verfahrens lässt sich darüber hinaus sogar der qualitative Befund quantifizieren, dass Stemmata in manchen Teilen mit mehr Unsicherheiten belastet sind als in anderen. Anstatt sich also darüber zu streiten, ob die Aufstellung eines Stemmas für eine bestimmte handschriftliche Überlieferung möglich ist oder nicht, könnte eine solche gezeigte phylogenetische Darstellung eine Kompromisslösung anbieten, die die Kluft zwischen alter, Lachmannianisch geprägter Textkritik und neuerer, überlieferungsgeschichtlich ausgelegter Philologie zu überwinden im Stande ist: nämlich ein Stemma, das eingestandenermaßen nicht in allen Teilen gleich verbindlich sein will. An die Stelle eines Stammbaums, der entweder falsch oder richtig ist, tritt eine skalierte Darstellungsweise, bei der nicht mehr die Frage im Vordergrund steht, ob eine Abhängigkeit von zwei Handschriften angenommen werden kann, sondern mit einer wie hohen Wahrscheinlichkeit sich eine solche Abhängigkeit behaupten lässt. Das quantitative Verfahren kann hier also ungeachtet der Methodendifferenz einen veritablen Beitrag zur Lösung qualitativer Fragestellungen leisten.

Dass naturwissenschaftliche Biologie und geisteswissenschaftliche Philologie mit ähnlichen Problemen zu kämpfen haben, wird letztlich sogar noch bei den angewandten Annäherungsmethoden ersichtlich: Die Frage, ob die Evolution tatsächlich unter der Voraussetzung eines Maximum-Parsimony-Prinzips abgelaufen ist, ist im Fall der Verwandtschaft der Arten wohl ähnlich

¹⁸ Vgl. Bumke 80-84.

schwierig zu beantworten wie im Fall von handschriftlichen Überlieferungen. Indizien dafür, dass sich der handschriftliche Überlieferungsprozess zumindest nicht immer unilinear und einfach vollzog, gibt es. Ein gutes Beispiel liefert gerade wieder die *Parzival*-Überlieferung, und zwar mit der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Handschrift des sogenannten *Rappoltsteiner Parzivals*, die heute in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe (Codex Donaueschingen 97) aufbewahrt wird. Diese Handschrift, die in der *Parzival*-Forschung die Sigle V erhalten hat, wurde von den elsässischen Grafen von Rappoltstein in Auftrag gegeben, die offensichtlich anderes im Sinn hatten als eine möglichst getreue und unaufwendige Abschrift des Romans: In der Handschrift wurde nicht nur eine Übersetzung der im französischen Sprachraum kursierenden Fortsetzungen des *Parzival*-Romans in den klassischen Wolframschen Text inseriert, die Abschrift wurde auch insgesamt mit besonderem Aufwand durchgeführt.¹⁹ Denn offensichtlich hat man nicht weniger als drei, aus unterschiedlichen Handschriftengruppen stammende Vorlagen als Grundlage für die Abschrift herangezogen. Dies lässt sich noch heute daran nachweisen, dass der Text nach dem Erst- und Zweiteintrag großflächig korrigiert wurde, indem einzelne bereits geschriebene Passagen ausradiert und nach der neuen Vorlage wieder eingetragen wurden.²⁰

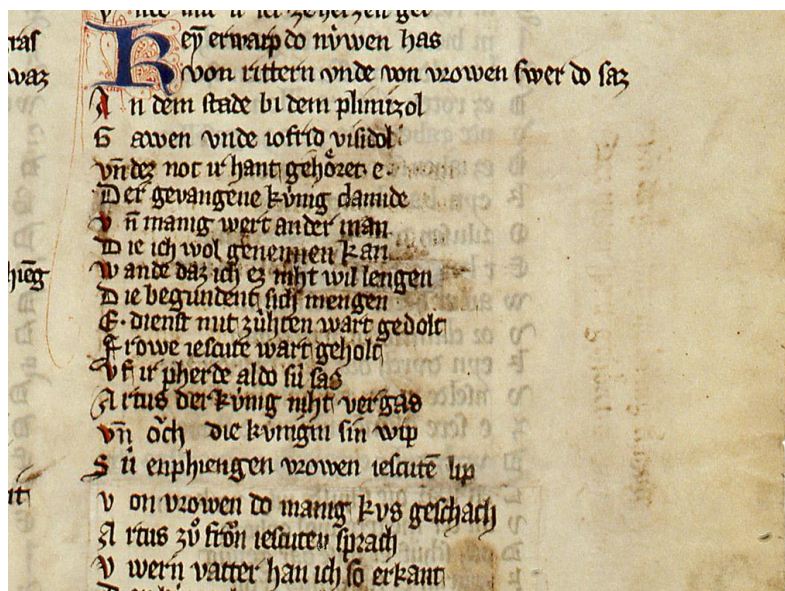


Abbildung 10

¹⁹ vgl. hierzu Wittmann-Klemm.

²⁰ Eine genauere Beschreibung der Korrekturen findet sich bei Oltrogge und Schubert, sowie bei Viehhauser-Mery 121-147.

Abbildung 10 zeigt einen markanten Ausschnitt aus einer Handschriftenseite (Folio 45r), die eine solche Korrekturstelle aufweist. Wie die noch erkennbaren Buchstabenspuren am rechten Rand verraten, wurden ursprünglich zwei Verse marginal nachgetragen, die offensichtlich zuerst im Text noch fehlten. Diese Verse wurden dann in einem zweiten Durchgang wieder getilgt und in den laufenden Text integriert, und zwar indem eine größere Passage aus dem Haupttext ausradiert und neu eingetragen wurde, beim erneuten Mal jedoch dichter gedrängt, da ja zwei zusätzliche Verse in den Text aufgenommen werden mussten.

Ob hier die Redaktoren der Handschrift tatsächlich bewusst drei aus unterschiedlichen Fassungen stammende Textversionen miteinander verglichen und vermischen wollten, bleibt unklar; eher als ein protophilologisches Gebaren der Schreiber hat wohl der Zufall Regie geführt: Die Kopisten dürften bei ihrem Vorlagenwechsel schlicht an drei unterschiedliche Textversionen des Parzival geraten sein. Für den Lesartenbefund bleibt jedoch dasselbe chaotische Ergebnis übrig, dass sich in dieser Handschrift drei unterschiedliche Überlieferungsstränge kreuzen. An der Handschrift lassen sich also anschaulich die Spuren der berüchtigten sogenannten Kontamination aufzeigen, die ja schon den traditionellen Textkritikern seit Lachmann zu schaffen machte. Diese horizontale Verschiebung von Lesarten scheint nun die Erfassung des textgeschichtlichen Befundes in einer Baumstruktur unmöglich zu machen und die philologische Arbeit nun doch wieder von der Evolutionsbiologie abzurücken. Bemerkenswerterweise ist aber auch dieses Problem der Biologie nicht unbekannt, denn die Übertragung von Genstrukturen ohne Vererbung ist auch bei Lebewesen möglich, etwa bei Bakterien.²¹ So kann es unter anderem durch Virenübertragung zum Einbau von DNA-Sequenzen in ein fremdes Bakterium kommen. Auch Biologen rechnen also notwendigerweise mit horizontalen Querverbindungen in ihren Stammbäumen. Dementsprechend gibt es in der bioinformatischen Forschung bereits erste Ansätze zur Entwicklung von Algorithmen, die versuchen, Kontaminationen in die phylogenetische Analyse miteinzubeziehen, und auch die Übertragbarkeit dieser Methoden auf handschriftliche Verhältnisse wurde bereits geprüft.²² Allerdings lassen sich mithilfe dieser Methoden bislang vor allem sukzessive Kontaminationen untersuchen, also solche Textmischungen, die aufgrund eines einmaligen Wechsels der Textvorlage zustande gekommen sind. Für den Fall einer simultanen Kontamination, also dem ständigen Wechsel von Textversionen, wie sie beim *Rappoltsteiner Parzival* vorliegt, gestaltet sich eine computerunterstützte Untersuchung schwierig, da die zwar häufigen, aber zumeist nur auf wenige Zeilen beschränkten Textpartien, die in den Vorlagentext eingefügt wurden, zu kurz sind, als das sie von einer statistischen Untersuchung erfasst werden könnten. Zwar weist auch der *Rappoltsteiner Parzival* längere Abschnitte auf, die

²¹ Vgl. Koonin, Makarova und Aravind. Ein bekannter Effekt dieses als ‚horizontaler Gentransfer‘ bezeichneten Phänomens ist die zunehmende Antibiotikaresistenz von Bakterien.

²² Vgl. hierzu beispielsweise Phillips-Rodriguez, Howe und Windram.

sich auf quasi-sukzessive Textkontamination zurückführen lassen, doch ist deren Identifikation auch ohne Computermethoden relativ leicht möglich. Aufklärungsbedürftig und daher für die Analyse interessanter wären jedoch gerade die simultan kontaminierten Passagen.²³ Auch hier zeigt sich einmal mehr, wie sehr sich die Probleme der bioinformatischen Methoden und der philologischen Arbeit gleichen.

Das Beispiel des horizontalen Gentransfers sollte endgültig deutlich gemacht haben, dass die Unterscheidung zwischen einem unilinearen Tree of Life und einem verzweigten Tree of Culture, wie sie etwa der amerikanische Ethnologe Alfred Kroeber anschaulich dargestellt hat, um die Besonderheiten von natur- und geistesgeschichtlicher Entwicklung herauszuarbeiten, in Wahrheit gar nicht so streng durchzuführen ist, wie es auf den ersten Blick aussehen mag.²⁴ Um die Unterschiede zu überbrücken, muss dabei nicht erst einem reduktionistischen Kulturmodell das Wort geredet werden, das die Komplexität kulturgeschichtlicher Entwicklungen leugnen und zugunsten der Performativität naturwissenschaftlicher Methoden eibebnen würde; denn die Natur und die Naturwissenschaft selbst sind offenbar weit komplexer ausgebildet, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Ein quantitativer Zugang kann dementsprechend sehr wohl zur Aufklärung qualitativer Befunde beitragen, ohne deren Spezifik und Einmaligkeit in der Digitalisierung aufzulösen. Trotz der Trennung der beiden Fächer Biologie und Philologie durch den Graben zwischen geistes- und naturwissenschaftlicher Methode lohnt sich mithin ein Blick über die interdisziplinären Grenzen.

Bibliographie:

- Barbrook, Adrian C., Howe, Christopher J., Blake, Norman und Robinson, Peter: The phylogeny of the Canterbury Tales. In: *Nature* 394 (1998), 839.
- Braun, Manuel: Kodieren, Annotieren, Theoretisieren. Zur Wiederannäherung von Literatur- und Sprachwissenschaft über Korpora. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 172 (2013), 83-90.

²³ Genauer zu den Kontaminationsverhältnissen in der Handschrift vgl. Viehhauser-Mery, 121-147.

²⁴ Kroeber entwickelt die Vorstellung der beiden Bäume im folgenden, bereits einschlägig bekannten Zitat: „the course of organic evolution can be portrayed properly as a tree of life, as Darwin has called it, with trunk, limbs, branches, and twigs. The course of development of human culture in history cannot be so described, even metaphorically. There is a constant branching-out, but the branches also grow together again, wholly or partially, all the time. Culture diverges, but it syncretizes and anastomoses too. Life really does nothing but diverge: its occasional convergences are superficial resemblances, not a joining or a reabsorption. A branch of the tree of life may approach another branch; it will not normally coalesce with it. The tree of culture, on the contrary, is a ramification of such coalescences, assimilations, or acculturations.” (Kroeber 260-261). Das Zitat wird unter anderem aufgegriffen bei Moretti (79) oder bei dem mit phylogenetischen Methoden arbeitenden Anthropologen Jamshid Tehrani (Tehrani und Collard 99).

- Bumke, Joachim: Die vier Fassungen der *Nibelungenklage*. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin und New York 1996. (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8)
- Castañeda, Claudia: Der Stammbaum. Zeit, Raum und Alltagstechnologie in den Vererbungswissenschaften. In: Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte. Hrsg. von Sigrid Weigel. Berlin 2002, 57–69.
- Deleuze, Gilles und Guattari, Félix: Rhizom. Berlin 1977.
- Foucault, Michel: Des espaces autres. In: Dits et écrits IV. Hrsg. von Daniel Defert und François Ewald. Paris 1994, 752-762.
- Ganz, Peter F.: Lachmann as an Editor of Middle High German Texts. In: Probleme mittelalterlicher Überlieferung und Textkritik. Oxford Colloquium 1966. Hrsg. von Peter F. Ganz und Werner Schröder. Berlin 1968, 12–30. (=Publications of the Institute of Germanic Studies 11)
- Howe, Christopher J. , Barbrook, Adrian C., Spencer, Matthew, Robinson, Peter, Bordalejo, Barbara und Mooney, Linne R.: Manuscript evolution. In: Trends in Genetics 17 (2001), 147-152.
- Howe, Christopher J., Barbrook, Adrian C., Mooney, Linne R. und Robinson, Peter: Parallels between stemmatology and phylogenetics. In: Studies in Stemmatology II. Hrsg. von Pieter van Reenen, August den Hollander und Margot van Mulken. Amsterdam und Philadelphia 2004, 3-11.
- Howe, Christopher J. und Windram, Heather F.: Phylomemetics – evolutionary analysis beyond the gene. In: PLoS Biology 9 (2011), 1-5.
- Hunger, Ulrich: Die altdeutsche Literatur und das Verlangen nach Wissenschaft. Schöpfungsakt und Fortschrittsglaube in der Frühgermanistik. In: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp. Stuttgart und Weimar 1994, 236–263.
- Koonin, Eugene V., Makarova, Kira S. und Aravind, L.: Horizontal gene transfer in prokaryotes: Quantification and classification. In: Annual Review of Micro-biology 55 (2001), 709-42.
- Krischel, Matthis, Kressing, Frank und Fangerau, Heiner: Die Entwicklung der Deszendenztheorie in Biologie, Linguistik und Anthropologie als Austauschprozess zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. In: Des-zendenztheorie und Darwinismus in den Wissenschaften vom Menschen. Hrsg. von Hans-Klaus Keul und Matthis Krischel. Stuttgart 2011, 107–121. (=KulturAnamnesen 1)
- Kroeber, Alfred L: Anthropology. Race, Language, Culture, Psychology, Prehistory. New York 1948.
- Lutz-Hensel, Magdalene: Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann. Berlin 1975. (=Philologische Studien und Quellen 77)
- Macho, Thomas: Stammbäume, Freiheitsbäume und Geniereligion. Anmerkungen zur Geschichte genealogischer Systeme. In: Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte. Hrsg. von Sigrid Weigel. Berlin 2002, 15–43.

- Moretti, Franco: *Graphs Maps Trees. Abstract Models for a Literary Theory*. London, New York 2005.
- Oltrogge, Doris und Schubert, Martin: Von der Reflektographie zur Literaturwissenschaft. Varianzen im *Rappoltsteiner Parzival*. In: Wolfram von Eschenbach – Bilanzen und Perspektiven. Eichstätter Kolloquium 2000. Hrsg. von Wolfgang Haubrichs, Eckart Conrad Lutz und Klaus Ridder. Berlin 2002, 347–376. (=Wolfram-Studien 17)
- Platnick, Norman I. und Cameron, H. Don: Cladistic methods in textual, linguistic, and phylogenetic analysis. In: *Systematic Zoology* 26, 1977, 380–385.
- Phillips-Rodriguez, Wendy J., Howe, Christopher J. und Windram, Heather F.: Chi-Squares and the phenomenon of ‚change of exemplar‘ in the *Dyūtaparvan*. In: *Sanskrit Computational Linguistics*. Hrsg. von Gérard Huet, Amba Kulkarni und Peter Scharf. Berlin und Heidelberg 2009, 380-390. (=Lecture Notes in Computer Science 5402)
- Schirok, Bernd (Hrsg.): *Wolfram von Eschenbach Parzival*. Studienausgabe. 2. Auflage. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht. Mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der *Parzival*-Interpretation von Bernd Schirok. Berlin und New York 2003.
- Schöller, Robert: Die Fassung *T des *Parzival* Wolframs von Eschenbach. Untersuchungen zur Überlieferung und zum Textprofil. Berlin und New York 2009. (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte N.F. 56)
- Spencer, Matthew, Davidson, E. A., Barbrook, Adrian C. und Howe, Christopher J.: Phylogenetics of artificial manuscripts. In: *Journal of Theoretical Biology* 227 (2004), 503–511.
- Stackmann, Karl: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. In: Festschrift Jost Trier zum 70. Geburtstag. Hrsg. von William Foerste und Karl Heinz Borck. Köln und Graz 1964, 240–267.
- Stolz, Michael: Wolframs *Parzival* als unfester Text. Möglichkeiten einer überlieferungsgeschichtlichen Ausgabe im Spannungsfeld traditioneller Textkritik und elektronischer Darstellung. In: *Wolfram von Eschenbach – Bilanzen und Perspektiven*. Eichstätter Kolloquium 2000. Hrsg. von Wolfgang Haubrichs, Eckart C. Lutz und Klaus Ridder. Berlin 2002, 294–321. (=Wolfram-Studien 17)
- Stolz, Michael: New Philology and New Phylogeny. Aspects of a critical electronic edition of Wolfram’s *Parzival*. In: *Literary and Linguistic Computing* 18 (2003), 139–150.
- Stolz, Michael: Linking the variance. Unrooted trees and networks. In: *The evolution of texts: Confronting stemmatological and genetical methods*. Proceedings of the international workshop held in Louvain-la-Neuve on September 1-2, 2004. Hrsg. von Caroline Macé und Andrea Bozzi. Pisa und Rom 2006, 193 – 213. (=Linguistica Computazionale 24-25)
- Stolz, Michael: *Copying processes*. Genetische und philologische Perspektiven. In: *Materialität in der Editionswissenschaft*. Hrsg. von Martin Schubert. Tübingen 2010, 275–291. (=Beihefte zu editio 32)

- Tehrani, Jamshid J. und Collard, Mark: The evolution of material culture diversity among Iranian tribal populations. In: Patterns and Process in Cultural Evolution. Hrsg. von Stephen Shennan. Berkeley und Los Angeles 2009, 99-112. (=Origins of human behavior and culture 2)
- Timpanaro, Sebastiano: La genesi del metodo del Lachmann. Florenz 1963. (=Biblioteca del saggiaatore 18)
- Viehhauser-Mery, Gabriel: Die *Parzival*-Überlieferung am Ausgang des Manuskriptzeitalters. Handschriften der Lauberwerkstatt und der Straßburger Druck. Berlin und New York 2009. (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kultur-geschichte N.F. 55)
- Windram, Heather F., Shaw, Prue, Robinson, Peter und Howe, Christopher J.: Dante's *Monarchia* as a test case for the use of phylogenetic methods in stemmatic analysis. In: Literary and Linguistic Computing 23 (2008), 443-463.
- Wittmann-Klemm, Dorothee: Studien zum *Rappoltsteiner Parzival*. Göppingen 1977. (=Göppinger Arbeiten zur Germanistik 224)

Marina Buzzoni, Roberto Rosselli Del Turco

Evolution or Revolution? Digital Philology and Medieval Texts: History of the Discipline and a Survey of Some Italian Projects

1 Digital Philology: The Background¹

Broadly speaking, digital philology encompasses the field of textual criticism and editorial scholarship in the electronic medium. More precisely, it engages with the interaction between Information and Communication Technology (ICT) systems and the philological study of documents/texts which have been converted into digital format.²

Within the ample domain of digital philology, a difference is drawn between ‘digital philology’ in a general sense (also referred to as ‘electronic philology’) and ‘computational philology’ (Bozzi 207): while the former refers to the digitization of texts displayed in a hypertext environment, the latter designates a combination of editorial practices which include the development of specific software tools and applications to facilitate interaction between both editors and readers with the electronic medium. Though the hiatus between these two ‘branches’ of digital philology has undoubtedly diminished in recent years, the partition is indeed still applicable to some of the digital products that will be analyzed under section 7.

Digital philology in general – and digital editing in particular – poses various challenges as well as various issues. It is well recognized, for example, that the choice to adopt a mark-up language, when considered relevant and therefore pursued by the editor, is full of consequences from the theoretical point of view: it entails, among other things, that the hermeneutic hypotheses put forth by the philologist have to be translated into a formal descriptive language, thus creating a metadata structure that is in itself an edition, or perhaps *the* edition as some scholars have argued (see below, sections 2 and 3).³

In addition to the text encoding issues, other major challenges can be said to be on the plate of a contemporary philologist, for instance the use of colla-

¹ For the purposes of the Italian academy, Marina Buzzoni is responsible for sections 1, 4, 5, 7 (and relative sub-sections), and Roberto Rosselli Del Turco for sections 2, 3, 6, 8, 9. Section 10 (Conclusion) was jointly written by the two authors, who also planned and revised the article together.

² Recently, Peter Robinson (Robinson 105-132) has reconsidered the domain of digital editing, fostering a perspective that would go beyond the document-based editing as defined, among others, by Hans Walter Gabler (see Gabler 2007, 197-207; Gabler 2010, 43-56).

³ “Ragionando a livello di edizione digitale diremo che l’annotazione di un testo attraverso linguaggi formali di descrizione è un processo che porta alla identificazione degli elementi utili per la creazione di un modello del testo che traduca le ipotesi interpretative dell’editore in modo formale.” (Tomasi 266).

tion tools and/or computer-assisted methods to find out genealogical relationships between the witnesses.⁴

A discussion of these technical issues would lead beyond the limited space of this paper, which is mainly devoted to the study of digital editions as dynamic tools able to encompass “different modes of viewing the one within the many.” (Robinson 2005, see also below, section 3).

It remains true that the use of the electronic medium calls on “the traditional skills of the editor and in addition the newer skills of the computer adept” (Turville-Petre 67), as the following sections will show.

2 A Short History of Digital Philology

Computer programs have been applied to the study of texts, also for philological purposes, for quite some time,⁵ but it is only more recently that editors have started experimenting with ICT tools to create a new way to publish editions: not in print, but on a digital support, together with software tools to improve text reading and analysis as well as manuscript images and possibly image-related tools. Digital philology, therefore, is a very young discipline, one still in a state of constant evolution with regard to its basic methodology and aims. In fact, it could be argued that it still hasn't come out of what we may call a ‘pioneering phase’. In this sense, all contemporary digital editions should be considered as at least partly experimental products which, while they can be used effectively and represent a significant advancement over traditional editions, still haven't attained the full maturity that the theoretical reflections about this discipline let us imagine and desire.

It is however possible, even in this short time span, to trace an evolution and distinguish different phases leading to the current state of the discipline.

In the beginning, there was the ‘digital incunabula’ era of the ‘90s: a first generation of digital editions distributed on optical support (CD-ROM, later DVD-ROM to better accommodate high resolution images) and thus making use of stand-alone, usually proprietary, software. The edition texts can be browsed as hypertext, usually through the use of HTML or through hypertext

⁴ The bibliography on these subjects is huge. As an illustrative example one may indicate the collections of essays titled *Studies in Stemmology* I (van Reenen et al. 1996) and *Studies in Stemmology* II (van Reenen et al. 2004), along with the *Thematic Section on Studia Stemmologica* ed. by T. Heikkilä and T. Roos in Volume 31 (2016) of *Digital Scholarship in the Humanities*.

⁵ See for instance Collate, a tool for text collation and analysis created by Peter Robinson in the second half of the ‘80s (<<http://www.sd-editions.com/>> [accessed 11.10.14]). At the present moment CollateX, Collate's successor and a complete rewrite of the original software, is under active development and available for download (<<http://collatex.net/>> [accessed 11.10.14]). Another important area of activity for computational philology is that of computer-assisted stemmatology.

navigation implemented by proprietary software,⁶ and they're accompanied by the corresponding manuscript images, often in high resolution format. While there are hypertext critical editions dating back to this period, image-based editions offering diplomatic and semi-diplomatic transcriptions became quite popular mainly because they make available to scholars and to the general public digital facsimiles of important manuscripts that usually are jealously guarded by the institutions responsible for their preservation.⁷ The general layout of the editions texts and of all the proposed paratexts, however, was extremely conservative, in good measure replicating the traditional layout of printed editions on a computer screen.⁸ Sadly, use of proprietary software or relying on specific features of an operating system, such as a certain version of a web browser to load the edition texts, meant that in just a few years the edition would pose compatibility problems with more recent versions of the underlying operating system, to the point that, as of today, many of those first generation products are only usable by means of software emulators.⁹

Already at the end of the '90s, however, and with greater impetus starting from the beginning of the next decade, many new projects were initiated with the belief that the World Wide Web would be the optimal publishing method. Considering that most of the first digital editions were making use of HTML as their fundamental framework, this was a logical step and one ensuring the wider audience when compared to CD- or DVD-based media; on the other hand, the direct-to-the-web publishing model also meant an interruption of the relationship with traditional publishers in the majority of cases, both because the latter felt more comfortable with a physical object akin to a book for distribution purposes, and because the need for an intermediary is less urgent. Publishing on the Web pushes towards a new generation of browsing tools, more standard compliant and often licensed as open source software, but this rise in popularity has as a probably unintended side effect the parallel growth of (sometimes wildly) different user interfaces, especially when compared to the

⁶ The DynaText software, used f.i. for Solopova 2000, was a publishing tool developed during the '90s which allowed to create hypertext editions out of SGML-encoded texts.

⁷ Among the most appreciated and well known examples of this type of editions, also particularly relevant with regard to critical editing of Medieval texts, we may cite K. Kiernan's *Electronic Beowulf* (Kiernan 1999), B. Muir's *Exeter Anthology of Old English poetry* (Muir 2004a) and *MS. Junius 11* (Muir 2004b), and Robinson's *Canterbury Tales* project (Robinson 1996).

⁸ In these hypertext editions the critical apparatus and other texts, such as commentary notes, translations, glossaries and more are placed in separate frames on the main HTML page, creating a sometimes complex layout that is similar to how the same content would be displayed on a printed page, albeit with the flexibility granted by the HTML markup language. See Benjamin Slade's *Beowulf on Steorarume* hypertext edition (<http://www.heorot.dk/beowulf-on-steorarume_front-page.html> [accessed 11.10.14]) for an example.

⁹ A software emulator is a computer tool replicating a specific Operating System environment so that programs may be executed successfully within the latter, avoiding compatibility problems that would make their use impossible under more recent or different versions of the same environment.

relatively low number of tools used during the previous phase. Traditional layout is still prevalent, but there are also many interesting experiments aiming at going beyond the limits of traditional editions. On the technical side, HTML-encoded texts are the common denominator of these editions, but often it is just the result of processing of texts originally encoded in XML, since the TEI XML encoding schemas are fast becoming the *de facto* standard. As a consequence of this quantitative growth and fragmentation of publishing tools, actual durability of a web-based edition varies according to several factors: adherence to standards, use of software plug-ins, use of a publishing framework, etc.

At the present moment many of the trends described above are confirmed: data encoding (TEI XML) and publication (HTML+CSS, JavaScript) standards are widespread, but they are confronted with an astounding variety of publication frameworks and methods, from the simple HTML web edition to complex publishing software; while some projects opt for framework integration (using tools such as the Omeka¹⁰ CMS – Content Management System, which supports TEI by means of a plug-in, the TEICHI¹¹ framework which relies on the Drupal CMS, or the eXist¹² native XML database), or specialized client-server software (see for instance the SADE – Scalable Architecture for Digital Editions¹³ project), other scholars prefer simpler tools (such as TEI Boilerplate¹⁴) to publish their editions. Researchers eagerly explore new methods to take full advantage of such a pervasive and interconnected distribution medium: new edition models, such as social/collaborative (Siemens 2012), distributed (Ore 2004) and interwoven¹⁵ editions are theorized, and almost at the same time experimental projects are launched; innovative layouts are designed and introduced in some editions (see f.i. the *Petrus Plaoul* edition¹⁶), some of which are the result of a convergence with other Digital Humanities disciplines. Prospects of durability and long term preservation are good, at least when the visualization tools are designed to be standard-compliant, but the second wave of digital edition projects proposed the entirely new problem of editions not being available anymore. This is not because of technical obsolescence, but simply because the web sites hosting them have vanished from the Web, leaving perhaps a backup somewhere but not much more to record their existence.¹⁷

¹⁰ Web site: <<http://omeka.org/>> [accessed 11.10.14].

¹¹ Web site: <<http://www.teichi.org/>> [accessed 11.10.14]; also see the Drupal home page (<<https://www.drupal.org/>> [accessed 11.10.14]) for more information about this open source CMS.

¹² Web site: <<http://exist-db.org/>> [accessed 11.10.14].

¹³ Web site: <<http://www.bbaw.de/telota/software/sade/sade-1>> [accessed 11.10.14].

¹⁴ Web site: <<http://dcl.slis.indiana.edu/teibp/>> [accessed 11.10.14].

¹⁵ Thanks to metadata aggregators, see for instance the MESA project: <<http://www.mesa-medieval.org/>> [accessed 11.10.14].

¹⁶ Web site: <<http://petrusplaoul.org/>> [accessed 11.10.14].

¹⁷ See, for instance, Melissa Bernstein's *The Electronic Sermo Lupi ad Anglos*, a comprehensive (from the web site: "All five redactions of the text, plus analogous materials and a critically

3 The Scholarly Digital Edition

It is possible to conclude by reading the previous section that, because of the many different technical solutions which can be chosen, the precise form of a digital edition is subject to a great degree of variation, to the point that an answer to the simple question “What is a digital edition?” is not as clear as one may think. There are, in fact, many types and sub-types, including the following: a collection or, as a more advanced option, a digital library of diplomatic/critical texts (the Oxford Text Archive¹⁸, DigilibLT¹⁹); a hypertext edition (Tim Romano’s *The Wanderer*²⁰); a hypermedia edition (*Rossetti Archive*²¹); image-based editions (*Electronic Beowulf*); collaborative/social editions (HyperNietzsche²²). One may wonder if the fact that all those different editions share some common features, such as being available on the Web, is enough to define a common ground and to group them under the same label. In fact, things are more complicated than that.

First of all, we must not forget that, in what is defined as the ‘digital edition’, the ‘edition’ part is fundamental. It is not acceptable to think that, for instance, gathering all witnesses of a work and offering their texts to the reader in unmediated, albeit digital and hypertext, form is all that is needed to claim creation of a digital edition: “My own view is this: if all the edition does is present all the information it is not an edition at all. It is an archive, an inert pile of dead data awaiting human intelligence to breathe life into it.” (Robinson 2007). Critical editing is central to digital philology as it is for philology as a whole, which is why the correct label to use should be Scholarly Digital Edition (SDE from now on).

Another important factor in defining the true nature of an SDE is the relevance of the digital aspect: is a digital edition just an electronic version of a traditional one? It surely is possible to ‘migrate’ a traditional edition in digital form to take advantage of the features described above, although if the end result is a PDF document or an HTML page hosting the edition text, it would be more appropriate to define it as a ‘digitized edition’, not as an SDE. But while a conversion from printed to digital form is always possible, and it may well go beyond a simple digitized edition, a true digital edition is one that can’t go the other way round without losing significant features, such as hypertext

edition text and translation are presented here.”) hypertext edition of Wulfstan’s most famous sermon. The web site hosting the edition, previously reachable at the URL <<http://english3.fsu.edu/~wulfstan/>>, is currently unavailable and has been for quite some time. Is it a temporary failure of the computer hosting those files, or has the edition been removed from the Web forever? It is very difficult to answer this question since there are no error messages, the whole site appears to be down and its content can only be recovered thanks to the Internet Archive service (<<https://archive.org/>> [accessed 11.10.14]).

¹⁸ Web site: <<http://www.ota.ox.ac.uk/>> [accessed 11.10.14].

¹⁹ Web site: <<http://www.digiliblt.unipmn.it/>> [accessed 11.10.14].

²⁰ Web site: <<http://www.aimsdata.com/tim/anhaga/edition.htm>> [accessed 11.10.14]. Also of interest is the already mentioned *Beowulf on Steorarume* hypertext edition.

²¹ Web site: <<http://www.rossettiarchive.org/>> [accessed 11.10.14].

²² Web site: <<http://www.nietzschesource.org/>> [accessed 11.10.14].

navigation, search functionality and more. In fact, a true digital edition can be recognized in that it is by its very nature a dynamic tool. To quote Peter Robinson again: “The layers of footnotes, the multiplicity of textual views, the opportunities for dramatic visualization interweaving the many with each other and offering different modes of viewing the one within the many—all this proclaims ‘I am a hypertext: invent a dynamic device to show me.’” (Robinson 2005).

4 Main Advantages of Scholarly Digital Editions

Though the debate on the issue is still intense, many scholars in the field of digital philology now agree that there are at least five domains in which scholarly digital editions may offer important advantages over paper editions, namely:²³

- i. the possibility to present and manage *quantities of data* that are not normally publishable in a paper book;
- ii. the *relationability* of the data provided, i.e. the possibility of making connections between data and processing them at a speed, precision and complexity otherwise unattainable;
- iii. their *interoperability*, i.e. broadly speaking, the ability to share information in computing environments and – in principle – between different computer systems, thus enhancing the possibility of interaction within the scientific community in time and extension which a traditional book does not allow for;
- iv. their *multimediality* and *multimodality*, which allow for the organization of data into hierarchically structured hypertexts, as well as the inclusion of non-textual data in the edition (e.g. audio and video files);
- v. and, last but not least, *user interaction*.

More specifically, these domains represent what can be considered to be the added value of scholarly digital editions, not in terms of mere application but rather in terms of theoretical and/or methodological improvement. For example, the availability of space offered by the digital edition, together with the relationability of the data provided, are prerequisites which allow users to *verify* the choices made by the editor more easily and economically than in book form;²⁴ and *verifiability* is a necessary component of scientific reliability. Paradoxically, the ‘new’ digital medium goes in the direction indicated by thoroughly traditional philologists like the Italianist Domenico De Robertis, according to whom an edition can be called critical in a strict sense only if it

²³ On these topics see *Digital Philology and Medieval Texts*, edited by Arianna Ciula and Francesco Stella (Ciula / Stella vii–xiii and 232–236).

²⁴ It is not a question of having just *more* data at our disposal, but rather of having more *network-related* data.

furnishes the reader with all the documentation necessary to evaluate it and to produce another, maybe different edition that is nevertheless based on the same material.²⁵ More recently, Alfredo Stussi – among many others – has called attention to a closely related issue: “Once resolved the textual criticism problems pertaining both content and form, whichever the number of witnesses may be, the way of presenting the data to the possible users of the critical edition is highly relevant. The latter is, in fact, a working hypothesis; therefore the reader should be enabled to verify it in each and every point, and maybe to disagree with the editorial choices.”²⁶ Furthermore, “the electronic text can admit to its inevitable errors, can be corrected,” and easily “reposted in a revised form.” (Turville-Petre 56).

Along with the aforementioned theoretical advantages, also practical advantages can be argued, mainly consisting in: the possibility of hypertext navigation, the inclusion of supplementary documents and search tools so that the manuscript tradition of medieval works can be explored in greater depth and detail, and the optimal dissemination of the contents provided.²⁷

Let us now address a more methodological point of view: the underlying assumption that electronic editions go hand in hand with the New Philological approach to both the study and editing of medieval texts is probably affected by Cerquiglini’s claim that new technology could go beyond the restrictions of the book format represented mainly by the two-dimensional structure of the printed page (“la structure bidimensionnelle et close de la page imprimée.” Cerquiglini 113), and that the facilities offered by a computer screen could allow the readers to compare many texts, non-hierarchically presented (“Dans l’espace illimité que la technologie offre aujourd’hui à l’inscription, il convient de suspendre la constellation changeante de l’écrit médiévale”, Cerquiglini 112-114, here p. 114). This is, however, only one side of the coin: even Lachmannian hierarchical editions can profit from the digital environment, e.g. in the visualization of the critical apparatus (which, far from being just a repository of variants, represents instead the site where the editorial choices can be evaluated and judged), as well as in the hypertext relationship between the apparatus and the reconstructed

²⁵ De Robertis states that, in order to be considered excellent (“eccellente”), a critical edition should provide “[i] materiali necessari e sufficienti per un'altra edizione critica della stessa opera condotta secondo differenti criteri di utilizzazione dei medesimi testi.” (De Robertis 383-404).

²⁶ *Fondamenti di critica testuale*, edited by Alfredo Stussi (Stussi 20-21). “Una volta risolti i problemi critico-testuali di sostanza e di forma, quale che sia il numero dei testimoni, molto conta il modo in cui i risultati vengono presentati al pubblico che utilizzerà l’edizione critica. Quest’ultima è un’ipotesi di lavoro e quindi il lettore deve essere messo in grado di verificarla punto per punto ed eventualmente di dissentire.”

²⁷ The impact of electronic modes of dissemination on editing medieval texts has been (and still is) a central topic in editorial theory. See, for example, the collection of essays *Electronic Text: Investigation in Method and Theory*, edited by Kathryn Sutherland (Sutherland 1997) and the miscellany *Electronic Publishing: Politics and Pragmatics*, edited by Gabriel Egan (Egan 2010). Some articles in *Probable Truth. Editing Medieval Texts from Britain in the Twenty-First Century*, edited by Vincent Gillespie and Anne Hudson (Gillespie / Hudson 2013), focus on electronic editing.

text. Furthermore, the possibility of visualizing multiple texts/documents in various forms permits to present them according to different theoretical perspectives, if this is considered useful by the editor (see below, section 7.3).²⁸ We are firmly convinced that the choice of the editorial method resides with the philologist; the medium can enhance some characteristics and potentialities inherent in every scientific approach to the text.

5 Drawbacks of Scholarly Digital Editions

Since the mid-1990s, and especially in the first years of the new millennium, scholars have become more and more aware of the possible drawbacks of electronic editing (see, among others, Robinson 2005; Duggan 2008; McGann 2010; Millett 2013). Three issues seem to be crucial in this respect, namely technology, impact, and sustainability. Firstly, various technological problems involved in the creation of sophisticated electronic editions have not yet been solved.²⁹ Secondly, less people than expected – specialists included – seem to be using electronic objects, despite the high-quality scholarly commitment and great effort.³⁰ Finally, the long-term sustainability of digital editions has increasingly raised concerns among editors. One major issue is of course the frequent absence of strategies for sustaining and updating resources beyond the period during which a project is funded by a given institution. It is not just a question of “establishing common technological standards”, but rather of sustaining the projects themselves by keeping them accessible and usable. To put it in McGann’s words, the imperative concern is “how to sustain the life of such projects; how to address their institutional obstacles and financial demands.” Paradoxically enough, McGann, speaking of his own project – the *Rossetti Archive* (1993-2008) which incorporates the complete writings and pictures of Dante Gabriele Rossetti, as well as a wide range of contextual

²⁸ This is also testified by well-known products, like Daniel Paul O’Donnell’s edition of the *Cadmon’s Hymn* (O’Donnell 2005) which contains the reconstructed text (on the basis of the earliest text in the Moore Bede), followed by the reconstructions of the “nodes”, the editions of “scribal performances”, and finally the diplomatic edition of the witnesses. As stated by Katherine O’Brien O’Keeffe, this project “does two things: it offers a noumenal, authorial text and a phenomenal, material text. The range of the edition constitutes a substantial achievement.” (O’Brien O’Keeffe 89).

²⁹ “The problems with technology are partly caused by the rapid and continuing progress of technological change; but they are exacerbated by the tendency of large electronic projects of this kind to use complex custom-built software, which makes them particularly difficult to update.” (Millett 46).

³⁰ “Although there are many digital editions that contain excellent and comprehensive scholarship, this scholarship is not being cited nearly as often as its quality would seem to deserve.” (O’Donnell 2010, 113). The solution sought for by O’Donnell in the *Cadmon’s Hymn* was “to use print as a medium of communication for the introduction and selected texts and transcriptions of the *Hymn*” (O’Donnell 2010, 114). In fact, he decided to print only a single representative view of each manuscript and critical text and apparatus. “Readers who required more detail or more options were directed to the screen version on the accompanying CD-ROM.” (O’Donnell 2010, 114).

material (<<http://www.rossettiarchive.org/>> [accessed 10.10.2014]) –, fears that “to preserve what I have come to see as the permanent core of its scholarly materials, I shall have to print it out.” (McGann 8). The aforementioned drawbacks risk making really digital-born editions an exception, rather than the norm; the digitization of manuscripts or existing printed editions has in fact not very much to do with digital philology.

Another non-negligible problem is represented by the great amount of work that especially the technical part of a digital edition requires. For example: it is necessary to transcribe a manuscript in all its detail, and not just the text which it transmits. These details (e.g. the layout, colours, punctuation, changes of hand, corrections, glosses, damages, etc.) have to be tagged so that the information can then be retrieved. Technological expertise can be a problem when the editor lacks the necessary know-how. In that case, as well as in many other circumstances, an editorial team is needed, especially for the development and implementation of browsers which interface with the marked-up text to display it in a readable form (Turville-Petre 66-70).

Despite these drawbacks, it remains true that the advantages of a scientifically reliable digital edition for both scholarly work and teaching purposes are too great to be set aside.

6 Methodological Aspects of Digital Philology

Having ascertained that an SDE is not a simple transposition of a traditional one in digital form, the next question that has to be answered is if a digital edition is better than a traditional one on methodological grounds. If we put aside the advantages granted by the mere conversion to a digital format (the limitless space and convenience allowed by digital distribution over the Web, the wider audience that can be reached through it, the possibility to continue work and refinement of an edition not being constrained by the physical boundaries of a printed edition), and carefully examine its inherent characteristics, in particular the innovative ways in which it enables us to achieve our research goals, we will come to the conclusion that an SDE is simply a more effective research tool than a traditional one. First of all, it is no longer necessary to choose between a (very expensive) photographic facsimile and a full-fledged edition, between a diplomatic edition and a critical one, and other choices due to the limits of a printed edition: an SDE is so flexible that it is possible to handle different media and different edition levels at the same time,³¹ and to have both a general level of interconnection between components of the edition (thanks to hypertext navigation) and one aimed at more specific point-to-point linking (for example, a hotspot feature offering additional information in relation to a

³¹ While more than one or two edition levels can be managed in a single document, it may be a good idea to have separate, specialized versions of the edited text for different visualization or analysis purposes. This is exactly what happens with the already mentioned *Cadmon's Hymn* text(s) edited by Daniel P. O'Donnell (O'Donnell 2005).

specific aspect of the text or of the digitized manuscript image).

On a strictly philological ground, an SDE allows the user to validate the editor's hypotheses about a text better than a traditional one:

- having access to variants in their direct context or, even better, being able to compare all witnesses for a specific reading, enables the researcher in a way that the printed edition apparatus, while a very successful compromise, cannot do;
- if an SDE includes scan images of the manuscript(s), it is even possible to go straight to the source and, possibly through virtual restoration techniques, recover the actual text as preserved by a specific witness;³²
- the hypertext and hypermedia features allow the user to connect and therefore explore all the different components of a digital edition with ease, accessing quickly and without effort the desired information, be it a bibliographic reference to a particular text fragment or an improved reading of text erased by the scribe;
- text tools, such as a full text search engine, and image tools, such as magnifying lens and virtual restoration,³³ greatly improve our capability to examine texts and perform research on them.

It should be clear, even from this inevitably short list, that it is not just a matter of 'digital convenience': having an infinite space to collect and present all witnesses' texts is a 'material' advantage, while being able to organize them in a hypertext and link together all variants in such a way as to present a dynamic critical apparatus, at the same time including direct links to the manuscript images holding those variants, is a methodological one. It is true, however, that digital philology has so far proved very popular when used within a specific editorial theory, that of so-called new philology: the possibility to focus on the text-carrying medium, and to render the text's *mouvance* thanks to the SDE dynamic aspect make it the perfect tool for this theory, and in fact image-based editions with diplomatic or semi-diplomatic transcriptions have been especially

³² As an example of the importance of being able to consult a manuscript, either directly or by means of a digital facsimile, to avoid what might be called 'authoritative errors', one may consider the interpretation of a specific word in the *Beowulf* Old English poem: at line 1382a a word has been transcribed as *wundini* or *wundnum* by the first scholars editing the poem, and these readings not only have been universally accepted for a very long time, but in the case of *wundini* it has also been used to prove a supposedly early date of the poem. It was Kevin S. Kiernan who noted how the correct reading is actually *wundmi*, with an 'm' clearly distinguishable in the manuscript (Kiernan 1981, 31 ff.); later, when working on the Cotton Vitellius A XV manuscript in preparation of the *Electronic Beowulf* edition, Kiernan produced an enlarged image of that folio detail, which is now also accessible on-line thanks to the *Beowulf on Steorarume* hypertext edition (<http://www.heorot.dk/1382.jpg>) [accessed 11.10.14].

³³ On this subject, see the on-line *Index and Guide* to K. Kiernan's *Electronic Beowulf*, specifically the section devoted to the relevance of enhanced images for critical editing purposes: <<http://ebeowulf.uky.edu/studyingbeowulfs/criticaledition#backlitimages>> [accessed 11.10.14].

popular among scholars. The dynamic factor is essential when aiming at re-creating a process, as in the aforementioned case of *mouvance*, instead of a static archetypal text, which is the goal of the traditional Lachmannian method, as a consequence digital philology methods are also particularly interesting for the genetic criticism theory and genetic editions. This doesn't imply that those methods and tools aren't suitable for other textual criticism theories, in particular for neo-Lachmannian editions: unfortunately it is not possible here to discuss this issue at leisure, suffice it to say that while the basic technical infrastructure (hypertext) for display and navigation is already available and, paradoxically, has been right from the start, other aspects such as encoding schemas and general User Interface design for this type of edition are not so advanced. Even if not so conspicuous, though, hypertext Lachmannian editions do exist and are being created. More methodological work and more tool refinement are required, however, to make digital philology methods more appealing to neo-Lachmannian scholars.

What does then change for a scholar wishing to create an SDE? Putting aside the material costs necessary to acquire part of a digital edition components (images, image processing for virtual restoration purposes, web server costs), the main change involves mastering new methods and tools, in particular text encoding by means of a markup language such as XML,³⁴ which is greatly facilitated thanks to the TEI XML schemas and *Guidelines*.³⁵ Again, and unlike what happens with other computer tools such as word processors, it may be difficult to distinguish between method and tool because apparently encoding a text is a simple operation, while actually semantic annotation is a sophisticated task that can only be performed by the scholar creating an edition.³⁶ Note that critical editing and philological work in general is not done as a separate phase, distinct from the text encoding: semantic annotation *is* philological work, and the encoded text that is produced *is* the edition in all respects; the only remaining task is applying an appropriate tool to 'extract' and visualize the edition from the annotated documents. When using these kinds of tools it is essential to remember that digital philology makes use of ICT tools, but it can't be identified with them: again, semantic annotation performed while encoding texts is a method, the TEI XML schema is the (current) technical solution to this task; in the same way, an ontology encoded in a critical text as an enrichment of a digital edition is the theoretical method, use of OWL or RDF

³⁴ One may wonder why, considering that the final output is going to be visualized as HTML coupled with CSS style sheets, it should be necessary to encode the edition text in TEI XML first and transform it into HTML later. Aside from the intrinsic flexibility granted by the XML language (an XML document can be transformed into many different outputs, such as HTML, PDF and ePUB; furthermore, it is possible to manipulate it by means of XSLT style sheets to extract and show only the desired information), TEI schemas allow for very accurate semantic annotation, something HTML wasn't created for and is rather inefficient at.

³⁵ TEI Consortium 2014. The Text Encoding Initiative is the *de facto* standard with regard to the encoding of texts for SDE creation.

³⁶ Or by a team of researchers working under her or his direction.

metadata schemas is the technical means to accomplish it.

Finally, the multidisciplinary and interdisciplinary aspects are central to the very idea of digital editing, and should not be underestimated. Not only does the discipline require learning methods and tools belonging to the ICT field, and frequently relying on the support of ICT specialists, but it also encourages breaking the traditional barriers existing among traditional Humanities fields of study: dealing with high resolution images of a manuscript naturally leads towards other, non strictly philological, interests, such as the codicological and palaeographical studies; at the same time, encoding a literary text is a possible starting point for other scholars, e.g. to perform a metrical analysis of a poem, or to investigate the lexical richness of an author, etc.

7 A Survey of Some Italian Projects

In the following subsections a survey of some ongoing Italian digital projects will be provided, dividing them into three different groups: digital archives, hypertext editions, and image-based (/full) digital editions. This taxonomy is functional to the purposes of our study, since it favors the comparison with the features mentioned in sections 4 and 6. Yet, it should be recalled that the borders between the groups might be very thin: a digital archive, for example, can be implemented and extended to include full digital editions based on the principles of digital philology (see above, sections 1 and 3). The projects that have been chosen are offered as case-studies for each of the three groups.

It should be also mentioned that a complete data base of the 'Italian projects' (meaning by that a list of the projects that are being carried out in Italian institutions) is still lacking. What is available for the moment is a preliminary index of typologically different electronic products (http://linclass.classics.unibo.it/udwiki/index.php/Progetti_e_prodotti) [accessed 19.10.2014]) mainly focused on Latin and Italian texts.³⁷

7.1 Digital Archives

7.1.1 RIALTO: Repertorio informatizzato dell'antica letteratura trobadorica e occitana

The *Repertorio informatizzato dell'antica letteratura trobadorica e occitana* (RIALTO) aims to provide online reference editions of the whole medieval Occitan literary corpus. Born of an idea by Luigi Milone and Costanzo Di Girolamo, the RIALTO website is run by the University of Naples

<http://www.rialto.unina.it/> [accessed 09.10.14], and can be defined as a dynamic digital archive. The texts included in the archive display a different

³⁷ The list contains projects belonging to the following categories: (1) Collezioni digitali – Generali – Letteratura italiana; (2) Biblioteche digitali – Monografiche – Testi e Immagini; (3) Edizioni di singoli testi/autori; (4) Dizionari e Linguistica; (5) Archivi Digitali.

editorial status, since they can derive from (i) the digitization of a previous print edition, without any modifications; (ii) the digitization of a previous print edition, with some modifications, for which an explanation is provided;³⁸ (iii) new born-digital editions. All the editions are annotated, though only for the latter is a critical apparatus provided.³⁹ For some authors (e.g. Arnaut Daniel) two or more editions can be synoptically displayed on the screen; the intention of the project coordinators is in fact to avoid the effect of one single fixed text provided to the reader as many online editions do.

The screenshot shows the RIALTO project interface for the text 'Le Roman de Blandin de Cornoalha' by Ed. Sabrina Galano. The interface is divided into several sections:

- Header:** Rialto Narrativa, Le Roman de Blandin de Cornoalha, Ed. Sabrina Galano.
- Left Sidebar (Critical Apparatus):**
 - Premessa
 - Apparato
 - Note
 - Abbreviazioni: C = Chabaneau, M = P. Meyer, VdH = C.H.M van der Horst, agg. = aggiunta, corr. = correzione, int. = integrazione, esp. = espunzione, ms = manoscritto.
 - Footnotes: 1 [E]n spazio per l'iniziale maiuscola. 2 dictat] -i- scritto su -a-. 5 (-1). 8 int. M. 9 (-1). 14 els] elos. 15 els] elos. 16 (-1). 17 lialtat] fialtat. 20 ames] amees 2a -e- esp. 23 hostal] hostals corr. VdH
- Main Text:**

[E]n non de Dieu commenzeray
un bel dictat et retrayrai
d'amors et de cavalaria
4 et d'una francha compagnia,
che van far dos cavaliers
de Comoalha bons guerriers
8 che volgron per lo mond annar
e lur [a]vantura cerchar.
E la un, se Dieu me valha,
ac non Blandin de Cornoalha,
e l'aotre si fa appellar
12 Guilhot Ardit de Miramar.
E diray vos primierament
consi els feron verament:
16 la fe del cors els sy doneron
et sobre sans els jureron
che els si tenrien lialtat
la un a l'autre sans barat.
E quant aysu agron promes
20 cascun va penre son ames,
e monten sobre bon destrier
cascun comme bon cavalier,
e parten se de leur hostal
24 come valens se Dieu my sal,
van s'en e tenon lor chamin
ayso fu un dilunex ben matin.
E intren s'en per los desertz
28 com bons cavaliers et apertz,
tot jom lur avanturas sercan

Fig. 1. A screenshot from the RIALTO project

A musical performance of the first stanza is provided for those texts whose melody has survived (e.g. Rigaut de Berbezilh, *Atressi com lo leos*). Due to these characteristics, the RIALTO archive doesn't aim at replacing paper editions, but rather appears as complementary to them. Furthermore, the coordinators claim that RIALTO is closely linked to two major projects on Occitan literature, namely *Com. Concordance de l'occitan médiéval*, by Peter T. Ricketts (CD-Rom edition, première tranche 2001), and *BEiT: Bibliografia elettronica dei trovatori*, by Stefano Asperti. From the point of view of digital philology (see above, section 4), the advantages this project offers lie mainly in the presentation and management of a huge quantity of data, as well as in the inclusion of non-textual

³⁸ Some examples of revisions are: material mistakes, bibliographical updates, relevant textual choices made by different editors.

³⁹ This is mainly due to strict copyright laws affecting already published editions.

data such as chanted passages. The degree of relationability is on the other hand quite low, since, for example, the critical apparatus, when provided, doesn't seem to be linked to the text to which it refers, and is instead presented in a linear form (cf. <<http://www.rialto.unina.it/narrativa/blandin/blandin.htm>> [accessed 09.10.14]). User interaction seems also to be neglected.

7.1.2 ALIM: Archivio della latinità italiana del medioevo

The *Archivio della latinità italiana del medioevo* (ALIM) is an ongoing project (<<http://www.alim.dfl.univr.it/>> [accessed 09.10.14]), sponsored by the Italian Unione Accademica Nazionale and by the Italian Ministry of Education and Research, which aims to present scholarly electronic texts of all Latin-language works written in Italy during the Middle Ages. The texts available so far are both literary and documentary, with a good admixture of chronicles, and with some philosophic and other writings as well. There are indexes by author's name, by century, and by literary genre. The time-span, which was originally 11th to 13th century, has recently been expanded to cover texts from the 8th century onwards. ALIM originated with a major lexicographic intent, as a new Italian contribution to a wider project fostered by the Union Académique Internationale (Bruxelles), and devoted to the compilation of a Dictionary of European Medieval Latin. Though ALIM has subsequently gained a life of its own, the peculiar attention to the lexicon is testified, among other things, by the fact that queries can be carried out by words (including allographic variations) and/or strings of words.

So far, the texts included in the archive have been taken from paper editions, with the omission of both critical apparatus and notes. Recently, however, the research groups involved in the project (Università di Siena, Università di Verona, Università di Palermo, Università Ca' Foscari Venezia, Università Suor Orsola Benincasa Napoli) have agreed upon an extension of the archive to include new digital-born editions.⁴⁰ This is the case, for example, of the image-based diplomatic-interpretative edition of two major witnesses that transmit the *Edictum Rothari* (Vercelli, Biblioteca Capitolare Eusebiana, ms 188, and Ivrea, Biblioteca Capitolare, ms 34). The project is currently under preparation and scheduled for publication in 2015-16. The browsing software for visualizing the manuscripts and their texts was developed at the University of Pisa and is called EVT (*Edition Visualization Technology*). EVT was firstly used for displaying the

⁴⁰ An implementation of TEI encoding (<<http://www.tei-c.org/Guidelines/>> [accessed 09.10.14]) was also argued for. The "Archive" is thus quickly developing into a full "Digital Library", presently under construction, and based not only on open access principles but also on an open source model in which, among other things, the XML files will be made available to the public. Once the Digital Library is completed (presumably mid-2016), the present website will be deactivated.

Digital Vercelli Book (<http://vbd.humnet.unipi.it/?page_id=384/>, see below under section 7.3), and was chosen here since it is one of the simplest tools available to create a digital edition starting from documents marked according to the TEI XML standard.

Autore	Titolo	Periodo	Genere
Adalbertus Samaritanus	Praecepta dictaminum	XII	Retorica
Aegidius Columna Romanus	De regimine principum	XIII	Trattatistica
Albericus Casinensis	Flores rhetorici	XI	Retorica
Albericus Casinensis	Visio Alberici	XII	Agiografia
Albertanus Brixiensis	Liber de doctrina dicendi et tacendi	XIII	Retorica
Albertus Miliolus	Liber de temporibus et etatibus. Continuatio Regina et Cronica Imperatorum	XIII	Storiografia
Alexander Telesinus	De rebus gestis Rogerii Siciliae regis (1127-1135)	XII	Storiografia
Alphanus Archiep. Salernitanus	Sermo super evangelium	XI	Omielica
Alphanus Archiep. Salernitanus	Vita et passio sanctae Christinae virginis et martyris	XI	Agiografia
Andreas Strumensis	Epistole	XI	Epistolografia
Andreas Strumensis	Passio Arialdi	XI	Agiografia
Anselmus Cantuariensis	Proslogion	XI	Teologia
Arnulfus Mediolanensis	Liber gestorum recentium	XII	Storiografia
Astensis Poeta	Novus Avianus	XII	Favolistica
Aulus Ianus Parrhasius	Epicedion in Hippolytam Sfortiam	XV	Poesia lirica
A. Teramensis archipresbyter	Epistolae	XIII	Epistolografia
Bardo presbyter	Vita Anselmi episcopi Lucensis	XI	Agiografia

Fig. 2. ALIM: the “Fonti letterarie” page, texts listed by author

7.2 Hypertext Editions

7.2.1 Ramusio’s *Dei Viaggi di Messer Marco Polo*

In Spring 2011, three researchers of Ca’ Foscari University of Venice (see Burgio / Buzzoni / Ghersetti 2013) launched a project whose main objective was the production of a scholarly digital edition of *Dei Viaggi di Messer Marco Polo*, the Italian version of *Il Milione* written by Giovanni Battista Ramusio (1485-1557) and published in the second volume of his odeporic collection *Navigazioni et viaggi* (1559).

The digital object which is being prepared displays the characteristics of a hypertext edition, since it focuses on Ramusio’s text and the sources he had at his disposal, without aiming at going back to the manuscripts. The main goal of this edition is to represent Ramusio’s alleged ‘desk’ in a virtual hypertext environment. In the *Electronic Ramusio*, the modal windows allow the user to visualize a chapter of Ramusio’s text (R) in parallel with its major sources (labeled as Z, V, VB, L, P (and VA), F). Furthermore, each section of the text is accompanied by a philological commentary made accessible through pop-up windows which present the relevant interface to the user. Finally, it is possible

to display (and superimpose) the entire text of the other *Milione* redactions, and access the records containing the information on the Eastern *realia*. In fact, through the simultaneous opening of different windows in an online environment, the digital edition permits to visualize: (1) the main text (Ramusio's *Dei Viaggi*); (2) the comment apparatus (containing the identified sources; an analysis of their manipulation; and some informative notes); (3) the complete version of the text from which the source extracts are taken, also in parallel with the Ramusian text.

An edition as such allows the reader to create his/her own path within the text provided. Four of the five features a digital edition should preferably have (i.e. quantity, relationality, multimedia and user interaction) are met in full. Interoperability remains to a certain extent problematic, since at the moment the

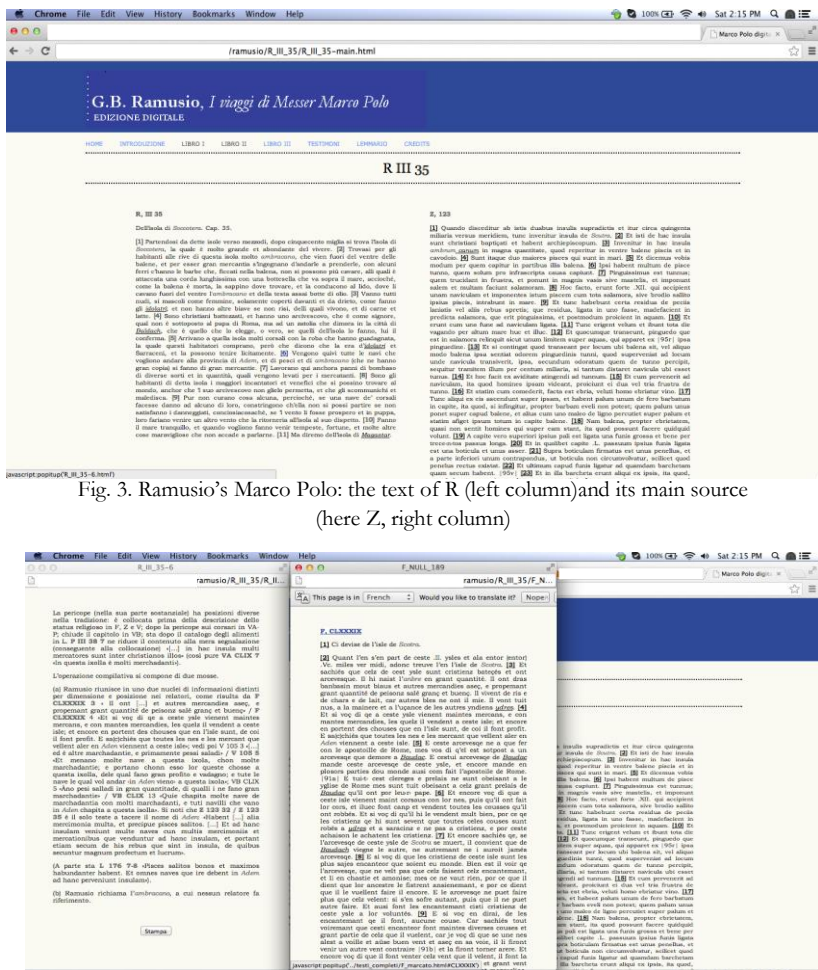


Fig. 3. Ramusio's Marco Polo: the text of R (left column) and its main source (here Z, right column)

Fig. 4. Ramusio's Marco Polo: The philological comment by chapters and extracts

edition is not TEI compliant.⁴¹

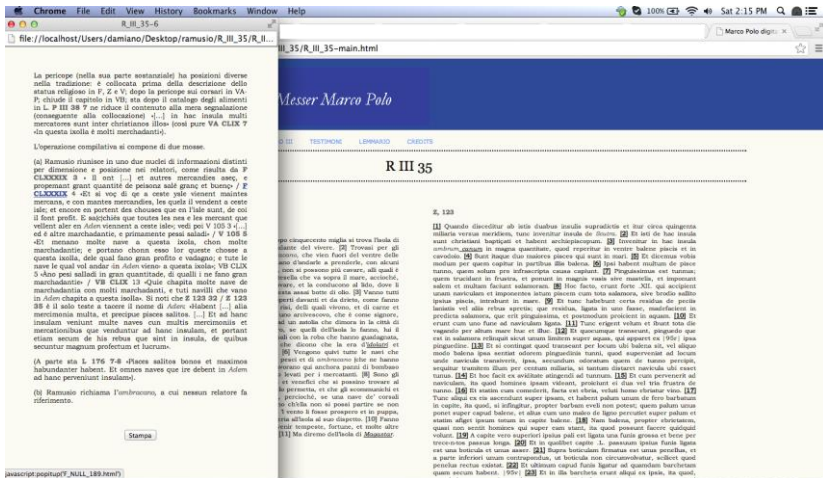


Fig. 5. Ramusio's Marco Polo: Visualization of the relevant chapter of a secondary source (here F)

7.3 Image-based and Full Digital Editions

7.3.1 The Digital Vercelli Book

The Digital Vercelli Book, a project directed by Roberto Rosselli Del Turco of the University of Turin, aims at creating a digital edition of the texts contained in the *Codex Vercellensis* (Vercelli, Archivio e Biblioteca Capitolare, ms CXVII) in the wake of the pioneering works by Kevin S. Kiernan (*Electronic Beowulf*), Peter Robinson (*Canterbury Tales Project*) and Bernard Muir (*Junius Manuscript, Electronic Exeter Book*). The project was started about 2003, and has progressed more quickly in recent years when the TEI XML (P5) encoding scheme was adopted, funding for a new scan of the manuscript was granted by Regione Piemonte, and a specific browsing software (EVT, *Edition Visualization Technology*) was developed at the University of Pisa.

A beta version of the project is now available at the URL <http://vbd.humnet.unipi.it/beta/> [accessed 10.10.2014]. At the moment only two texts, *The Dream of the Rood* and *Homily 23*, can be displayed, though “the plan is to improve the current user interface and software on the basis of the suggestions and comments that will be sent to us, publish the revised software [...] and then progressively put online all the texts after a final cross-

⁴¹ The full-text version of the edition is now available at the following website: <http://edizionicafoscari.unive.it/col/exp/36/61/FilologieMedievali/5>> [accessed 16.02.2015]. In November 2015 an updated and revised form of the project was released by Ca' Foscari University of Venice at the same website.

revision has been accomplished.’

(http://vbd.humnet.unipi.it/?page_id=384/ [accessed 10.10.2014]).

The manuscript can be navigated in three modes that are selectable through the icons on the upper right corner of the interface window: (1) *Image|Text mode*, which displays a manuscript image and the corresponding text in two separate frames (this is also the default browsing mode); (2) *Text|Text mode*, which displays two juxtaposed textual frames;⁴² (3) *Bookreader mode*, where the manuscript images are presented in the ‘double page’ format. The *Image|Text* default browsing mode offers some further tools, such as a magnifying lens to explore the manuscript images in greater detail, a hotspot function through which specific notes and/or details can be highlighted, a TextLink feature that allows to link the manuscript lines to the corresponding lines of the text provided by the editor, Thumbnails showing miniature images of all the digitized manuscript folios.



Fig. 6. The Digital Vercelli Book: Bookreader Mode

This project in principle meets all the requirements of a full digital edition, including some aspect of the ‘social’ edition, since comments and suggestions by the readers are said to represent the basis for implementing the digital object.

⁴² At the present moment two different edition levels (diplomatic and diplomatic-interpretative text) can be visualized; in the future this feature will be implemented with the critical edition and various types of accompanying materials, such as commentary, translations, etc.

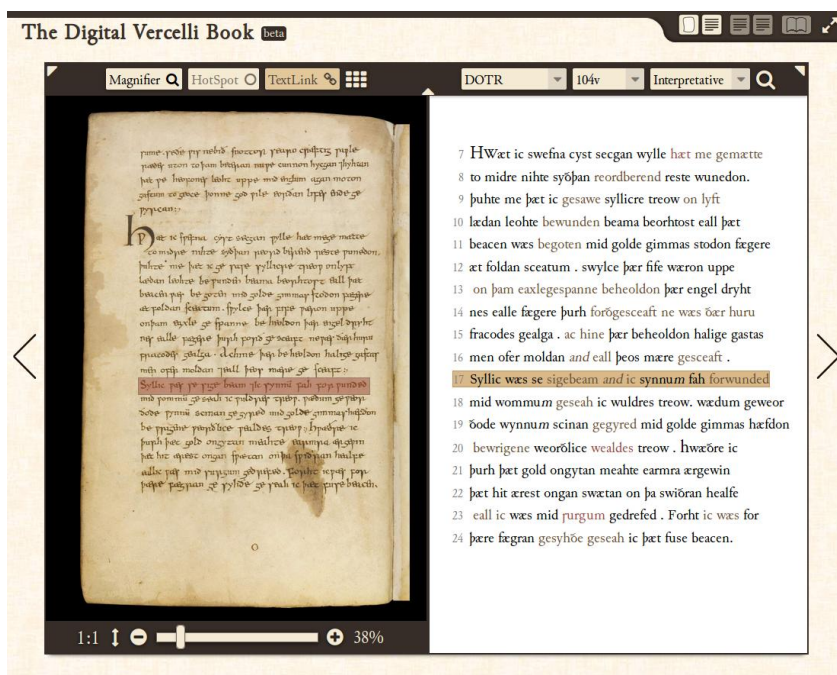


Fig. 7. The Digital Vercelli Book: Image|Text Mode

7.3.2 The Electronic *Heliand* Project

The Electronic *Heliand* Project was started at the University of Venice in 2006 under the guidance of Marina Buzzoni, and is now being implemented, though at a slower pace than expected mainly due to shortage of funding (<<http://venus.unive.it/mbuzzoni/heliand/>>, not public yet). The *Heliand* (lit. “The Savior”) is a ninth-century Old Saxon alliterative paraphrase of the life of Christ transmitted in six witnesses, two of which (C, M) are nearly complete and the other four (P, V, S, L) fragmentary.⁴³

Albeit displaying the images of the manuscripts, this edition cannot be said to be image-based in the proper sense; rather, it aims at providing a full and at the same time flexible digital object, which allows the editor to present the critically reconstructed text, as well as the different versions and the many forms it assumes when it becomes part of a historical transmission chain (cf. Luiselli Fadda 2009; Buzzoni 2011). The wish is that the two perspectives

⁴³ London, British Library, Cotton Caligula A VII, ff. 11-175 (C); München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm. 25 (M); Berlin, Museum für deutsche Geschichte, R 56/2537, ex Praga, Universitní knihovna, XVI D 42 (P); Roma, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. Lat. 1447, ff. 27r e 32v (V); München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm. 8840, ex Straubing, Staatliche Bibliothek am Joh.-Turmair-Gymnasium (S); Leipzig, Universitätsbibliothek, ms. Thomas 4073 (L).

(reconstruction and documentation) can find a common ground in which they can take advantage from each other.

Inspiration was taken from the template used by the editors of the Parzival-Projekt headed by Michael Stolz (<<http://www.parzival.unibas.ch/editionen.html/>> [accessed 10.10.2014]), and then a new application was developed. The template used in our project is based on a series of click-and-drag resizable windows, which can be activated or deactivated by the user, so that the material to view can be freely chosen in any order, according to the user's interests (either reconstruction or innovation orientated, or even both). Technically, the modal windows⁴⁴ were developed using a Java/Ajax Open Source Framework, which can be used to construct a multi-layered structure. Quite obviously, the windows are not isolated elements; they are connected through hyperlinks. By clicking on a word in the main window (the one at the top-left of the screen) the user can activate other windows such as, for example, the one containing the image of a manuscript, or the one providing its transcription (Buzzoni 2011, 64-65).

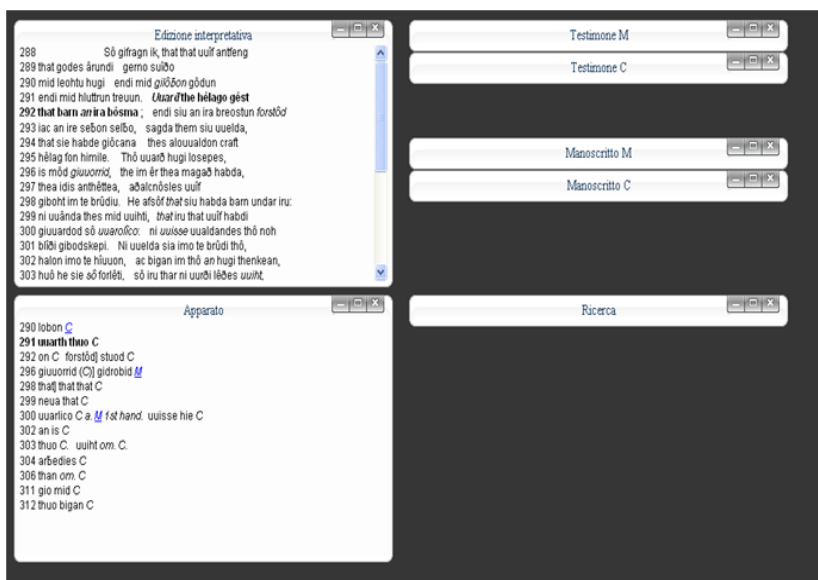


Fig. 8. The Electronic *Heliland* Project: flexibility of text representations

Thus, a hypertext environment and a hypertext way of using the digital edition are being built based not on a static but on an interactive model. The main principles followed are text mobility and flexibility of text representations. This constitutes an added value from the theoretical point of view rather than simply

⁴⁴ Modal windows are basically windows that float above the page. By providing modal windows, the usability of a website is improved.

from the practical one. It is, in fact, the best method presently at our disposal to convey the notion of diasystem as defined by Cesare Segre (Segre 1976), as well as to make the reader appreciate how the text develops over time (see Buzzoni / Burgio 2014).

The edition is TEI compliant, and in its final version will hopefully include a ‘social’ dimension, which is now under construction.

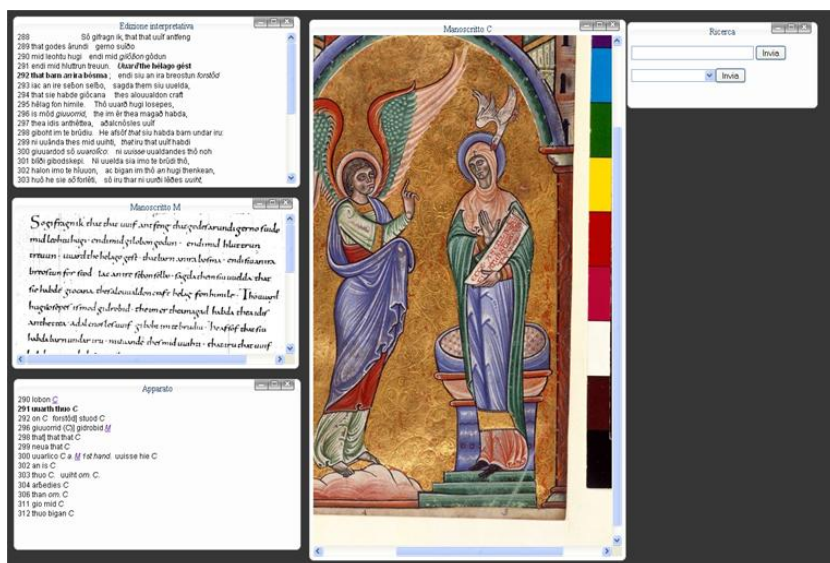


Fig. 9. The Electronic *Heliland* Project: text and manuscript images

8. Scholarly Digital Editions’ Reception and the Digital Divide

A topic that has been discussed for quite some time is that of acceptance of digital editions. If we carry out even a small scale survey, we will notice that SDEs and their use aren’t, in fact, as widespread as one might expect, and that Robinson’s article dating back to almost ten years ago (Robinson 2005) is still relevant as a starting point for a discussion about this issue. What has changed since 2005? Have SDEs succeeded? How do we measure success, anyway? If SDEs are indeed so better, why aren’t they more successful?⁴⁵

Many of the good points made by Robinson in 2005 are still valid: there is no such a thing as a single tool to produce an SDE, it is surely a more expensive endeavor when compared to a printed edition and the perceived value of digital outputs is still inferior to more traditional research products; in other words, the monograph is still the stronghold of academic career in spite of digital products being, in many cases, not only the result of a long and painstaking work on the

⁴⁵ On this specific topic see Rosselli Del Turco 2015b.

same subject, but also a superior research tool.

As a consequence, the philological field is split in two camps: on the one side, the so-called ‘techno-philologists’ (Stella 2006), a (relatively) small number of digital philology enthusiasts who toil to create digital editions for everybody to use as a research tool, and try to expand the theoretical horizon of the discipline; on the other, a majority of scholars and researchers who may be interested in experimenting with the ‘new stuff’, but are scared away by the additional cost of these editions⁴⁶ and the time required to master the new methods and tools needed to create them. This particular form of ‘digital divide’ is the main problem that has to be resolved in the near future because, while it should be clear to everyone at this point that digital editions are not a fad, progress of the discipline both on theoretical grounds and in the form of editions produced risks to be severely hampered by this state of poor communication and cooperation between the two camps.

9 Problems to Solve and Future Developments

Let’s start from Robinson’s remark about the lack of easy-to-use authoring tools to create digital editions. This process can be split in two different steps: preparation (encoding) of the edition texts and visualization of the former together with all other components of the final product. As remarked above, an SDE is a dynamic device where separate objects (edition texts, commentary notes, manuscript images, etc.) are brought together and organized into an edition that can be browsed and studied thanks to a software visualization tool. Both steps are somewhat problematic in their own specific way. Text encoding is only apparently the simplest one, as learning how to use the TEI XML schemas is in fact a non-trivial endeavor. Note, however, that this is a one-time effort which will be largely repaid later, since the basic competence required is applicable to all kind of texts. The optimal solution might be to use an authoring software such as the Oxygen XML editor which, when appropriately configured, offers an interface very similar to that of a word processor to the user. However, while authoring systems like the Oxygen-based ones are a very different thing when compared to HTML WYSIWYG editors of the past (Adobe Dreamweaver, Microsoft Frontpage ... Microsoft Word!), also because in such configuration edited data would be saved straight to TEI XML format, a scholar responsible for an encoding project should fully grasp the intricacies of the TEI XML schemas, if only to be able to evaluate the authoring system adequacy to the project’s needs. Collaborators working under direction of the PI, though, may well be the optimal target for this kind of instrument. As an alternative to the tools here described, one might consider an authoring system written from

⁴⁶ Surely a true hurdle in some cases, especially when high resolution manuscript images are needed; but there are also other costs to take into consideration, such as the possible need for technical support and assistance when using complex publishing software.

scratch: see, for instance, the TextLab transcription tool developed by Prof. John Bryant at Hofstra University.⁴⁷



Fig. 10. The Oxygen software as a TEI authoring tool: the DTA-oXygen-Framework (DTAoX)⁴⁸

Assuming that the edition texts are encoded in a relatively effortless way, however, at this point in time the editor may have reasonable expectations about publishing the result of his hard work as a digital edition: this is where the maximum amount of fragmentation lies, because there are many different solutions ranging from simple XSLT style sheets, to convert TEI XML into HTML (+ CSS), to complex frameworks supporting TEI XML documents (such as the already mentioned Omeka, TEICHI and eXist platforms). It is unfortunate that Web publishing, a perfect medium both as regards the capability to reach a very wide audience and the low cost required by web servers hosting the project's data, may be the source of confusion or even frustration for current and prospective digital philologists. While more demanding projects will rely on the complex frameworks cited above, with all the costs that this choice entails both with regard to the initial installation and for subsequent maintenance, a different approach involving the use of simple tools such as TEI Boilerplate may be preferable, especially for projects on a limited budget and/or aiming at producing a digital edition for the first time. The optimal solution to the visualization problem would be a simple, drop-in tool that would allow a scholar to create a digital edition by processing TEI XML documents with no further action required. The TEI Boilerplate software takes this approach, applying an XSLT style sheet to already marked-up file(s) to produce a web-ready document. Unfortunately, this project doesn't cover the case of an image-based digital edition, which as seen above is possibly the most

⁴⁷ For more information about this tool see the project's home page: <<http://mel.hofstra.edu/textlab.html>> [accessed 11.10.14].

⁴⁸ Web site: <<http://www.deutschestextarchiv.de/doku/software#dtaox>> [accessed 11.10.14]; also see the poster presented at the TEI Members Meeting 2013 conference: <<http://www.deutschestextarchiv.de/files/2013-10-teimm-poster.pdf>> [accessed 11.10.14].

frequent case. To complete the Digital Vercelli Book project we decided to build a software, named EVT (for *Edition Visualization Technology*), based on the ideal work flow hinted above: you encode your edition, you drop the marked up files in the software directory, and after applying an XSLT style sheet your edition is ready to be browsed.⁴⁹ We are convinced that it is this type of software, a new generation of tools abstracting the problems in both encoding and visualizing the edition, that will make digital philology popular even among complete neophytes.

There is also room for improvement on the encoding side of the equation. While the TEI schemas and *Guidelines* have proved to be an excellent foundation for all text encoding goals as well as a valuable interchange format, the specific section devoted to defining a critical apparatus and keep track of textual variance⁵⁰ still dates back to the original version designed in the '90s which has proved to be a not entirely satisfying solution except for editions relying on a very small number of witnesses. An effort is under way to improve and in part rewrite what's one of the oldest parts of TEI (dating back to P3 times).⁵¹

Software tools alone, though, are not the single key to SDE success. On the contrary, focusing on tool development alone, considering it as the main goal of the discipline, may carry the risk of further convincing some scholars that as far as digital philology methods are concerned 'the medium is the message' and deepen the rift between techno-philologists and traditional ones. While it is inevitable that ICT tools and methods have a significant impact, influencing digital philology methodology, they shouldn't be deemed 'ready to use' solutions, but should be evaluated, considering advantages and drawbacks of the specific approach, and then adapted to the particular context and purpose they may serve; for instance, collaborative editions which are now possible thanks to recent web technologies shouldn't imply a dilution of editors responsibility,

⁴⁹ See Rosselli Del Turco 2014 to know why and how this tool was created, and Rosselli del Turco 2015a for a detailed technical description. Note that EVT is built on open and standard web technologies, such as HTML, CSS and JavaScript, to ensure that it will be working on all the most recent web browsers, and for as long as possible on the World Wide Web itself. Specific features, such as the magnifying lens, are entrusted to jQuery plug-ins, again chosen among the open source, best supported ones to reduce the risk of future incompatibilities. The general architecture of the software, in any case, is modular, so that any component which may cause trouble or turn out to be not completely up to the task can be replaced easily. The project is already available for download on the SourceForge repository, and already offers all the tools listed above, with the exception of a search engine, including experimental support for critical editions (see <http://evt.labcd.unipi.it/>).

⁵⁰ Namely, the Critical Apparatus module and the related *Guidelines* chapter, available on-line at this URL: <<http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/TC.html>> [accessed 11.10.14].

⁵¹ A group of scholars working within the TEI Manuscript SIG (Special Interest Group) has formed a Critical Apparatus workgroup aiming at proposing a better way of encoding textual variance by means of TEI-compliant markup, see the current wiki at <http://wiki.tei-c.org/index.php/Critical_Apparatus_Workgroup> [accessed 11.10.14].

therefore a scholarly edition should pose limits to its ‘social side’ and allow for a certain degree of control on the way texts are edited and finally proposed to the reader. This is why it is so important to involve philologists in SDE software development, since just as only a philologist can make an annotated transcription of a manuscript, in the same way it is only through close collaboration with ICT researchers that truly effective philological tools can be developed. Ideally, ‘digital’ should be a temporary label for the discipline as a whole, so that it could be abandoned at a certain point, when digital methods will be accepted although not necessarily used by the great majority of scholars.

Last, but not least, creating a digital edition requires a very different work flow when compared to a traditional one. Instead of working mostly alone, then submitting a manuscript to the publisher who will provide for typesetting, printing and distribution of the edition, a digital philologist often works with a team of collaborators or technical assistants, but has the full burden of preparing and publishing the edition. Furthermore, one aspect where digital editions lag behind their printed counterparts is that of full citability. This is still problematic, possibly because support for this feature is seldom planned in an SDE. Finally, there are the already mentioned problems of sustainability, durability and usability of web-based digital editions:⁵² these aspects are being worked upon, and there is a growing awareness that will help fix them in the near to medium term future.

10 Conclusion

In the near-term future we can expect a progressive evolution of SDEs according to the tendencies described above: new tools which will make it easier to create digital editions, a push towards the integration of social/collaborative features, a continued emphasis on the multidisciplinary approach which will result in a productive and satisfying collaboration with other disciplines. An important development, which will probably happen in the medium to long term, is the rise a new medium for SDEs: a ‘mobile-friendly’ digital edition, supported by browsing apps on tablet and other mobile devices with a screen of adequate dimensions, will be suitable for reading purposes as well as a research tool. At that point in time, an SDE can become a general purpose tool like the printed edition is now.

To further these aims, quite a lot of theoretical, methodological work has to be carried out:

⁵² As noticed above, both CD-/DVD-based and web-based editions have showed significant problems (albeit of different nature) concerning their continuous operation over time: being actually usable, and therefore useful, for just a few years is not quite an encouraging result for editions aiming at spreading (and indirectly preserving) texts which survived just fine for hundreds of years.

- defining and explaining the true nature of digital editions in a rigorous, unambiguous way;
- producing exhaustive, up to date guidelines such as the MLA ones⁵³ for all interested scholars;
- encouraging and supporting peer review frameworks such as NINES⁵⁴ and MESA (see above, section 3, and in the *Web sites* section), the latter being particularly relevant for medieval texts.

At the same time, tool development should progress keeping in mind one special goal (among others), that of making SDE creation feasible for everyone, including scholars who are less cutting-edge technology inclined. It should be made clear that open standards for documents and the open source model of development/distribution for software tools are essential to make SDEs acceptable with regard to the long-term sustainability issues briefly described above.

Finally, the preservation problem can perhaps be solved more easily than one might think, provided that there be a willingness to cooperate by the Universities and their ICT support departments. The academic institutions have been somewhat slow in filling the gap left by the partial disappearance of traditional publishers (see above), but fortunately things are improving fast under this regard.

Of course, from the theoretical point of view it is the scholar (and not the medium!) who is fully responsible for the quality of the editorial process and product. Paraphrasing a well-known sentence by the Latin author Quintilianus (*[quae] in veteribus libris reperta mutare imperiti solent, et dum librarium insectari volunt inscientiam, sua confitentur*, Quint., *Inst.* 9.4,39) digital editions will play an important role in the scholarship of the future, “as long as editors can be found who are sufficiently knowledgeable and sufficiently patient to produce editions that are accurate” (Turville-Petre 70). With this in mind, the answer to the question posed in the title (“Evolution or Revolution?”) seems to point to the first term of the dichotomy, rather than to the second.

⁵³ MLA Committee on Scholarly Editions: Preliminary Guidelines for Electronic Scholarly Editions (June 2002) <<http://sunsite.berkeley.edu/MLA/guidelines.html>> [accessed 11.10.14].

⁵⁴ Web site: <<http://www.nines.org/>> [accessed 11.10.14].

References

- Apollon, Daniel / Bélisle, Claire / Régnier, Philippe (eds.): Digital Critical Editions. Urbana-Champaign / Chicago / Springfield: University of Illinois 2014.
- Bozzi, Andrea: Edizione elettronica dei testi e filologia computazionale. In: Fondamenti di critica testuale. A cura di Alfredo Stussi. Bologna: Il Mulino 2006, 207–232.
- Burgio, Eugenio / Buzzoni, Marina / Gheretti, Antonella: A Digital Edition of Dei Viaggi di Messer Marco Polo, Gentiluomo Venetiano (Giovanni Battista Ramusio, Navigazioni et Viaggi, ii, 1559): The Project and Its Recent Updates. In: Quaderni Veneti 2 (2013), 227–233.
- Buzzoni, Marina: The ‘Electronic *Héliand* project’: Theoretical and practical updates. In: Linguistics and digital philology: issues and projects. Edited by Paola Cotticelli Kurras. Alessandria: Edizioni Dell’Orso 2011, 55–67.
- Buzzoni, Marina / Burgio, Eugenio: The Italian ‘third way’ of editing between globalization and localization. In: Internationalität und Interdisziplinarität der Editionswissenschaft. Hrsg. v. Michael Stolz u. Yen-Chun Chen, Berlin / Boston: Walter de Gruyter 2014, 171–180 (= Beihefte zu Editio 38).
- Ciula, Arianna / Stella, Francesco (a cura di): Digital Philology and Medieval Texts. Edited by Arianna Ciula and Francesco Stella. Pisa: Pacini 2007.
- Carquiglini, Bernard: Éloge de la variante: histoire critique de la philologie. Paris: Seuil 1989.
- De Robertis, Domenico: Problemi di filologia delle strutture. In: La critica del testo. Problemi di metodo ed esperienze di lavoro, Atti del Convegno di Lecce 1984. Roma: Salerno editrice 1985.
- Driscoll, Matthew J.: The words on the page: Thoughts on philology, old and new. In: Creating the medieval saga: Versions, variability, and editorial interpretations of Old Norse saga literature. Edited by Judy Quinn and Emily Lethbridge. Odense: Syddansk Universitetsforlag 2013, 85–102.
- Duggan, Hoyt N.: 1994 Prospectus: archive goals. In: The Piers Plowman Electronic Archive. 1994/2003 <<http://jefferson.village.virginia.edu/seenet/piers/archivegoals.htm/>> [accessed 19.10.2014].
- Duggan, Hoyt N.: We are Building It. Will They Come? Keynote address, CaSTA (Canadian Symposium on Text Analysis) 2008.
- Egan, Gabriel (ed.): Electronic Publishing: Politics and Pragmatics. Tempe: Arizona Center for Medieval and Renaissance Studies 2010.
- Foys, Martin K.: The Bayeux Tapestry: Digital edition [CD-ROM]. Leicester: SDE (Scholarly Digital Editions) 2003.
- Gabler, Hans Walter: The Primacy of the Document in Editing. In: Ecdotica 4 (2007), 197–207.
- Gabler, Hans Walter. Theorizing the Digital Scholarly Edition. In: LIC3 Literature Compass 7.2 (2010), 43–56.

- Gillespie, Vincent / Hudson, Anne (eds): *Probable Truth. Editing Medieval Texts from Britain in the Twenty-First Century*. Turnhout: Brepols 2013.
- Haugen, Odd Einar: *The spirit of Lachmann, the spirit of Bédier: Old Norse textual editing in the electronic age*. Paper read at the Annual Meeting of The Viking Society, University College London, 8 November 2002. Electronic version January 2003 <<http://www.ub.uib.no/elpub/2003/a/522001/haugen.pdf>> [accessed 19.10.2014].
- Karlsson, Lina / Malm, Linda: *Revolution or Remediation? A Study of Electronic Scholarly Editions on the Web*. In: *Human IT 7.1 (2004)*, 1–46. <<http://www.hb.se/bhs/ith/1-7/lklm.pdf>> [accessed 19.10.2014].
- Kiernan, Kevin S.: *Beowulf and the Beowulf Manuscript*. New Brunswick (New Jersey): Rutgers University Press 1981 (2nd ed.: Ann Arbor: University of Michigan Press 1996).
- Kiernan, Kevin S.: *Digital preservation, restoration, and dissemination of medieval manuscripts*. In: *Gateways, Gatekeepers, and Roles in The Information Omniverse: Proceedings of the Third Symposium Nov 13-15 1993*. Edited by Ann Okerson and Dru Mogge. Washington, DC: Office of Scientific and Academic Publishing, Association of Research Libraries 1994, 37–43.
- Kiernan, Kevin S. (ed.): *The Electronic Beowulf*. Third edition [CD-ROM]. London: British Library 1999 / 2011.
- McGann, Jerome J.: *The Complete Writings and Pictures of Dante Gabriel Rossetti*. A Hypermedia Research Archive. Charlottesville: Institute for Advanced Technology in the Humanities 2000–.
- McGann, Jerome J.: *Sustainability: The Elephant in the Room*. In: *Online Humanities Scholarship: The Shape of the Things to Come*. Edited by Jerome McGann. Huston: Rice University Press 2010, 5–14.
- Millett, Bella: *Whatever Happened to Electronic Editing?* In: *Probable Truth. Editing Medieval Texts from Britain in the Twenty-First Century*. Edited by Vincent Gillespie and Anne Hudson. Turnhout: Brepols 2013, 39-54.
- Muir, Bernard James: *The Exeter anthology of Old English poetry: an edition of Exeter Dean and Chapter MS 3501*. Rev. 2nd [CD-ROM] Edition. Exeter: Exeter University Press 2004a.
- Muir, Bernard James: *A digital facsimile of Oxford, Bodleian Library MS. Junius 11*. Software by Nick Kennedy. Bodleian Library Digital Texts 1. Oxford: Bodleian Library 2004b.
- O'Brien O'Keefe, Katherine: *The architecture of Old English Editions*. In: *Probable Truth. Editing Medieval Texts from Britain in the Twenty-First Century*. Edited by Vincent Gillespie and Anne Hudson. Turnhout: Brepols 2013, 73-90.
- O'Donnell, Daniel Paul (ed.): *Cædmon's 'Hymn': A Multi-Media Study, Archive and Edition*. Cambridge: Brewer 2005a.
- O'Donnell, Daniel Paul: *The Ghost in the Machine: Revisiting an Old Model for the Dynamic Generation of Digital Editions*. In: *HumanIT 8 (2005b)*, 51–71.
- O'Donnell, Daniel Paul: *Resisting the Tyranny of the Screen, or, must a Digital Edition be Electronic?* In: *The Heroic Age 11 (2008)*. <<http://www.heroicage.org/issues/11/em.php>> [accessed 19.10.2014].

- O'Donnell, Daniel Paul: Different Strokes, Same Folk: Designing the Multi-Form Digital Edition. In: *Literature Compass* 7.2 (2010), 110–119.
- Ore, Espen S.: Monkey Business—or What Is an Edition?. In: *Literary and Linguistic Computing* 19.1 (2004), 35–44.
- van Reenen, Pieter et al. (eds): *Studies in Stemmatology I*. Amsterdam: Benjamins 1996.
- van Reenen, Pieter et al. (eds): *Studies in Stemmatology II*. Amsterdam: Benjamins 2004.
- Robinson, Peter (ed.): *The Wife of Bath's Prologue on CD-ROM*. Cambridge: Cambridge University Press 1996.
- Robinson, Peter: Current Issues in Making Digital Editions of Medieval Texts – Or, do Electronic Scholarly Editions have a Future? In: *Digital Medievalist Journal* 1.1 (2005) <<http://www.digitalmedievalist.org/journal/1.1/robinson/>> [accessed 11.10.2014].
- Robinson, Peter: Electronic editions which we have made and which we want to make. In: *Digital Philology and Medieval Texts*. Edited by Arianna Ciula and Francesco Stella. Pisa: Pacini 2007, 1–12.
- Robinson, Peter: Towards a theory of digital editions. In: *Variants. The Journal of the European Society for Textual Scholarship* 7 (2013), 105–132.
- Romano, Tim: *The Wanderer. Edition and Translation* (1999). <<http://www.aimsdata.com/tim/anhaga/edition.htm>> [accessed 11.10.2014].
- Rosselli Del Turco, Roberto: After the editing is done: designing a Graphic User Interface for Digital Editions. In: *Digital Medievalist Journal* 7 (2011). <<http://www.digitalmedievalist.org/journal/7/rosselliDelTurco/>> [accessed 11.10.2014].
- Rosselli Del Turco, Roberto / Masotti, Raffaele: *Edition Visualization Technology: Digital Edition Visualization Software* (2013). <<http://sourceforge.net/projects/evt-project/>> [accessed 11.10.2014].
- Rosselli Del Turco, Roberto: EVT development: an update (and quite a bit of history). *Edition Visualization Technology blog* (2014). <http://visualizationtechnology.wordpress.com/2014/01/26/evt-development-an-update-and-quite-a-bit-of-history/> [accessed 11.10.2014].
- Rosselli Del Turco, Roberto et al.: *Edition Visualization Technology: A Simple Tool to Visualize TEI-based Digital Editions*. In: *Journal of the Text Encoding Initiative, Issue 8 2014-2015* (2015a). <<http://jtei.revues.org/1077>> [accessed 12.01.2015].
- Rosselli Del Turco, Roberto: The battle we forgot to fight: Should we make a case for digital editions? In: *Digital Scholarly Editing: Theory, Practice and Future Perspectives*. Edited by Matthew Driscoll and Elena Pierazzo. Cambridge: Open Book Publishers 2015b. (At press.)
- Segre, Cesare: Critique textuelle, théorie des ensembles et diasystèmes. In: *Académie royale de Belgique, Bulletin de la classe des lettres et des sciences morales et politiques* 62 (1976), 279-292.
- Shillingsburg, Peter L.: *Electronic Editions*. In: *Scholarly Editing in the Computer Age: Theory and Practice*. Ann Arbor: University of Michigan Press 1996.
- Siemens, Ray / Timney, Meagan / Leitch, Cara / Koolen, Corina / Garnett, Alex: *Toward Modeling the Social Edition: An Approach to Understanding the Electronic*

- Scholarly Edition in the Context of New and Emerging Social Media. In: *Literary and Linguistic Computing* 27.4 (2012), 445–461.
- Solopova, Elizabeth: *The general prologue on CD-ROM*. Cambridge: Cambridge University Press 2000.
- Stolz, Michael: *Die St. Galler Epenhandschrift: Parzival, Nibelungenlied und Klage, Karl, Willehalm. Faksimile des Codex 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen und zugehöriger Fragmente*. CD-ROM mit einem Begleitheft. Hg. von der Stiftsbibliothek St. Gallen und dem Basler Parzival-Projekt 2003. (= *Codices Electronici Sangallenses* 1).
- Stussi, Alfredo (a cura di): *Fondamenti di critica testuale*. Bologna: il Mulino 2006.
- Sutherland, Kathryn (ed.): *Electronic Text: Investigation in Method and Theory*. Oxford: Clarendon Press 1997.
- TEI Consortium: *TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange. Version 2.7.0*. Last updated on 16th September 2014.
- Tomasi, Francesca: *L'edizione digitale e la rappresentazione della conoscenza. Un esempio: Vespasiano da Bisticci e le sue lettere*. In: *Ecdotica* 9 (2012), 264–286.
- Turville-Petre, Thorlac: *Editing Electronic Texts*. In: *Probable Truth. Editing Medieval Texts from Britain in the Twenty-First Century*. Edited by Vincent Gillespie and Anne Hudson. Turnhout: Brepols 2013, 55-70.

Websites

- Edition Visualization Technology: Digital Edition visualization software. <<http://sourceforge.net/projects/evt-project/>> [accessed 11.10.2014].
- MESA project: <<http://www.mesa-medieval.org/>> [accessed 11.10.2014].
- Robinson, Peter (ed.): *The Canterbury Tales Project*. <<http://www.canterburytalesproject.org/>> [accessed 11.10.2014].
- TEI Boilerplate: <<http://teiboilerplate.org/>> [accessed 11.10.2014].
- Vercelli Book Digitale: <<http://vbd.humnet.unipi.it/>> [accessed 11.10.14]. Public beta of the VBD edition: <<http://vbd.humnet.unipi.it/beta/>> [accessed 11.10.2014].

Ermindo Lanfrancotti and Alberto Carini

Non-invasive analysis by ultraviolet radiation of ancient manuscripts on parchment support for the detection of faded or no longer visible writings

1 Introduction

In recent decades, there has been a growing collective phenomenon of interest, awareness and promotion of the cultural heritage. Italy holds the most precious and historically most important artworks of all world heritage thanks to its unique history. Paintings and sculptures from every age and culture represent the most influential and fascinating heritage. But there is also another hidden and silent treasure, likewise important, because it is the foundation of our history: the documentary heritage. Books, documents and ancient manuscripts scattered throughout the country are, in fact, the primary source of information about our culture and our history. They allow us to reconstruct the course of events occurred over centuries. This imposing documentary heritage, jealously guarded by public, private and ecclesiastical institutions, has very fragile physical characteristics and, for this reason, it requires special care and scrupulous maintenance and conservation criteria. Weather, climatic conditions, poor state of preservation, natural events, and even man-made neglect, have often compromised the physical conditions of the documents. As a result, sometimes it is very difficult to read and understand the texts. The advent of new information technologies allows us to reproduce these works faithfully in all their beauty and to enhance forms, colors and contents for an improved fruition. The ease of the spread through the network contributes to their rapid diffusion, promotes cultural exchange and makes it possible to study these documents anywhere in the world. Information technologies and novel analysis techniques provide today an important contribution for the preservation of artworks. Thanks to novel methods of non-invasive investigation, nowadays it is possible to study, in a very detailed way, the causes of deterioration and degradation.

The studies conducted in this research work focus on a non-invasive method of investigation for ancient manuscripts and parchment documents. They attempt to identify and apply techniques able to enhance and capture faded or no longer visible writings on these documents. The idea is to exploit the fluorescence and phosphorescence properties of the inks printed on parchment, and partly absorbed by the epidermal membrane, using ultraviolet light sources. High-resolution scanning techniques are used to capture images, which are successively treated with image processing algorithms for enhancement and restoration. In this paper, a solution for the ultraviolet acquisition of parchment documents is presented. Once captured, the image can

be post-processed for improving its quality and readability. As an example, a post processing technique that can combine the colors of an image captured in visible light with the intensity of an image in ultraviolet light will also be discussed. This technique allows us to obtain images of parchments with colors similar to the original documents but showing all details that are visible only under ultraviolet light.

The paper is organized as follows. Section 2 provides a review of other related research works. Section 3 provides information about the composition of parchments and inks, causes of degradation and the Wood's lamp. Section 4 describes the proposed approach with the tools, methodology and best practices used. Section 5 illustrates the results that can be obtained with the proposed approach. Eventually, Section 6 provides concluding remarks.

2 The state of the art

Investigation methodologies based on ultraviolet radiations belong to multispectral analysis techniques and have been applied in various sectors of cultural heritage. Multispectral analysis is a non-invasive technique used to examine and investigate the conservation state, the physical degradation, as well as the material composition, of different artworks. This technique exploits different wavelengths of electromagnetic spectrum (Infrared, Visible, Ultraviolet and X-Rays) to analyze an object at different layers, from the most superficial to the deeper, in order to identify the most suitable techniques for restoration. Surely much work has been done on paintings, frescoes and other artworks of greater visual and emotional impact.

These techniques have also been used for document analysis, and in what follows a short review of related research is provided. The research in [1] studies the correlation existing between the effects of aging and the fluorescence emitted by the parchment. In [2], a non-destructive analysis aiming at investigating the decomposition phenomena of manuscripts and antique prints using synchrotron radiation induced micro-X-ray fluorescence and infrared microscopes is presented. In [3], a study of ancient parchments is performed using fluorescence induced on inks and other pigments by X-Rays; spectrometric analysis is also applied to detect the ink and pigments chemical composition. A non-destructive spectroscopic analysis of parchment documents is considered in [4] with the purpose of identifying deterioration causes of the membranous surfaces and harmful elements. Studies about deterioration causes of the parchments using multispectral images have been conducted in [5]. A technique based on the acquisition of multispectral images to monitor the state of conservation of cultural heritage has been developed in [6]. The studies about detection of faded writings of medieval manuscripts using ultraviolet light sources and optical digital acquisition methods conducted in [7] are particularly relevant and similar to this research. The studies in [8], [9], [10], which exploits

ultraviolet fluorescence to improve the readability of ancient palimpsests, are also very significant. A non-destructive method for quantitative parchment characterization and sensitive indication of its deterioration stage based on synchronous fluorescence measurements was developed in [11]. Changes in the infrared and ultraviolet spectral characteristics of the Romanian parchments of XVI-XIX centuries were studied in [12] with the purpose of identifying damage mechanisms. New tools for illumination, new lenses, sensors, computing hardware, and algorithms for image processing allowing imagery to be generated from texts damaged or erased, including palimpsests and documents charred by fire, faded to invisibility, stained or washed by water are developed within the Lazarus Project [13]. In February 2013 a workshop entitled *Recent developments in the analysis of non-invasive historical parchments* was held in Turin. The workshop was aimed at presenting the results and progress of the following searches: (i) infrared thermography applied to the analysis of books and documents, (ii) assessment and classification of damage by the MHT technique (Micro Hot Table): improvements and computerization of the diagnostic method (COLLAGE project), (iii) study of the conservation status of scrolls through non-invasive methods (project MuSa - System). The approach summarized in this paper differs from those of the literature in the low-cost methodology applied in the image acquisition of the parchments: it considers a simple but reliable multispectral analysis that can be applied with low costs to the acquisition and analysis of entire document collections.

3 Support, materials and current applications

3.1 Historical notes

The documentary cultural heritage on parchment support present across all Europe is one of the most important and substantial sources of information about the historical and cultural events. Parchment was the main documentary support from the fifth century A.D. until the thirteenth century, when it was gradually replaced by paper. Because of its unrivaled robustness and readability, it was the essential instrument of medieval society not only to communicate legal and administrative acts, but also to witness solemn events and social life, as well as to transcribe and duplicate literary works of inestimable value. Preserved in archives, libraries, and in public, private and clergy institutions, this invaluable and unique heritage has undergone a natural process of aging. It has often suffered negligence, which has accelerated deterioration and wear. Natural phenomena, environmental factors, poor conservation conditions (exposure to light, moisture, high temperature, dust and pathogenic agents), as well as the repeated use and handling, have often compromised not only the integrity of the writing medium, but also the readability of writings. At the time, it was customary to recycle individual documents or pages of manuscripts considered obsolete, because of the scarcity of the material (an animal skin). The parchment was deleted by scrubbing for a novel reuse or it was exploited as a

bookbinding protection for other volumes. The subject of this research concerns specifically the aspect of fading and illegibility of writings in these documents.

3.2 Supports and materials of medieval documents

The parchment is a material of animal origin, usually made from goat, sheep, lamb or veal skin. After thorough washing and fur removal, the skin was softened with a solution of water and lime. The flesh was removed and the parchment was whitened with ammonia and hydrogen peroxide. Kept stretched on a frame, the parchment was dried and underwent a process of scraping with special instruments. Being skin, it is composed by layers of collagen fibers. The ink of the ancient world generally was obtained from soot, produced by the burning of conifer resin, or other burnt and finely ground materials, such as, for example, dregs of wine. The thin black powder, obtained in this manner, was mixed with a glue, i.e., gum for inks. In the Middle Ages, the main ingredients used for the ink preparation were instead the oak galls or other vegetal tanning substances, the vitriol, the Arabic gum, and a carrier fluid: mainly white wine, but also water, beer or vinegar. The typical medieval ink is called iron-gall or metal-gall ink, because produced mainly with galls and with a high presence of metal salts such as copper, aluminum, zinc, magnesium and others. The tannin and gall acid with ferric sulphate produce ferric gallotannin, which after oxidation becomes ferric gallotannin precipitate, becoming black. This compound is kept in suspension in the carrier fluid with a binder, typically Arabic gum, which makes the liquid denser, preventing it from spreading on the writing medium for absorption. The most suitable liquid used for Arabic gum and ferric gallotannin was white wine. The ink so obtained is approximately black, with a more or less perceptible tendency to brown. Over time, especially if a manuscript is stored in a humid environment, the brown tone tends to prevail. This phenomenon can also be facilitated by a reduced amount of gum or by an excessive presence of iron sulphate.

3.3 Degradation causes

Degradation causes of parchment membranes and inks are multiple and they are specifically originated by environmental factors. To identify appropriate techniques and methods of investigation, it is necessary to know not only the composition of the materials we work with, but also the causes and external factors that have harmed the document. Degradation factors can be classified into two distinct types: physical-chemical degradation and biological degradation. Parchment is a very durable material: due to the calcinations process, it contains an alkaline reserve that allows it to resist very well over time the effect of acidic substances, including the iron-gall inks. The material is strongly hygroscopic. Due to its molecular structure, it has a strong sensitivity to the presence of water in the environment. This means that humidity in the storage environment is a key parameter for its preservation. Due to the dehydration of the material, a low water content can indeed create various types



of damages to the support, such as undulations and shrinkage. At the same time, however, it is important that the room is not too wet. In fact, the water encourages the production of micro-organisms, fungi and bacteria and it can increase the acidity of the substances contained in inks, speeding up degradation of the parchment.

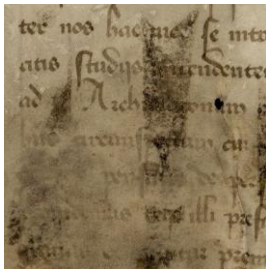


Figure 3.1: Evidence of deterioration of the membranes and inks

Temperature and humidity accelerate significantly the oxidation process not only of the supports, but also of inks. The prolonged exposure to light causes ink

discoloration. Moreover, a frequent manipulation of the documents accelerates the mechanical degradation, especially at the fingers contact areas.

3.4 Wood's lamp, an empirical investigation method

The observation of ultraviolet fluorescence is a non-destructive investigation methodology that provides information on the surface layers of the object under examination. The ultraviolet radiation (also called, UV or ultraviolet light) is an electromagnetic radiation, with wavelength immediately below the visible light, and immediately superior to X-Rays. UVA rays, with wavelengths in the range of 315-400 nm, are surely the most suitable for the purposes of this research work. They are the least harmful to human health and to the photosensitive materials under investigation. Several materials, sometimes indistinguishable in visible light, have a different chemical composition and respond differently when exposed to a radiation source such as UV light. In parchments, this response is influenced by the nature of the material and the degree of aging reached; the oldest materials, more polymerized, show a more intense response to UV light than the modern ones. In case of unreadable documents, investigation under ultraviolet radiation makes it possible to capture details sometimes totally imperceptible to the human eye. This methodology has been used for a long time in different contexts, both in the field of cultural heritage and of everyday life (e.g., for counterfeit banknote detection).

For many decades, the empirical method of Wood's lamp has been used to read some invisible parts of manuscripts. This special lamp produces an ultraviolet radiation that falls in the UVA spectrum. The ultraviolet radiation of the lamp induces fluorescence and phosphorescence effects in the radiated materials. In Archival Science and Paleography, this lamp is often used to identify symbols, letters or parts of text otherwise unreadable. This is a rather rudimentary but effective method that relies on the ability and skill of the reader. Nevertheless, it should be considered that writings in ancient manuscripts are usually very small (given the scarcity of the raw material). A high contrast and a good magnification of the image portion under investigation are necessary to read these parts. These difficulties can be easily overcome by the use of specific software tools for digital images processing if a document scan under UV light is available.

4 Tools, methodology and proposed approach

The analysis by ultraviolet rays investigates the most superficial layers of the parchment (Figure 4.1). This method of investigation is based on the intuition that the innermost membrane layers have absorbed the faded ink. According to this principle, under UV radiation the writing traits, unreadable in visible light, emit fluorescence in the visible spectrum.

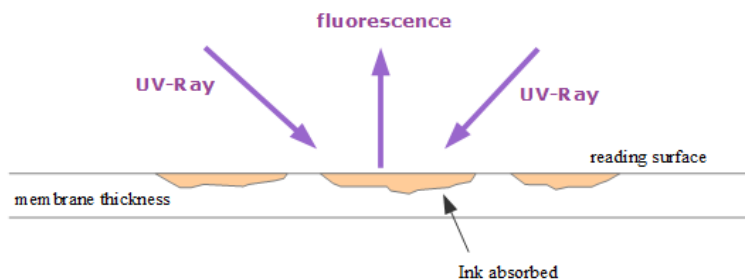


Figure 4.1 – Analysis by ultraviolet rays

Metallic salts and other chemicals present in inks emphasize this phenomenon. Fluorescence can be easily distinguished in a dark environment and can be recorded by a suitable equipment for optical acquisition. The use of computer tools for image post-processing allows us to elaborate and enhance the acquired images and to combine images captured in visible light and in ultraviolet radiation.

4.1 Laboratory equipment

The instrumentation used to perform the laboratory tests is composed of a set of equipments specifically designed to capture documents and books of high value. It basically consists of an optical bench for high resolution digital capture. It has a horizontally pivoted flat scanning plane, where volumes and documents are laid, and a vertical support, where a high resolution digital camera is installed. The camera, connected to a personal computer, is controlled by a specific software tool that manages scanning and image capture. Specifically, the optical bench is composed by the items described in Table 4.1.

Instruments	Technical specification
Digital camera Nikon D600	24,3 mil effective pixels CMOS sensor 35,9 x 24,0 mm Live View modality
Nikkor lens	AF 35 mm f/2D
White lamps	Spot 36 led Rated power: 1.8 Watt Color temperature: 6400 K
UV lamps	Mercury vapor bulb Rated power: 25 Watt Color temperature: 6000 UV K Wavelength: 365 nm
Capture software	Nikon Capture NX2

This type of instrumentation, known as “planetary scanner” in technical jargon, is particularly suitable for the digital acquisition of high value written artworks. In contrast to common digital scanners, it keeps the document and the scanner separated from each other. In fact, scanning does not occur by direct contact between the mechanical parts and the surface of the document. The light sources, being also heat sources, are kept at a safe distance from the document surface.

4.2 Capture method

In the proposed approach, the optical acquisition requires two scanning phases: first the document is captured in visible light and then it is scanned with ultraviolet radiation.

4.2.1 Digital capture in visible spectrum

In the first phase, the parchment is acquired using a direct illumination of the surface with artificial white light with color temperature equal to 6400K. The light is produced by four LED spotlights, arranged at the four vertices of the document with angle of incidence equal to 45°. This arrangement permits a correct and uniform distribution of the light, avoiding the formation of shadows on its surface. The document is placed on the horizontally pivoted scanning plane, perfectly centered with respect to the camera. The Live View mode (Figure 4.2) allows the operator to carefully assess, in real time, the exact position of the document with respect to the photographic lens, and the right exposure and focus. The camera bodysensors make it possible to focus with extreme precision the surface of the document. Regulation and scanning commands are given using a software interface. Parameters are transmitted to the digital camera for its setting. After performing white balance, all needed calibrations and acquisition parameter settings, the scanning session is started, acquiring a high-resolution imaged in NEF/RAW 14-bit format without any compression.

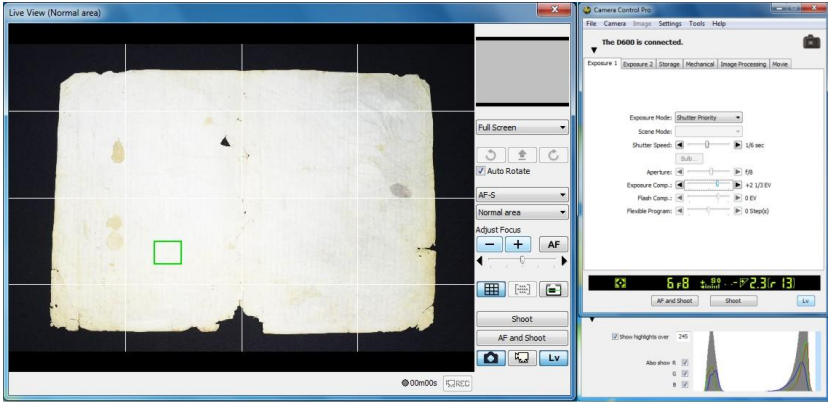


Figure 4.2 - Document digital optical capture: Live-View mode

4.2.2 Digital capture in ultraviolet spectrum

In the second phase of acquisition, the document is scanned by means of UV rays. The document position on the horizontally pivoted scanning plane and the lens zoom factor are not varied. Thus, dimensionally identical images are acquired in the two scanning phases. In this way, post-processing operations performed by superimposing the two images in white and ultraviolet light are facilitated. The four UV lamps are again placed at the four corners of the document with an angle of incidence of 45° . Before scanning the parchment, it is essential to totally overshadow the work environment in order to avoid any flare sources that could compromise the result of digital acquisition. During this phase, it is important to expose the document as quickly as possible for preventing surface damages caused by UV rays. Note that, with the proposed approach, exposure is limited to the scanning period, i.e., a few seconds.

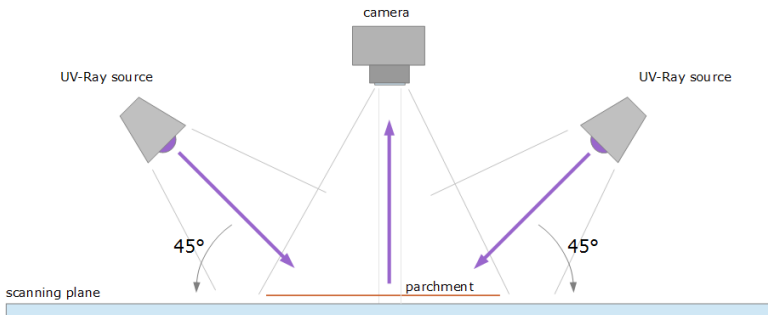


Figure 4.3 – Schematic of the optical bench

4.3 Image post-processing

After acquisition, images are processed for improving quality, enhancing the writing traits and for removing or at least reducing the violet component produced by the UV source. All post-processing operations on captured images were performed using suitable filtering algorithms. In particular, algorithms for image enhancement and image restoration were applied [14]. An example of post-processing elaboration for combining images in white and ultraviolet light will be discussed at the end of the next section.

5. An experiment result

In this section, we illustrate the potentiality of the proposed approach discussing scanning and post-processing of a parchment document of XVI century. The parchment has a size of about 29 x 44 cm. The document shows an extreme situation and optimal features of discoloration for the purpose of this research. In fact, ink has totally disappeared from membranous surface and, therefore, the document is completely unreadable (Figure 5.1). From a careful analysis of the parchment, it is clear that it has some fold marks in the central part and in the outer edges, clear signs that the document was once used as a cover of a small volume.

This analysis is confirmed by the signs on the parchment *verso* (barely readable but obvious), with the title of the book that was once covered by the parchment. On the other hand the *recto*, which contains the original text of the document, was lying on volume boards and thus was hidden from the view. The total fading of the ink is a clear sign of deterioration caused by a prolonged exposure to natural light and moisture.

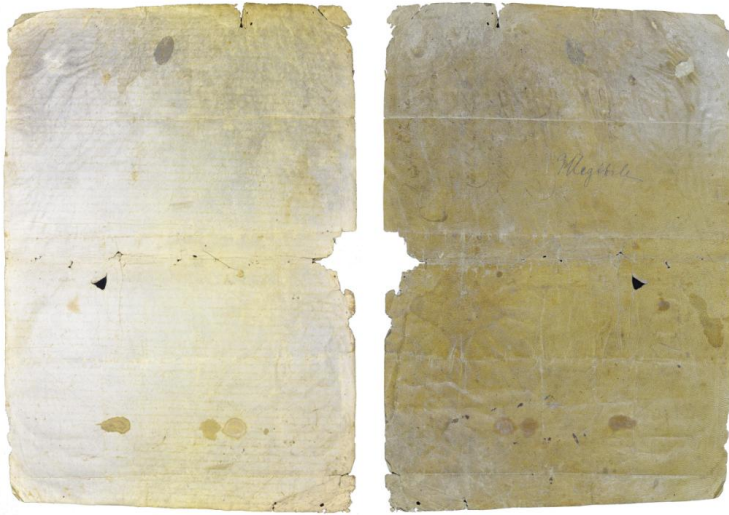


Figure 5.1 – XVI century parchment, *recto* and *verso*

The parchment has also small brownish stains on top and bottom (probably caused by contact with liquid substances), small holes in the central part, and the lacerations at the perimeter. As mentioned above, the document was acquired with a double scanning process, first by means of artificial white light, and then by exposure to ultraviolet light. Figure 5.2, which shows a small piece parchment, illustrates the scan result with artificial white light, without any post-processing. Despite the high zoom factor, we can clearly notice the absence of ink on the surface with the consequent difficulty in reading.

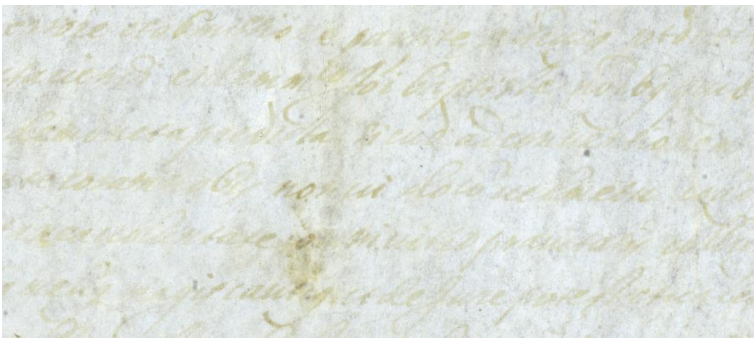


Figure 5.2 – XVI century parchment acquired with artificial white light 6400 K

Now we evaluate the result of the digital capture of the same document part, obtained by means of ultraviolet emission. Fluorescence induced by ultraviolet

radiation highlights the invisible writing traits, making it possible to view and read the text (Figure 5.3).

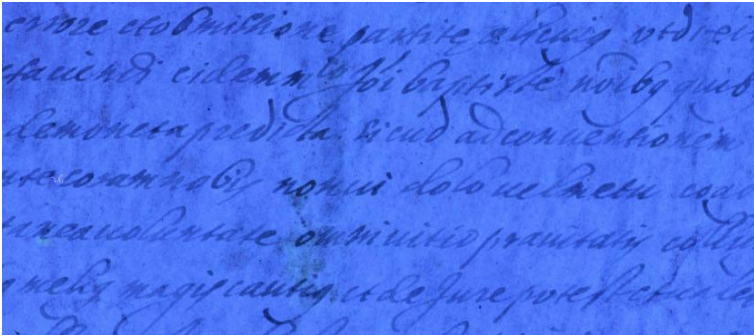


Figure 5.3 - XVI century parchment captured with UVA rays at 365 nm, 6000 K

Since the ultraviolet radiation allows us to get a good response in terms of intensity of the writing traits, we use this property to further process the acquired images. The objective is to obtain an image with natural colors (the same colors of Figure 5.2), but with the same readability of the UV image. For these purpose, the image is processed in HSI color space [14]. This color model is characterized by a description of colors in terms of Hue, Saturation and Intensity, i.e., in terms of quantities directly related to the natural description of color given by humans (Figure 5.4).

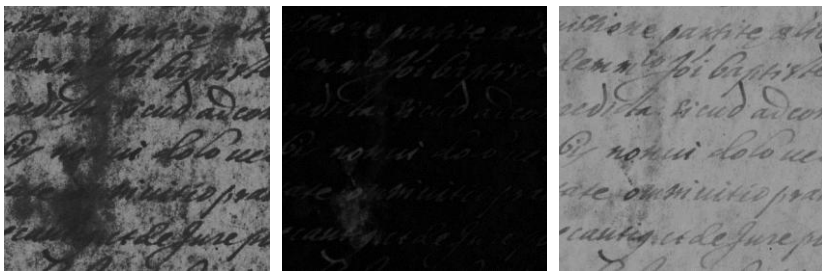


Figure 5.4 - H, S and I components of a fragment of parchment

This model is particularly suitable for image processing algorithms that are based on human visual system, and the HSI values can be obtained from RGB (Red - Green - Blue) color space by resorting to appropriate geometric operations. Thus, we can extract the Hue, Saturation and Intensity of the two digital images (in white light and in ultraviolet light) and we can combine these components in order to obtain the desired image. The idea is to reconstruct the image using the hue and saturation (H and S) components of image in white

light, and the intensity (I) component of the image captured with ultraviolet light. Concatenating these three components, it is possible to obtain an image that combines the best qualities of the two scanned images. An algorithm suitable for implementing this strategy has been developed and implemented in a software tool. Figure 5.5 shows the result that has been obtained with this approach. The text processed is now readable and, although a light violet component is still present, the image is much more pleasant than the one scanned in ultraviolet light.

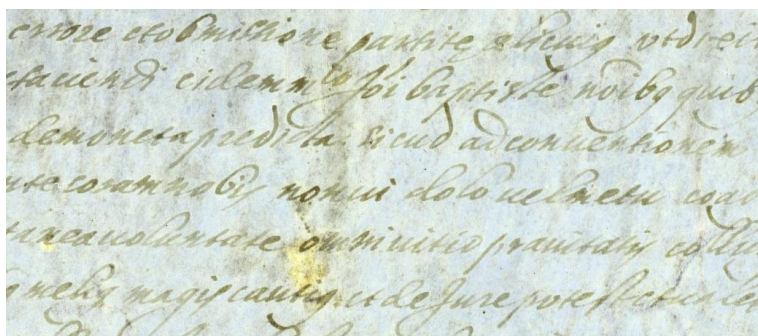


Figure 5.5 - XVI century parchment, final result of image post-processing

6 Conclusion

The tests conducted on several parchment samples gave interesting results and allowed to define a set of image enhancement and restoration methods for processing parchment images showing different kinds of degradations. When the readability of the document is compromised because of the ink fading but the membrane is still in a good state of preservation, the techniques based on processing and filtering images acquired with both white and ultraviolet light appear to be extremely efficient and effective. These processes, suitably calibrated in function of the particular work under investigation, often permit the complete transcription of the text. Nevertheless, in cases where the membrane is particularly deteriorated, the detection of writing traits can be less straightforward since the fluorescence intensity and ink detection are influenced by additional factors. Thus, the limitations of this method of analysis are mainly related to the physical characteristics and the state of preservation of the parchment. Since the case studies, which have not yet been analyzed, are numerous and depend on various factors (e.g., composition of writing support and materials), the research of this paper is just a preliminary contribution opened to further developments and applications.

Acknowledgments

The authors would like to express their gratitude to Marianna Capozza and Sara Goderecci for the linguistic revision of the paper.

References

- [1] B. Dolgin, V. Bulatov, I. Schechter: Non-destructive assessment of parchment deterioration by optical methods. In: *Analytical and Bioanalytical Chemistry*, Volume 388, Issue 8, pp 1885-1896, August 2007.
- [2] W. Faubel, S. Staub, R. Simon, S. Heissler, A. Pataki, G. Banik: Non-destructive analysis for the investigation of decomposition phenomena of historical manuscripts and prints. In: *Spectrochimica Acta Part B: Atomic Spectroscopy*, Volume 62, Issue 6-7, pp 669-676, July 2007.
- [3] T. Cechak, T. Trojek, L. Musilek, H. Musilek, H. Paulusova: Application of X-ray fluorescence in investigations of Boemian historical manuscripts. In: *Applied radiation and isotope*, Volume 68, Issue 4-5, pp 875-878, April-May 2010.
- [4] M. Bicchieri, M. Monti, G. Piantanida, F. Pinzari, A. Sodo: Non-destructive spectroscopic characterization of parchment documents. In: *Vibrational Spectroscopy*, Volume 55, Issue 2, pp 267- 272, March 2011.
- [5] A. Giacometti, A. Campagnolo, L. MacDonald, S. Mahoni, M. Terras, S. Robson, T. Weyrich, A. Gibson: Cultural heritage destruction: documenting parchment degradation via multispectral imaging. In: *Proc. of EVA 2012, Electronic Visualisation and the Arts*, pp 301-308, July 2012.
- [6] E. Marengo, M. Manfredi, O. Zerbinati, E. Robotti, E. Mazzucco, F. Gosetti, G. Bearman, F. France, P. Shor: Development of a technique based on multi-spectral imaging for monitoring the conservation of cultural heritage objects. In: *Analitica Chimica Acta*, Volume 706, Issue 2, pp 229-237, November 2011.
- [7] I. Montani, E. Sapin, A. Pahud, P. Margot: Enhancement of writings on a damaged medieval manuscript using ultraviolet imaging. In: *Journal of Cultural Heritage*, Volume 13, Issue 2, pp 226-228, April-June 2012.
- [8] M. Lettner, R. Sablatnig: Spatial and spectral based segmentation of text in multispectral images of ancient documents. In: *Proc. of ICDAR '09. 10th International Conference on Document Analysis and Recognition*, pp 813-817, 2009.
- [9] M. Lettner, F. Kleber, R. Sablatnig, H. Miklas: Contrast enhancement in multispectral images by emphasizing text regions. In: *Proc. of DAS '08, the Eighth IAPR International Workshop on Document Analysis and Recognition*, pp 225-232, 2008.
- [10] M. Lettner, R. Sablatnig: Combining spectral and spatial features for robust foreground-background separation. In: *Proc. of ICPR 2010, 20th International Conference on Pattern Recognition (ICPR)*, pp 1969-1972, 2010.
- [11] B. Dolgin, V. Bulatov, I. Schechter: Application of synchronous fluorescence to parchment characterization. In: *Analytical and Bioanalytical Chemistry*, Volume 395, Issue 7, pp 2151-2159, December 2009.

- [12] L. Miu, M. Giurginca, A. Meghea: Study on the Romanian historical parchment by molecular spectroscopy techniques. In: U.P.B. Scientific Bulletin, Series B, Volume 70, Issue 4, pp 51-56, 2008.
- [13] Lazarus Project. The University of Mississippi. [Accessed 01 July 2014] <<http://www.honors.olemiss.edu/lazarus-project>>.
- [14] R. C. Gonzalez, R. E. Woods: Digital image processing, 3/E. Prentice Hall, Upper Saddle River, NJ, 2008.

Sonja Aberham

Nebenfigur im Mittelpunkt.

Die Rezeption Gottfrieds von Straßburg am Beispiel König Marke

Der „Tristan“ gehört zu den großen Stoffkreisen der europäischen mittelalterlichen Literatur. Damit kann seine allgemeine Bekanntheit zumindest in Hinblick auf die Grundkonstellation der Erzählung vorausgesetzt werden. Insofern ist es auch nicht nötig auszuführen, wer König Marke ist, wenn sich seine Rolle auch in den verschiedenen Bearbeitungen teils grundlegend unterscheidet.

Im Laufe der Jahrhunderte hat der Stoff zahlreiche Bearbeitungen gefunden. Heute beschränken sich diese oft auf Neuausgaben der einen oder anderen Version, entweder als wissenschaftliche Edition oder als literarische Nacherzählung für ein Laienpublikum. Wer sich als Autor für eine Bearbeitung des Tristan-Stoffs entscheidet, blickt auf eine jahrhundertelange Rezeptionsgeschichte zurück, auf die er in der einen oder anderen Weise reagieren muss – und sei es nur in dem Bewusstsein, dass ein gewisser Kenntnisstand des Lesers vorausgesetzt werden kann. Und tatsächlich ermöglicht das Wissen über Motive und über den Stoff erst das Verständnis der Vielschichtigkeit der intertextuellen Verweise in vielen Werken, die nirgends ihre Quellen explizit kennzeichnen. „La nouvelle création artistique est une adaptation productive.“ (Spiewok 1987, 379) Das Spannungsfeld zwischen übernommenen Motiven und Details und vorgenommenen Veränderungen rückt somit in den Mittelpunkt einer intertextuellen Untersuchung.

Interessant und für eine Analyse relevant wird eine solche Bearbeitung demnach auch gerade dann, wenn diese Ausgangslage als Chance gesehen wird, neue Akzente zu setzen. Den Fokus auf eine Nebenfigur zu legen, also auf eine Figur, die von den bisherigen Bearbeitern vernachlässigt und eindimensional gezeichnet wurde, eröffnet neue Möglichkeiten. Ein weiterer Weg, der beschritten werden kann, um sich die Bekanntheit eines Stoffes zunutze zu machen, ist der der intertextuellen Verflechtung und des Metatextes. Die Nachdichtung, die in dieser Analyse vorkommt, hat beide Vorgehensweisen verwendet. Clara Dupont-Monods *La folie du roi Marc*, im Jahre 2000 erschienen und noch nicht ins Deutsche übersetzt, lässt König Marke selbst zu Wort kommen und die Geschichte aus seiner Perspektive erzählen. Die Autorin, die als Altphilologin mit dem Stoff vertraut ist, interessiert an Marke vor allem sein Status als Randfigur,¹ die aber dennoch für die Handlung zentral ist. Dementsprechend wehrt er sich im Roman auch gegen die gängige Interpretation und stellt seine Version der Geschichte und seiner Rolle darin vor.

¹ Vgl. Bisson.

Ehe die Besonderheiten der französischen Bearbeitung aufgezeigt werden, soll zunächst noch kurz auf die Stofftradition des Tristan insbesondere im Hinblick auf die Nebenfigur König Marke eingegangen werden. Durch die Fülle der Bearbeitungen über ein Jahrtausend würde eine erschöpfende Aufzählung diesen Rahmen sprengen und wurde von anderer Seite bereits hervorragend durchgeführt; diese Analyse soll sich deshalb auf die für das Thema relevantesten Texte beschränken.²

Wie es so oft der Fall ist, liegen die Ursprünge des Tristanstoffs im Dunkeln; es werden keltische und orientalische Einflüsse vermutet, einzelne Erzählungen, die später zu einer zusammenhängenden Handlung verschmolzen. Ebenfalls als gegeben wird angenommen, dass den überlieferten Fassungen eine Art Urfassung vorausging, die sogenannte *Estoire*, auf die sich Béroul mehrmals in seinem Werk bezieht. Der Stoff scheint um 1150 bereits weithin bekannt und im französisch-, deutsch- und italienischsprachigen Raum wie auch in den skandinavischen Ländern verbreitet gewesen zu sein.³ Von daher ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass aus jener Zeit die meisten Bearbeitungen des Stoffes überliefert wurden. Man unterscheidet dabei zwischen der *version commune*, der sogenannten „spielmännischen“ Fassung, zu dem die Texte von Béroul und Eilhart von Oberge zu zählen sind, und der *version courtoise*, der „höfischen“ Fassung, deren prominenteste Vertreter Thomas de Bretagne und Gottfried von Straßburg waren.⁴ Die altnordische *Tristrams-Saga*, die um 1226 von Bruder Robert verfasst wurde, stellt eine verkürzte Übersetzung von Thomas' *Tristan* dar. Ebenfalls zu nennen sind hier das mittenglische *Sir Tristrem*-Gedicht (1300) und die italienische *Tavola ritonda* (14. Jahrhundert). Neben diesen Bearbeitungen gab es zahlreiche kürzere Texte zum Motivkreis; im Besonderen sei hier auf die *Folies Tristan* verwiesen, deren Titel von Clara Dupont-Monod aufgegriffen und für ihre Bearbeitung umgedeutet wurde: Kam in den *Folies Tristan* Tristan als Narr verkleidet an den Markhof zurück, war dort also klar, dass er die Rolle des Wahnsinnigen nur spielte (und damit die Normen des höfischen Lebens außer Kraft setzte)⁵, so geht die französische Autorin in ihrem Roman weiter und zeichnet die psychische Entwicklung Marke von der Entfremdung bis zum endgültigen Bruch der Realität nach.

Gottfrieds Epos wurde bekanntlich nicht fertig gestellt und fand mit Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg zwei Epigonen, deren Versuche, Gottfrieds Arbeit fortzusetzen und zu einem würdigen Abschluss zu bringen, nicht an die Meisterschaft der sprachlichen und inhaltlichen Ausgefeiltheit des Dichters heranreichten. In den nächsten Jahrhunderten schließlich wurde der Stoff im Französischen und im Deutschen in Prosa transponiert, erweitert und umgedeutet und schaffte in diesen monumentalen Prosafassungen auch den Sprung von der Handschrift zum Druck. Dieser *Prosa-Tristan* bleibt für lange

² Vgl. dafür beispielsweise Dallapiazza, Gibbs, Heimann, Mertens und Müller.

³ Vgl. Mertens 11.

⁴ Vgl. Mertens 13.

⁵ Vgl. Matejovski 234.

Zeit die einflussreichste Bearbeitung und findet viele Nachahmer in Frankreich, Italien, Spanien und anderen europäischen Ländern (skandinavische Länder). Sir Thomas Malorys *The Book of Sir Tristram de Lyones* (1495) verwendet wie viele andere ebenfalls die Prosafassung als Quelle.

In den folgenden Jahrhunderten geriet der Tristanstoff wie viele andere mittelalterliche Stoffe in Vergessenheit; zwar gibt es einzelne kürzere Bearbeitungen, etwa von Hans Sachs, doch erst im 19. Jahrhundert wurde der Stoff wiederentdeckt und neu aufgegriffen. Die ersten Bearbeitungen (bekannter Autoren wie August Wilhelm Schlegel, Achim von Arnim und Clemens Brentano⁶) kamen nicht über das Entwurfsstadium hinaus; erst mit Wagners „Musikdrama“ *Tristan und Isolde*⁷ (Müller 288) kam es zu einer einflussreichen künstlerischen Neudaption – und zu entscheidenden stofflichen Veränderungen, die die Stofftradition lange dominieren sollten. Als weiterer bedeutender Tristanbearbeiter muss der Philologe Joseph Bédier genannt werden, dessen Ziel eine „reconstruction of the complete legend“ (Müller 292) war und der sich somit vor allem auf die ältesten erhaltenen Versionen stützte und die „spielmännische“ Fassung vorzog.

Markes Bild unterscheidet sich in den unterschiedlichen Bearbeitungen teils beträchtlich. Ist er am Beginn noch der zornige und durchaus zur Rache gewillte König, ändert sich diese Darstellungsweise in den höfischen Romanen vollkommen; bei Gottfried von Straßburg wird Marke zum Zweifler, zum Unentschlossenen, gleichzeitig aber auch zu einer Figur, die fähig ist zu leiden und zu lieben. Trotzdem oder gerade deshalb bleibt Marke eine starke Figur und wird niemals lächerlich.⁷ In den Prosafassungen des späten Mittelalters wird Marke immer schwärzer gezeichnet und wird zum verachtenswerten Gegenspieler Tristans und Isolde. Diese Charakterisierung findet sich auch bei Malory.⁸

Erst Wagner wertet Markes Figur moralisch wieder auf: Der König wird in seiner Oper zum Entsagenden, sein Leiden rückt in den Vordergrund. Eine ähnliche Rolle wird Marke bei Bédier zuteil, wenn er auch dort als Nebenfigur sehr wenig Raum erhält. Eine der wenigen modernen Bearbeitungen, die Marke zur Hauptfigur erheben und seinen inneren Konflikt darstellen, ist Georg Kaisers Theaterstück *König Hahnrei*. Der Marke, der dem Publikum hier begegnet, mutet reichlich seltsam an – ein greiser König, der von der Beziehung zwischen Tristan und Isolde nicht nur weiß, sondern sie auch noch nach Kräften fördert und damit schließlich zerstört. Das expressionistische Stück zeigt die Paradoxie in Markes Situation auf; die Leidensfähigkeit des Königs verweist auf Gottfrieds Werk, wenn sich die Forschung auch einig ist, dass Kaiser sich auf mehrere Quellen bezieht.⁹ Wie später Dupont-Monod thematisiert auch Kaiser den mythischen Gehalt der Liebesgeschichte zwischen Tris-

⁶ Vgl. Müller 287.

⁷ Vgl. Mazzadi 19.

⁸ Vgl. Heimann 116-117.

⁹ Vgl. Konecny 258.

tan und Isolde; bei beiden wird klar, dass der Mythos nicht der Realität entspricht, wenn auch ihre jeweilige Deutung unterschiedlich ausfällt. Und bei beiden kommt es am Ende zu einer Krise, wenn „Marke irrevocably stands before a nothing“ (Dallapiazza 212) und darauf reagieren muss.

Im Folgenden soll nun ein Vergleich zwischen dem mittelhochdeutschen Text Gottfrieds von Straßburg und dem französischen Roman von Clara Dupont-Monod angestellt werden. Die Entscheidung dafür, Gottfrieds Epos in dieser Analyse in den Mittelpunkt zu stellen, ist dadurch begründet, dass – und darüber herrscht Einigkeit auch in der Forschung – Gottfried der erste Bearbeiter war, der das Bild des Königs Marke entscheidend veränderte – ein Bild, das mit Wagner und Bédier auch von den einflussreichsten Bearbeitern übernommen und weiterentwickelt wurde. Somit stehen Gottfrieds Epos und Dupont-Monods Adaption exemplarisch für die Rezeption des Tristanstoffes. Diese Gegenüberstellung und Psychologisierung der Figur König Marke entsteht im vollen Bewusstsein darüber, dass es im Mittelalter individuelle Figurenzeichnung im heutigen Sinne noch gar nicht gab; allerdings sind bei Gottfried tatsächlich bereits Anklänge psychologischer Charakterisierung vorhanden: „Gottfried’s *Tristan* ist the only medieval source that tried to display Marke psychologically as a person“ (Dallapiazza 211). Die Analyse ist also als Studie gedacht, die aufzeigen möchte, welche Tendenzen bereits im Ansatz vorhanden waren und von den späteren Bearbeitern aufgegriffen wurden.

In Gottfrieds Epos und Dupont-Monods Roman lässt sich zunächst eine auffällige Gemeinsamkeit feststellen: In beiden Werken hat Marke mehrere klar definierte Rollen – er ist König, Verwandter, Ehemann –, und in beiden Werken ist seine Unzulänglichkeit letztlich erklärbar durch den Konflikt zwischen diesen Rollen bzw. die Unmöglichkeit, sie alle gleichzeitig gut auszufüllen.

Bei Gottfried ist es offensichtlich, dass Marke gerade am Anfang als idealer Herrscher, geradezu als Vertreter des Prinzips des Höfischen dargestellt wird¹⁰. Die Darstellung steht ganz in der Tradition der Artusromane und des Artusideals. Er gilt als geschickter Politiker, kühner Kriegsherr und höfisches Vorbild¹¹. Dieses überaus positive Bild Markes bleibt im ersten Teil des Textes auch erhalten; immer wieder beschreibt Gottfried König Marke mit positiven Adjektiven wie *tugende rîche* (V. 485), *guot* (V. 627) oder *edel* (V. 10507)¹².

Gerade am Anfang erfüllen der König und sein Hof also Repräsentationsfunktion; sie stehen für ein höfisches Idealbild, das von jeder individualistischen Komponente weit entfernt ist. Marke ist nicht Person, sondern Vertreter seines Standes, gewissermaßen ein „Musterkönig“ (Hauenstein 32). Doch ab dem Zeitpunkt, an dem Tristan an den Markehof kommt, wird dieser Absolutheitsanspruch nach und nach relativiert. Immer deutlicher zeigt sich, wie

¹⁰ Vgl. Hollandt 76 und Batts 118.

¹¹ Vgl. dazu auch Gruenter 141-142.

¹² Weitere positive Adjektive nennt Gisela Hollandt 77.

sehr Marke vom Hof abhängt und wie viele Schwierigkeiten es ihm bereitet, seiner Rolle gerecht zu werden. Allmählich lehnt er sich immer deutlicher in seinen Entscheidungen an seine Berater an und lässt sich stark von ihnen lenken. Das geht so weit, dass er zum Werkzeug in den Händen der Höflinge wird, dass also er ihren Interessen dient anstatt umgekehrt. Immer wieder lässt er sich von einem Entschluss abbringen und beugt sich dem Druck von außen.

In *La folie du roi Marc* kann der König ebenfalls den Ansprüchen, die an ihn gestellt werden, nicht gerecht werden. Er weiß zwar, was von ihm erwartet wird, scheitert aber oft daran, dies tatsächlich durchzuführen. Sein Schmerz über das Bewusstsein, dass er trotz seiner Anstrengungen nicht den Erwartungen seiner Untertanen und seines Hofes entspricht, wird immer wieder von ihm angesprochen. Besonders der Vergleich mit König Artus quält ihn:

Mes conseillers sont épuisés. J'hésite, sans cesse, entre la volonté de gracier et celle de châtier. J'oscille entre le désir de vérité et sa dénégation. Alors, bien sûr, je comprends: personne ne veut d'un roi investi du pouvoir d'indécision. Personne ne veut d'un roi fatigué, ouvert à toutes ses guerres, à côté d'un autre victorieux, à l'assurance apaisante. (Dupont-Monod 156)

Die Rolle als Friedens- und Diplomatenkönig, die er auszufüllen sucht, überzeugt nicht, insbesondere bei der Gegenüberstellung mit der sagenhaften Heldengestalt des König Artus, der statt Marke die Rolle des idealen Herrschers einnimmt, der besonnen und kühl Entscheidungen zu treffen und gerechte Urteile zu fällen vermag.

Marke ist von Anfang an nicht nur König, sondern auch Verwandter. Seine Rolle als Vaterersatz für Tristan nimmt Marke sehr ernst. Sogar schon bevor er von der Verwandtschaft mit dem jungen Tristan erfährt, nimmt er ihn liebevoll und in allen Ehren an seinem Hof auf, und nachdem seine Herkunft enthüllt wurde, tritt er endgültig an die Stelle des Vaters: Er vervollkommnet Tristans Erziehung, verleiht ihm die Ritterwürde und stattet ihn mit allem Notwendigen aus. Markes Beziehung zu Tristan kann also zu Recht als von Anfang an sehr eng bezeichnet werden. Er setzt Tristan sogar als seinen Erben (*erbevater*, V. 4301) und Mitregenten ein. Tristan ist sich dieser Ehre bei Gottfried durchaus bewusst und verhält sich auch dementsprechend: Immer öfter wird er zu Markes Vertreter, übernimmt Regierungsaufgaben und trifft Entscheidungen für ihn.

Doch Marke geht noch weiter: Er leistet einen öffentlichen Schwur, um Tristans willen unverheiratet und kinderlos bleiben zu wollen, damit seine Nachfolge nicht gefährdet wird. Dieses Versprechen ist bei Gottfried „stoffgeschichtlich ein Novum“ (Hauenstein 39) und zeigt damit noch weiter auf, wie eng die Beziehung zwischen den beiden tatsächlich ist. Marke ist Tristan von Anfang an sehr zugetan, und diese Zuneigung schwindet auch nach seiner Heirat mit Isolde, ja selbst nach der Entdeckung des Ehebruchs nicht¹³.

¹³ Vgl. Simon 260.

Dies ist auch die zentrale Aussage Markes über Tristan in *La folie du roi Marc*: Marke ist sich bewusst, dass seine Zuneigung zu seinem Neffen es ihm oft schwer fallen lässt, ihm gegenüber gerecht – und streng wie ein Herrscher – zu sein. Ihre Beziehung beschreibt er so: „Lui et moi étions tellement différents que nous nous sommes rapprochés, jusqu’à faire un seul homme“ (Dupont-Monod 24-25). Immer wieder, während der gesamten Erzählung und vor allem während der Exilperioden Tristans, bezeichnet er ihn als seinen Sohn (z.B. „Mon enfant, mon enfant va mal. Mon fils est malade“, Dupont-Monod 128). Und wiederholt versucht er ihn wider besseres Wissen zu schützen – denn bei Clara Dupont-Monod hat Tristan mit seinem Cousin Andret und seinen Anhängern mächtige und einflussreiche Feinde. Und, das wird deutlich, Tristan liebt seinen Onkel ebenso wie dieser ihn: „le malheur, c’est que Tristan m’adore“ (Dupont-Monod 178).

Die Zuneigung, ja Liebe Markes zu Tristan auch nach seiner Hochzeit mit Isolde ist also in beiden Werken offensichtlich – sie ist aber auch belastet durch die Konflikte, die sich dadurch ergeben. Denn Tristan wird sehr oft als Gegenbild, als Kontrastfigur zu Marke gesehen. Erscheint er am Anfang noch als jüngere Ausgabe Markes, so verliert Marke zusehends an Idealität zugunsten Tristans. Nachdem Marke Tristan als seinen Mitregenten einsetzt, wird dieser immer mehr zu seinem Stellvertreter.

Tristan und Marke tauschen allmählich gewissermaßen ihre Rollen¹⁴. Marke hängt also zusehends von Tristan ab und wird in immer mehr Bereichen von ihm abgelöst¹⁵. Tristan tritt überaus selbstsicher auf. Er übernimmt überall dort, wo Marke versagt, und deshalb ist es nur logisch, dass er irgendwann auch die Rolle des Liebhabers an seiner Stelle ausfüllt¹⁶.

Bei alledem bleibt aber die Tatsache bestehen, dass Tristan faktisch und rechtlich immer noch Marke unterlegen ist und dass er dies auch dann hinnimmt, als Marke seinem Glück mit Isolde im Wege steht.

Die Beziehung zwischen Tristan und Marke ist also ohne Zweifel höchst problematisch, und die Reibung zwischen den beiden spitzt sich durch Isolde noch weiter zu. Tristan und Marke werden dadurch immer mehr zu Gegnern, bleiben sich aber dabei in Zuneigung verbunden. Dies führt auch dazu, dass Marke Schwierigkeiten hat, in Hinblick auf Tristan objektiv zu bleiben.

Dieser Konflikt Markes, immer in Rivalität zu Tristan zu stehen und ihm gleichzeitig so eng verbunden zu sein, fasst Clara Dupont-Monod meisterhaft in einem Satz zusammen: „Lui et moi étions tellement différents que nous nous sommes rapprochés, jusqu’à faire un seul homme, qu’Yseut a coupé en deux“ (Dupont-Monod 24-25). Marke ist ohne Tristan also nur noch ein halber Mensch, er braucht ihn als Folie, spricht ihn immer wieder direkt an (z.B. „Qu’as-tu pensé, Tristan, quand tu m’as amené Yseut?“ Dupont-Monod 173)

¹⁴ Vgl. Batts 119, und Kerth 110: „Marke publicly assumes the role of squire; thus, he is the true squire, and Tristan the true king“.

¹⁵ Vgl. Batts 119.

¹⁶ Vgl. Karg 68 und 83.

und sieht die Dinge sogar durch ihn (z.B. Tristans Blick auf Isolde Weißhand, Dupont-Monod 193-196). Wie bei Gottfried leidet auch Dupont-Monods Marke daran, dass er Tristan einerseits innig liebt und dieser andererseits die Ursache all seiner Probleme ist. Und im französischen Roman bezeichnet Marke Tristan sogar explizit als sein jüngeres Ich und zeigt gar Verständnis dafür, dass Tristan Isolde liebt. Die enge Verbindung, die Tristans und Markes Beziehung kennzeichnet, ist stoffgeschichtlich auch als Grund dafür zu interpretieren, dass es Tristan und Isolde unmöglich ist, sich von Marke zu trennen: „l'impossibilité da parte di Tristano di spezzare il legame di fedelt , di *triume*“ (Mazzadi 19) kehrt auch bei Dupont-Monod wieder.

Nachdem Tristan Isolde an Markes Hof gebracht hat, wird für Marke nach der des Königs und der des Verwandten eine dritte Rolle zentral: die des Ehemannes. Und Ehemann bedeutet in diesem Fall eindeutig: betrogener Ehemann.

König Marke wird, wie vom Stoff vorgesehen, noch vor seiner Hochzeit mit Isolde schon zum Betrogenen. Tristan und Isolde hintergehen ihn, getrieben von der Unausweichlichkeit ihrer Liebe, schon bevor die Eheleute sich zum ersten Mal begegnen. Wieder erfüllt Marke eine Rolle, die des betrogenen Ehemannes, der zunächst arglos alle Zeichen übersieht und dann, mit dem Verdacht des Ehebruchs konfrontiert, sich einer Reihe von Listen bedient, um die Wahrheit herauszufinden.

Doch die Rolle Markes als betrogenen Ehemann rein als schwankhaft-lächerlich abzutun ist zu einfach. Denn Marke ist zwar ein Betrogener, der die Wahrheit nicht wahrhaben will, doch die Gründe dafür stimmen nicht mit denen der Schwänke zusammen. Nicht seine Dummheit hält ihn davon ab, zu erkennen, wie die Dinge wirklich stehen, sondern seine Zuneigung zu den Ehebrechern. Ob bewusst oder unbewusst, er versucht mit allen Mitteln – im Gegensatz zu seinen Beratern, die Tristan und Isolde entlarven wollen – die Unschuld der Menschen festzustellen, die ihm am nächsten stehen. Dies macht Marke auch zu einer tragischen Figur; sein Leiden angesichts der Unsicherheiten ist echt, seine Zweifel will er um jeden Preis ausräumen und ist darum immer wieder bereit, gegen alle Vernunft und gegen jede Erfahrung nur das Beste von Tristan und Isolde zu glauben. Signifikant dabei ist auch, dass Marke zumindest bei Gottfried nie die Hand gegen die beiden erhebt, obwohl „dem betrogenen Ehemann nach mittelalterlichem Recht zustand, die auf frischer Tat ertappten auf der Stelle zu töten“ (Hauenstein 163). Stattdessen lässt er es zu, immer wieder von den beiden belogen und betrogen zu werden.

Marke zeichnet sich also vor allem durch die Rollen aus, die er bekleidet. Problematisch dabei ist die Tatsache, dass er damit sowohl eine öffentliche als auch eine private Person ist, wobei jede dieser Rollen einen anderen Verhaltenskodex und anders motivierte Entscheidungen von ihm verlangt. Und genau darin liegt auch die Tragik Markes; er kann nicht allen Rollen gleichzeitig gerecht werden, im Gegenteil, seine verschiedenen Rollen „geraten nun wiederholt miteinander in Konflikt“ (Hollandt 64). Dieses Problem stellt sich Marke von

Anfang an. Clara Dupont-Monod hat in *La folie du roi Marc* den Konflikt zwischen den beiden Sphären treffend auf den Punkt gebracht: Der erste Satz des Romans lautet „Je m'appelle Marc, je suis roi de Cornouailles et ma femme me trompe“ (Dupont-Monod 11). Damit sind die beiden zentralen Rollen sofort in Opposition gesetzt.

Später treten die Konflikte zwischen seinen Rollen noch deutlicher hervor. Wiederholt wird Marke vor die Entscheidung gestellt, als Herrscher (öffentlich) oder als Liebender (privat) zu handeln.

In beiden Werken verschanzt sich Marke ab einem gewissen Punkt hinter seiner Rolle als Herrscher, die nur noch eine leere Hülle des bloßen Scheins ist, da er in Wahrheit immer mehr Macht und Entscheidungsgewalt an andere abgibt. Er will schlussendlich nur sein Ansehen als König (und damit auch das Isoldes) bewahren, die *ère* erhalten, die aber mit dem im Mittelalter geläufigen Tugendbegriff nicht mehr viel zu tun hat. Es ist auffallend, wie sehr sich diese Position Markes am Ende beider Werke ähnelt.

Ein zentraler Aspekt bei jeder Beschreibung Markes in Gottfrieds von Straßburg *Tristan*, aber auch in anderen Werken ist die Unentschlossenheit Markes, die aus seinem Schwanken zwischen Verdacht, Zweifel und (scheinbarer, aber immer nur zeitweiliger) Gewissheit resultiert. Gottfried hat diesen Aspekt mit dem Begriff *zîwîel* benannt, was aber keineswegs nur einfach mit dem neuhochdeutschen „Zweifel“ zu übersetzen ist; denn der mittelhochdeutsche Ausdruck hat, wie so viele Wörter jener Zeit, zahlreiche Nuancen und Bedeutungsvarianten; als mögliche Übersetzungen bei Lexer kommen die Begriffe „Unge-
wißheit, Besorglichkeit, Mißtrauen, Unsicherheit, Hin- und Herschwanken, Wankelmut, Unbeständigkeit, Untreue, Verzweiflung, Sorge, Gefahr, Verlegenheit“ (Hempel 280) in Frage.

Besonders in Gottfrieds *Tristan* ist Marke mit Blindheit geschlagen; hartnäckig weigert er sich bis zuletzt, das anzuerkennen, was mehr als offensichtlich ist. Deshalb nützen auch alle Beweise nichts, die er eigentlich schon hätte, denn er übergeht sie einfach. Diese Blindheit deuten viele spätere Bearbeiter des Stoffes anders aus, so auch Kaiser und (zumindest teilweise) Dupont-Monod: Marke weiß um die Beziehung Tristans und Isoldes, tut aber nichts, um sie zu verhindern, ja, bei Kaiser fördert er sie sogar.

Eines der hervorstechendsten Merkmale Markes in beiden Werken ist also die Tatsache, dass er, obwohl er permanent mit Hinweisen auf Isoldes Schuld konfrontiert wird, diese ganz einfach nicht erkennen will – oder kann. Hier stellt sich die Frage nach Erkenntnisbereitschaft und Erkenntnisfähigkeit: Ist das kontinuierliche Verkennen aus der Unwilligkeit, mit der Wahrheit zu leben, erklärbar, oder ist es Zeichen von „Defiziten des betrachtenden Subjekts“ (Schnell 1992, 125), das gar nicht mehr im Stande ist, Wahrheit und (Selbst-)Täuschung zu unterscheiden? Clara Dupont-Monod hat die Interpretation der mangelnden Erkenntnisbereitschaft gewählt, und obwohl der Erzähler bei Gottfried darauf beharrt, Markes Schwäche sei eben ein Mangel an Erkenntnisfähigkeit, so gibt es doch ernstzunehmende Zweifel auch daran; schließlich bittet Marke selbst

Tristan und Isolde darum, ihre Verliebtheit zu verbergen und unschickliches Verhalten in der Öffentlichkeit zu vermeiden, was gewissermaßen ein Eingeständnis des Verhältnisses der beiden ist.

Marke ist also vordergründig ein Schwankender, der sich von Ungewissheit und Zweifel treiben und schließlich lähmen lässt. Mehr als seine Rolle charakterisiert ihn diese Eigenschaft¹⁷, umso mehr, als sein Zwiespalt zwischen Wissenwollen und Nichtwahrhabenwollen „prinzipiell nicht auflösbar“ (Karg 86) ist und es daher für die Figur des Marke keinen Ausweg aus seiner zwiespältigen Situation gibt.

Markes Rollen sind in Gottfrieds „Tristan“ immer strukturell bedingt; er hat eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, die des Gegenspielers, und dieser Funktion werden alle übrigen Aspekte untergeordnet.

Dieser „dramaturgisch konzipierte wechselnde Rollencharakter“ (Christ 106) Markes erklärt seine scheinbare Inkonsistenz: Es handelt sich um verschiedene Funktionen, die er in verschiedenen Momenten einnehmen muss¹⁸. Am Anfang ist er der ideale Herrscher, dann dient er zum Vergleich mit Tristan – bei dem er schlecht abschneidet – und schließlich nimmt er die Funktion des Gegenspielers ein, des betrogenen Ehemannes, der in Vertretung der Gesellschaft die Heimlichkeiten aufzudecken versucht.

Marke ist also nicht als individuell gestalteter Charakter zu begreifen, sondern als Vertreter eines bestimmten Amtes (des Königs), einer Gruppe (des Markeshofes), eines literarischen Typus (des betrogenen Ehemanns) oder auch von unlösbaren Rollenkonflikten. Nicht umsonst betont Marke auch bei Dupont-Monod immer wieder die Unmöglichkeit, seine verschiedenen Funktionen in Einklang zu bringen:

Devant elle, ma couronne ne vaut rien. Elle m'abaisse au rang d'enfant
craintif, maladroit. (Dupont-Monod 15)

Si je suis roi d'un domaine, un vassal règne en maître sur ma femme.
(Dupont-Monod 21)

Votre amour m'interdit d'être roi, d'être mari, d'être homme. (Dupont-
Monod 33)

Auch Markes Liebesfähigkeit wird von vielen angezweifelt; der rein sinnliche Charakter seiner Gefühle zu Isolde steht für mehrere Forscher in scharfem Kontrast zur idealen „Tristanminne“. In der Forschung wird Gottfrieds Marke sehr oft die Fähigkeit zur „wahren“ Liebe, wie sie Tristan und Isolde verkörpern, aberkannt¹⁹. Marke sei, so heißt es häufig, nur von Sinnlichkeit, von Begehren getrieben und keines tieferen Gefühls fähig. Als Beispiel für diese seine Oberflächlichkeit wird die Hochzeitsnachtsszene zitiert, in der er unfähig

¹⁷ Darüber besteht in den Analysen zu Marke Einigkeit, vgl. so z.B. Gruenter 48 und Schnell (1992), 209f.

¹⁸ Vgl. Karg 86, Kerth 115, McDonald 257, Classen 41 und Hauenstein 11.

¹⁹ Vgl. z.B. McDonald 265, Mälzer 159, und Classen 39f.

ist, den Unterschied zwischen Isolde und Brangäne zu erkennen. Allerdings wird in einer ganzen Reihe von Analysen zu Marke betont, dass diese Hochzeitsnacht eben nur eine Szene ist und deshalb nicht überbewertet oder verallgemeinert werden darf²⁰. Auch wird betont, dass die Verwechslung Markes keineswegs ein Hinweis darauf sein muss, dass er Isolde nicht zugetan ist oder sie nicht wertschätzt²¹. Immerhin steht er am Anfang der Beziehung; Marke zeigt ja erst mit der Ankunft Isoldes zum ersten Mal wirkliches Interesse an ihr²². Da erscheint es mehr als natürlich, dass er zunächst von ihrem Aussehen fasziniert ist und sich körperlich zu ihr hingezogen fühlt.

Was sagen die Werke also über Markes Fähigkeit zu lieben aus? Wie wird sie im Vergleich zu anderen gewertet? Oder, anders gefragt: Ist Marke ein „Minne-Sünder“ (De Boor 66) oder ein „Opfer der Minne“ (Classen 58)? Aus manchen Episoden in Gottfrieds Text scheint hervorzugehen, dass seine Liebe eben nicht auf eine Stufe mit der Tristans und Isoldes zu setzen ist²³. Als Beispiel hierfür sei die Episode in der Minnegrotte genannt, in der Marke das schlafende Paar beobachtet, von Isoldes Schönheit erneut geblendet ist und ein Fenster mit Gräsern zustopft, damit die Sonne nicht direkt auf ihr Gesicht fällt. Eben diese Geste wird einerseits zwar als Zeichen einer „überaus zarten Regung“ (Hoffmann 67) verstanden, andererseits aber eben auch negativ gedeutet: „seine Minne verdunkelt die gesellschaftliche ‚êre‘ des Paares“ (Hauenstein 137).

Der grundlegende Unterschied zwischen Marke und den beiden Liebenden erschließt sich demnach über einen Aspekt: Markes Liebe bleibt unerwidert²⁴. Aus diesem Grund relativiert sich (zumindest teilweise) auch die Kritik an der sexuellen Verfallenheit, derer sich Marke nach Meinung mehrerer Analysen an der Minnegrotte schuldig gemacht hat: „Markes Liebe ist bloß unerwidert, das *guldine lougen* deshalb keine Projektion seiner verdammenswerten Lust, sondern eine Projektion seiner Hoffnung, die man gewiß als irrig, aber nicht als minderwertig verstehen soll.“ (Hübner 326)

In *La folie du roi Marc* spielt Markes Liebesfähigkeit – und im Kontrast dazu die Liebe Tristans und Isoldes – ebenfalls eine große Rolle. Fast beschwörend

²⁰ Vgl. Hollandt 61, Gruenter 16, und Hübner 331.

²¹ Vgl. Hauenstein 70.

²² Hier irrt Schnell (1985, 335), wenn er sagt: „Tristans Preis der Schönheit Isoldes hatte also doch nicht seine Wirkung auf Marke verfehlt. Alles deutet auf eine Art Fernliebe Markes hin, auf die ‚höfische‘ Liebesentstehung durch Hörensagen. Doch fällt auf, daß eben nur von der Schönheit, nicht auch von den inneren Vorzügen Isoldes die Rede war. Deshalb verwundert nicht, daß wir im späteren Handlungsverlauf eine innere seelische Beziehung Markes zu Isolde nicht feststellen können. Im Gegenteil, Marke erkennt in der Hochzeitsnacht keinen Unterschied zwischen dem Verhalten und der Gestalt Brangaenes und Isoldes: [...] Diese sarkastischen Worte Gottfrieds reduzieren das Verhältnis Markes zu Isolde auf eine rein sexuelle Beziehung.“ Eben jene höfische Liebesentstehung fehlt, das macht der Erzähler deutlich, völlig bei Marke.

²³ vgl. z.B. Classen 42ff.

²⁴ vgl. z.B. Hollandt 72.

beteuert Marke immer wieder, wie sehr er Isolde liebt²⁵ und zieht auch immer wieder Vergleiche zwischen seiner Liebe und der der beiden:

Aimer demande une force que tu n'as peut-être pas – je sais de quoi je parle. (Dupont-Monod 142)

Il m'aimait tant, d'ailleurs, qu'il en aimait aussi ma femme. Au fond, sa trahison est d'une simplicité biblique. Mon neveu partage avec moi les mêmes images d'Yseut, le grain de sa peau, sa voix, il aime aussi ses silences et le parfum de ses cheveux, c'est très beau. (Dupont-Monod 181)

Der Verflechtung intertextueller Verweise und dem Bewusstsein der Figur Marke um seine Bedeutung in der Geschichte der Liebe Tristans und Isoldes bei Clara Dupont-Monod muss eine entscheidende Bedeutung bei einer Interpretation der Rezeption des Stoffes eingeräumt werden. Markes Meta-Diskurs, in dem er in vollem Bewusstsein über die Rolle des Mythos Tristan und Isoldes und seine Funktion darin spricht, charakterisiert den Roman. Die Geschichte Tristans und Isolde, so argumentiert er, wäre ohne Marke nichts wert; ein Ehepaar Tristan-Isolde ist nicht vorstellbar, denn ihre Liebeserfahrung muss von Heimlichkeit, Leiden und Abgrenzung von der Gesellschaft geprägt sein²⁶. Zu Unrecht wird Marke also als reine Nebenfigur bezeichnet.

Marke beklagt wiederholt die Instrumentalisierung, die ihm schuldlos widerfahren ist. Abgeklärt, deswegen aber darum nicht weniger verbittert erkennt er die Rolle, die er in der Geschichte zu spielen hat: „Mais quand on parlera d'amour, plus tard, on pensera à eux, non à moi. Sans moi, leur romance se raconte en une phrase. Je suis rayé, banni de ma propre histoire – et c'est moi qui rends la leur vivante“ (Dupont-Monod 27). Meisterhaft schafft es Dupont-Monod hier, gleichzeitig sein Leiden in den Vordergrund zu stellen und Markes Funktion im Markestoff zur Sprache zu bringen. Marke ist sich bei Dupont-Monod also deutlich seiner Rolle als literarischer Figur – und zwar als Nebenfigur und als Gegenspieler – bewusst.

Dieses Bewusstsein über die – literarische – Bedeutung der Liebesgeschichte Tristans und Isoldes ist interessanterweise auch bei Georg Kaiser gegeben:

Da liegen sie – – – – Man wird sie aufheben – forttragen – und sie in die Gruben betten! – – So ist es gut – – das war gut! – – – Die sind tot – – und stumm – – und steif! – – – – Man wird sie forttragen – – und die Hügel bedecken sie – – das Grab bedeckt, was sie mir taten – – was sie taten – – was sie misstaten – – von Anfang bis zu Ende! – – – –

²⁵ z.B. „voilà que j'amène une princesse d'Irlande, une étrangère dont je suis fou“ (Dupont-Monod 48); „mon amour enfle chaque jour comme un abcès“ (Dupont-Monod 53); „je t'aime trop pour prêter attention à mon cœur qui doute“ (Dupont-Monod 59); „Je suis sûr que je t'aimais parce que, dans l'heure qui suivit notre rencontre, j'acceptai de te perdre.“ (Dupont-Monod 219).

²⁶ Vgl. Ertzdorff 96.

Tristan – Isolde! – – – – Das wird durch die Welt hinklingen – – – –
 Euer Ruf! – Tristan und Isolde! – Tristan – deine Brüder – deine
 Brüder in der Welt! – Isolde – deine Schwestern – deine Schwestern
 in der Welt! – sie werden in Tränen sich baden, wenn sie eure
 Geschichte hören. – – – – Denn sie waren jung – Marke ist alt! – – –
 So gleitet das Mitleid an der Schwäche vorbei – und setzt sich zu den
 Kräften! – – – – Eure Geschichte: wie ihr Marke betrog – und Marke
 sich betrügen ließ – bis Marke doch die Lösung fand: der Tod! – Der
 Tod der beiden – – – – – Man wird sie aufheben – – – und
 vielleicht in eine Grube betten – – – – Rosenreben – immer
 blütenschwangere – werden aus ihren Herzen sprießen – und sich
 verschlingen – – – – Tristan und Isolde sind tot – – – – – und ich lebe!
 (Kaiser 451)

Tristan und Isolde brauchen Marke als ihren Gegenpart, und Gottfrieds Verdienst ist es, dass er weg von einer reinen Schwarz-Weiß-Malerei geht, dass er ihn nicht als den bösen Gegner darstellt und sie als ideale Vertreter einer vollkommenen Liebe, sondern dass das Bild, das er im *Tristan* zeichnet, differenzierter bei allen Figuren Positives und Negatives vermischt²⁷.

Die psychologische Differenzierung, die Marke bei Gottfried ansatzweise erfährt und die Dupont-Monod an die Spitze treibt, macht die Faszination dieser Figur aus. Dass ein unsympathischer und zur Erkenntnis der wahren Liebe unfähiger Marke wieder und wieder genarrt wird und schließlich scheitert, erschüttert den Leser nicht; Gottfrieds Marke hingegen vermag man sich nicht zu entziehen, man leidet mit ihm und erkennt die unlösbaren Probleme, die sich ihm in den Weg stellen.

Dass Clara Dupont-Monod in *La folie du roi Marc* unter anderem Gottfrieds Epos als Vorbild herangezogen hat, belegt ein Zitat aus dem *Tristan* am Anfang ihres Romans. Dass sie trotz der inhaltlichen Anlehnung an ältere Tristanfassungen motivlich sehr nahe an das Bild Markes im *Tristan* Gottfrieds herankommt, beweist den großen Einfluss, den diese innovative Darstellung dieser Figur auch im französischen Sprachraum hat. In beiden Werken wird Marke vordergründig als Zweifler dargestellt, als Mensch, der an seiner Ohnmacht leidet und schließlich an ihr zerbricht.

Ob der *Tristan* und *La folie du roi Marc* für Marke eine Geschichte eines Abstiegs sind, kann nicht von einem moralischen Standpunkt – in Zusammenhang mit einer Frage nach Schuld – geklärt werden, sondern muss auf die charakterliche Entwicklung eingehen, die Marke mit dem Fortschreiten des Handlungsverlaufes durchmacht. Schon bei Gottfried ist ersichtlich, dass der Marke am Anfang und derjenige am Schluss nicht dieselbe Person sind, wie auch Batts betont: „He begins to become more human through his relationship

²⁷ Vgl. Haug (1989), 601f. Auch Tomasek weist in diese Richtung, wenn er „die auf Liebesvereinigung drängende und keinerlei Funktion ausübende Tristanminne“ anspricht (Tomasek 2007, 196).

with Tristan, and the process of humanisation or individualisation, if I may call it that, continues as he is increasingly torn between his personal love for Tristan and for Isolde.“ (Batts 124) Deutlich ist die Entwicklung jedenfalls bei Clara Dupont-Monod ersichtlich. Sie Abstieg zu nennen, ist nur insofern zu rechtfertigen, als die Geschichte für Marke im Scheitern und im inneren Zerschellen endet (oder doch bei Gottfried zumindest angedeutet ist).

Marke ist bei Gottfried von Straßburg wie bei Clara Dupont-Monod zwar in seinen Rollen als König, Verwandter und Ehemann gefangen und ihnen verpflichtet, trotzdem geht seine Bedeutung in beiden Werken weit über dieses Rollenverständnis hinaus: Marke ist vor allem durch seine Fähigkeit zu lieben und zu leiden sowie durch sein Schwanken zwischen Verdacht und Gewissheit (der Schuld oder Unschuld) und die schließlich daraus resultierende Resignation gekennzeichnet. Seine Tragik besteht vordergründig in der Unausweichlichkeit seiner Funktion und in der Lebendigkeit, mit der beide Autoren den inneren Kampf dieser Figur aufzeigen, seinem Schicksal doch noch zu entgehen. Wie Kaiser versteht es Dupont-Monod, Sätze und Gedanken immer wieder leitmotivisch in den Text einzubauen und damit die psychologische Entwicklung Markes nachzuzeichnen. Marke ist, das haben sowohl Gottfried als auch Dupont-Monod durch ihre Werke anschaulich erwiesen, bis heute eine faszinierende und vielschichtige Gestalt, die viel mehr als nur eine Nebenrolle in der Tristanthematik spielt. Der zeitgenössische französischsprachige Roman kann dabei zu einem neuen Verständnis auch von Gottfrieds Marke verhelfen, um ihn verdientermaßen aus der Anonymität der Nebenfiguren im Tristanstoff zu heben und die Tragweite der Figur besser zu begreifen.

Auch ein derart ausführlich – ja erschöpfend – behandelte Text wie Gottfrieds „Tristan“ kann also heute noch über eine interdisziplinäre Herangehensweise neue Perspektiven eröffnen. Über den Vergleich mit einer Interpretation einer Nebenfigur und über eine solche Bearbeitung bleibt in literarischer Rezeption Mittelalter-Philologie auch für die Literaturwissenschaft relevant.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Dupont-Monod, Clara: *La folie du roi Marc*. Roman. Paris: Grasset 2000.

Kaiser, Georg: *Werke*. 1. Stücke 1895 – 1917 Hrsg. von Walther Huder. Frankfurt am Main ; Wien [u.a.]: Propyläen-Verlag 1971.

Gottfried von Straßburg: *Tristan*. Mhd./Nhd. Nach dem Text von Friedrich Ranke. 3 Bde. Stuttgart: Reclam 1980.

Sekundärliteratur

- Batts, Michael: The Role of King Marke in Gottfried's *Tristan* – and elsewhere. In: Gottfried von Strassburg and the medieval *Tristan* legend. Papers from an Anglo-North American Symposium. Hrsg. von Adrian Stevens und Roy Wisbey. Cambridge: Brewer [u.a.] 1990, 118-126. (Publications of the Institute of Germanic Studies, University of London 44)
- Berthelot, Anne: Le *Tristan* en prose. Normalisation d'un mythe. In: *Tristan – Tristrant. Mélanges en l'honneur de Danielle Buschinger à l'occasion de son 60^{ème} anniversaire.* Hrsg. von André Crépin und Wolfgang Spiewok. Greifswald: Reineke 1996, 37-45. (Greifswalder Beiträge zum Mittelalter 53)
- Classen, Albrecht: König Marke in Gottfrieds von Straßburg *Tristan*. Versuch einer Apologie. In: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 35 (1992), 37-63.
- Dallapiazza, Michael: Medieval *Tristan* and fin de siècle Aestheticism: Georg Kaiser's *König Habnrei*. In: *Of Remembrance the Key. Medieval Literature and its Impact through the Ages.* Festschrift for Karl Heinz Göller on the occasion of his 80th birthday. Hrsg. von Uwe Böker. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2004, 203-214.
- Ertzdorff, Xenja von: Liebe, Ehe, Ehebruch und Tod in Gottfrieds „*Tristan*“. In: *Liebe – Ehe – Ehebruch in der Literatur des Mittelalters.* Hrsg. von Xenja von Ertzdorff und Marianne Wynn. Giessen: Schmitz 1984, 88-98. (Beiträge zur deutschen Philologie 58)
- Ferrante, Joan M.: „Ez ist ein zunge, dunket mich“. Fiction, Deception and Self-Deception in Gottfried's *Tristan*. In: *Gottfried von Strassburg and the medieval Tristan legend. Papers from an Anglo-North American Symposium.* Hrsg. von Adrian Stevens und Roy Wisbey. Cambridge: Brewer [u.a.] 1990, 171-180. (Publications of the Institute of Germanic Studies, University of London 44)
- Frenzel, Elisabeth: *Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte.* Stuttgart: Kröner 1981.
- Gibbs, Marion E.: The Medieval Reception of Gottfried's *Tristan*. In: *A Companion to Gottfried von Strassburg's "Tristan".* Hrsg. von Will Hasty. Rochester/Woodbridge: Camden House 2003, 261-284.
- Gruenter, Rainer: *Tristan-Studien.* Hrsg. von Wolfgang Adam. Heidelberg: Winter 1993. (Beihefte zum *Euphorion* 27)
- Haferland, Harald: Gottfrieds Erzählprogramm. In: *Beiträge zu Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 122 (2000), 230-258.
- Hauenstein, Hanne: *Zu den Rollen der Marke-Figur in Gottfrieds „Tristan“.* Göppingen: Kümmerle 2006. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 731)
- Haug, Walter: Gottfrieds von Straßburg „*Tristan*“. Sexueller Sündenfall oder erotische Utopie. In: *Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters.* Tübingen: Niemeyer 1989, 600-611.
- Heimann, Erhard: *Tristan und Isolde in der neuzeitlichen Literatur.* Inaugural-Dissertation. Universität Rostock 1930.
- Hempel, Heinrich: *Der ziviel bei Wolfram und anderweit* (1951). In: *Kleine Schriften.* Hrsg. von Heinrich Matthias Heinrichs. Heidelberg: Winter 1966, 277-298.

- Hoffmann, Werner: König Marke in den deutschen Tristandichtungen des Mittelalters. In: Geist und Zeit. Wirkungen des Mittelalters in Literatur und Sprache. Festschrift für Roswitha Wisniewski zu ihrem 65. Geburtstag. Hrsg. von Carola L. Gottzmann und Herbert Kolb. Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 1991, 57-76.
- Hollandt, Gisela: Die Hauptgestalten in Gottfrieds Tristan. Wesenszüge, Handlungsfunktion, Motive der List. Berlin: Schmidt 1966. (= Philologische Studien und Quellen 30)
- Huber, Christoph: Gottfried von Straßburg, „Tristan und Isolde“. München/Zürich: Artemis 1986. (Artemis-Einführungen 24)
- Hübner, Gert: Erzählform im höfischen Roman. Studien zur Fokalisierung im „Eneas“, im „Iwein“ und im „Tristan“. Tübingen: Francke 2003.
- Jaeger, C. Stephen: Mark and Tristan: The Love of Medieval Kings and their Courts. In: In hohem prîse. Festschrift für Ernst S. Dick. Hrsg. von Winder McConnell. Göttingen 1989, 183-197.
- Karg, Ina: Die Markefigur im „Tristan“. Versuch über die literaturgeschichtliche Position Gottfrieds von Straßburg. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 113 (1994), 66-87.
- Keck, Anna: Die Liebeskonzeption der mittelalterlichen Tristanromane. Zur Erzähllogik der Werke Bérouls, Eilharts, Thomas' und Gottfrieds. München: Fink 1998. (Beihefte zu Poetica 22)
- Kerth, Thomas: Marke's Royal Decline. In: Gottfried von Strassburg and the medieval Tristan legend. Papers from an Anglo-North American Symposium. Hrsg. von Adrian Stevens und Roy Wisbey. Cambridge: Brewer [u.a.] 1990, 105-116. (Publications of the Institute of Germanic Studies, University of London 44)
- Kolb, Herbert: Isoldes Eid. Zu Gottfried von Straßburg, *Tristan* 15267-15764. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 107 (1988), Heft 3, 321-335.
- Konecny, Silvia: Georg Kaisers „König Hahnrei“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 97 (1978), Heft 2, 256-270.
- Krohn, Rüdiger: Erotik und Tabu in Gottfrieds „Tristan“. König Marke. In: Stauferzeit. Geschichte, Literatur, Kunst. Hrsg. von Rüdiger Krohn, Bernd Thum und Peter Wapnewski. Stuttgart: Klett-Cotta 1979, 362-376. (Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten 1)
- Mälzer, Marion: Die Isolde-Gestalten in den mittelalterlichen deutschen Tristan-Dichtungen. Ein Beitrag zum diachronischen Wandel. Heidelberg: Winter 1991. (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte)
- Matejovski, Dirk: Das Motiv des Wahnsinns in der mittelalterlichen Dichtung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1213)
- Mazzadi, Patrizia: Tradizione del mito di Tristano e ricezione primaria nei romanzi di Béroul, Thomas, Eilhart e Gottfried. In: Tristano e Isotta. La fortuna di un mito europeo. Hrsg. von Michael Dallapiazza. Trieste: Edizioni Parnaso 2003, 13-26. (Quaderni di Hesperides)
- McDonald, William C.: King Mark. Gottfried's Version of the Ovidian Husband-Figure? In: Forum for Modern Language Studies XIV (1978), 255-269.
- Mertens, Volker: Der Tristanstoff in der europäischen Literatur. In: Wagnerspectrum 1 (2005), 11-42.

- Müller, Ulrich: The Modern Reception of Gottfried's *Tristan* and the Medieval Legend of Tristan and Isolde. In: A Companion to Gottfried von Strassburg's "Tristan". Hrsg. von Will Hasty. Rochester/Woodbridge: Camden House 2003, 285-304.
- Poag, James F.: Lying Truth in Gottfried's *Tristan*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte LXI (1987), 223-237.
- Schnell, Rüdiger: Causa Amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur. Bern/München: Francke 1985. (Bibliotheca Germanica 27)
- Schnell, Rüdiger: Suche nach Wahrheit. Gottfrieds „Tristan und Isold“ als erkenntniskritischer Roman. Tübingen: Niemeyer 1992.
- Simon, Ralf: Thematisches Programm und narrative Muster im *Tristan* Gottfrieds von Straßburg. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 109 (1990), 354-380.
- Snow, Ann: Heinrich and Mark, two medieval voyeurs. In: Euphorion 66 (1972), 113-127.
- Spiewok, Wolfgang: La réception du thème de Tristan dans la littérature allemande d'Eilhart von Oberg à Wagner. In: Tristan et Iseut, mythe européen et mondial. Actes du Colloque des 10, 11 et 12 janvier 1986. Hrsg. von Danielle Buschinger. Göppingen: Kümmerle Verlag 1987, 378-398. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 474)
- Spiewok, Wolfgang: Vexierbilder des Königs Marke. In: Tristan und Isolde. Unvergängliches Thema der Weltkultur. Hrsg. von Danielle Buschinger und Wolfgang Spiewok. Greifswald: Reineke 1996, 231-240. (Greifswalder Beiträge zum Mittelalter 57)
- Tomasek, Tomas: Moral und Menschenbild in den mittelalterlichen Tristandichtungen. In: Sandbjerg 85. Dem Andenken von Heinrich Bach gewidmet. Neumünster: Wachholtz 1986, 113-139. (= Kieler Beiträge zur deutschen Sprachgeschichte 10)
- Tomasek, Tomas: Gottfried von Straßburg. Stuttgart: Reclam 2007. (Reclams Universal-Bibliothek 17665)

Internetquellen

- Bisson, Julien (01.09.2007): Portrait Clara Dupont-Monod. L'EXPRESS. http://www.lexpress.fr/culture/livre/clara-dupont-monod_812852.html [Abruf 05.09.14]
- Merckx, Ingrid (01.09.2000): Critique Les grands mythes au goût du jour. L'EXPRESS. http://www.lexpress.fr/culture/livre/adiou-mon-unique-la-fole-du-roi-marc-le-mauvais-genre-l-evangile-selon-pilate_803834.html [Abruf 05.09.14]

Werner Schäfke

Literature and the extended mind: Non-reader-response-critical perspectives for cognitive literary studies

1 Introduction

While the various approaches in cultural and literary studies, e.g. gender studies or the spatial turn, change the kinds of questions we pose to texts, the question remains open as to the nature of the beliefs and imaginations that are being reconstructed as well as deconstructed. With the advent of the *cognitive turn* the mental character of these beliefs was put to focus and hence it was possible to problematize their nature. However, within literary studies the *cognitive turn* resulted in a focus on reader and author (Lauer/Thaler; Mansour). They are two elements of the communication model that were long ignored in the context of literature, because the preceding *cultural turn* rather emphasized the relevance of the cultural-historical context for the meaning of literary texts as well as the content of literary texts as sources for cultural history. Even though in cognitive literary studies, the literary text itself is recognized as an important element of literature, this field's interest hitherto lies in the process of interpretation of a given text by an (untrained) reader and the text's literary devices' effect on the reader rather than the contents of the text itself. Hence, cognitive literary studies are also aptly named *cognitive poetics*. Due to this focus on reader-response-mechanisms and the understanding of literary texts, many of the insights of non-cognitive literary studies – namely cultural-historically oriented literary studies – have not been integrated within the cognitive approach. This paper aims at closing this gap and enabling cultural-historically oriented cognitive literary studies.

In order to do this, three questions have to be answered:

- 1) In how far do cultural-historically oriented literary studies ask questions that are of relevance to cognitive studies? (Section 2)
- 2) How can these questions be answered within a cognitive framework? (Section 3)
- 3) What new possibilities does this yield for literary studies apart from giving an old field a new name? (Section 4)

2 Cognitive aspects of cultural-historically oriented literary research

Cultural-historical oriented literary studies can

- be descriptive without an explicit research question
- answer a number of implicit questions that form a conventionalized set of standard questions
- try to reconstruct certain, explicitly named cultural phenomena.

If the scholarly work is of the latter two kinds, the (implicit or explicit) research questions that follow must fall within the framework below:

- a) What (explicit or implicit) beliefs or imaginations did members of one or more specific groups within a certain cultural space at a given time or time span have?
- b) How did these beliefs or imaginations develop during a certain time span?

These trivial questions imply the non-trivial question, of what nature these beliefs and imaginations are.

2.1 Literary texts as inter-individual constructs

From a cultural studies' point of view, beliefs and imaginations are socio-cultural constructs that members of the relevant group or groups participate in, regardless of whether or not they adhere to them, or reject them in part or in total. Beliefs and imaginations are part of a socio-cultural universe consisting of any number of sub-systems, a *semiosphere* (Lotman 2005). The material correlates of this semiosphere are the elements of that cultural space, people as well as material artifacts that carry cultural codes (e.g. books, hard drives, clothes). While we are intuitively inclined to accept the beliefs and imaginations of individual members of a semiosphere as being of a cognitive nature, it is hard to account for the inter-subjective aspects of a semiosphere that divide a semiosphere from being just a set of people. Those aspects are the act of communication and the communicated, the *communicate* (ger. *Kommunikat*; cf. Luhmann 1992).

Without the *communicate*, beliefs and imaginations cannot be shared between individuals and an inter-individual construct such as culture cannot emerge. *Ergo*, *communicates* that affect beliefs and imaginations are cognitively structured. Since this is accepted of language, this also must be true of literature, especially if understood as a secondary semiotic system built upon a primary semiotic system (Lotman 1977).

So far, considering their linguistic nature, literary texts can be regarded as being cognitively structured. But is it possible to gain from them any information about the cognitive states of individuals that process their cognitively structured content and by this participate in the beliefs and imaginations they convey? From the current point of view of cognitive literary theory, one would have to assume a model reader whose process of

interpretation of literature has been reconstructed through experimental analysis. This, however, could scarcely account for the inter-individual value of communicates, since the resulting information would be confined to the individual. And regardless of this individual being a model reader, the resulting information would no longer be in its inter-individual state. Its nature as the 'glue' of culture could not be regarded for; its state as inter-subjective *external belief*, as cognition detached from the individual would remain a black box.

2.2 Literary texts as external cognition

The notion of *external belief* is part of the theory of the *extended mind* as put forward by Clark and Chalmers. The extended mind theory argues that not all cognitive processes are situated within the brain:

"If, as we confront some task, a part of the world functions as a process which, were it done in the head, we would have no hesitation in recognizing as part of the cognitive process, then that part of the world is (so we claim) part of the cognitive process" (Clark/Chalmers).

External beliefs are information stored not in the memory of the internal mind but in external material. Clark and Chalmers name the following criteria, which connect this external material to the internal mind, which by coupling function as parts of one extended mind, consisting of internal as well as external parts:

- 1) The external storage of information needs to be a constant in the life of the individual. It will rarely take action without consulting that storage of information.
- 2) The storage needs to be readily accessible.
- 3) The information stored needs to be automatically endorsed.
- 4) The information has to have been consciously endorsed at some previous point.

None of these criteria obviously fit literature. Nevertheless, all criteria are gradual or dismissible within the logic of the extended mind theory.

- Ad 1) The historical aspect of the consistency criterion is irrelevant to the cognitive nature of informational storage. An individual storage does not have to be a constant in an individual's life. Only the type of information storage needs to be readily useable, the individual needs to (temporarily) possess the means and skills to access the storage. And this is true for literature in most literary societies. It is a constant element of intellectual life, even if it is outside of the norm to carry a certain piece of literature everywhere and take action only after consulting it. However, if one comes to think of codified morality such as it is found in religious writing or wisdom sayings, it is notable that this kind of literature is rarely confined to the written medium. Bible verses are memorized and sayings are primarily oral literature. Yet they heavily in-

fluence the action of individuals in various groups at different times within various cultures.

- Ad 2) Literature can in principal be readily accessible, although during various time periods only to certain groups within a culture (e.g. mostly clergy in the Middle Ages) or at a given time (e.g. during the opening times of libraries, if privately owned books are rare).
- Ad 3) Information from literature can be readily endorsed. And partially or wholly unendorsed information is also part of our internal memory, e.g. information which we are wary of or which we know is false, which subsequently renders this criterion moot.
- Ad 4) Consciousness is no criterion of the mind as a whole. And as noted above under the previous point, not all stored information needs to be endorsed.

On this basis, literature can be argued to function as external cognition. But there is more to that. An intuitive question that not even literary researchers shy away from when confronted by textual analysis is “why didn’t the author say what she wanted to say straight away?” The answer is simple, but yields surprising implications when given with the theory of the extended mind in the back of the head: Because literature allows for demonstrating lines of thoughts and conveying impressions and emotions in a way that is impossible for other kinds of communication. Literary messages can be extremely long, longer than anything a hearer might listen to. Literary messages can be far more complicated and use poetic language that allows for unconventional thoughts and impressions to be transmitted; they can express what otherwise cannot be expressed. A literary text can thus be seen not as readily believable information but as a whole cognitive course of action. Reading literature means following the authors’ or author’s possibly long and/or unconventional train of thought that has been written down and *codified* (or is being *performed* orally *verbatim* or [partly] improvised).

3 Analysis of cognitive structures in texts

Text as cognition can thus not be analyzed by describing a literary text simply as a text using methods of cognitive linguistics. The cognitive procedures that are the distinctive features of literary texts in relation to non-literary texts are especially those found in narrative texts (cf. Lotman 1977). Non-narrative aspects of literary texts can benefit from the cognitive linguistics’ theory of metaphor (Lakoff/Johnson) as it is already being applied to the study of literature. In order to more fully analyze literature as cognition, suitable cognitive linguistic models have to be combined with narratological textual analysis. Literary semiotics has corresponding models at its disposal, which can easily be combined with cognitive semantics in order to describe literary texts as cognition.

The combination of literary semiotics and cognitive linguistic theory of semantics will be achieved by merging *frame semantics* (Croft/Cruise; Lakoff; Langacker) and *scripts* (Abelson/Schank) with Renners amplification of Lotmans theory of transgression of boundaries. In order to link those two disciplines, a gap in the theory has to be filled; the gap of the difference between semantic features of the primary semiotic system of language and the semantic features of literature as a secondary modeling system. The resulting theory and methodology is that of *cognitive textual analysis*.

3.1 Cognitive semantics

3.1.1 Frame semantics

What is called *beliefs* in the theory of the extended mind can be understood as *concepts* in terms of frame semantics. For example, such a concept could be SWORN BROTHERHOOD in Old Norse literature. Concepts can be signified by a single or by multiple words, or even without a given word in the primary language of a given corpus of texts, even though complex and codified knowledge about these relationships exists (e.g. FELLOWSHIP between a knight and his king is not signified by any lexical word in Old Norse, but is codified explicitly in the ON *King's Mirror* and is implicit in many ON narratives). In addition, a term can signify different social relationships (e.g. ON *fóstri* signifying the concept SWORN BROTHERHOOD as well as FOSTER-KINSHIP).

Concepts gain their meaning through their relation to superordinate concepts, called *domains*. The subordinate concepts are called *profiles*. They *profile* against their *domains* (Croft/Cruise 12; Langacker). For example, a profile concept could be SWORN BROTHERHOOD (Figure 1). The determinants of that intimate social relationship (e.g. age, sex, gender, rank, power etc.) form the domains of the concept's frame (e.g. AGE, SEX, GENDER etc.).

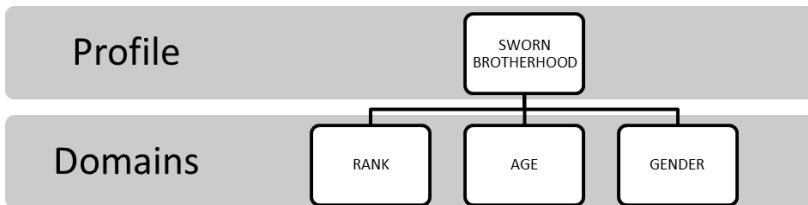


Figure 1: Frame semantic model of the concept SWORN BROTHERHOOD

However, the individual values of these domains have to be included in the model since they determine the different social relationships. For example, SWORN BROTHERHOOD profiles among others to the domain SEX. The actants of an instance of SWORN BROTHERHOOD (e.g. two foster brothers) can only engage in sworn brotherhood, if they are both male. A model ac-

counting only for the domain SEX without the specific value ‘male’ thus could not describe why agents whose gender is not male, cannot engage in sworn brotherhood. The values thus form the concept’s bases, e.g. ‘young of age’ – AGE; ‘male’ – SEX; ‘prince’ – RANK etc. (Figure 2).

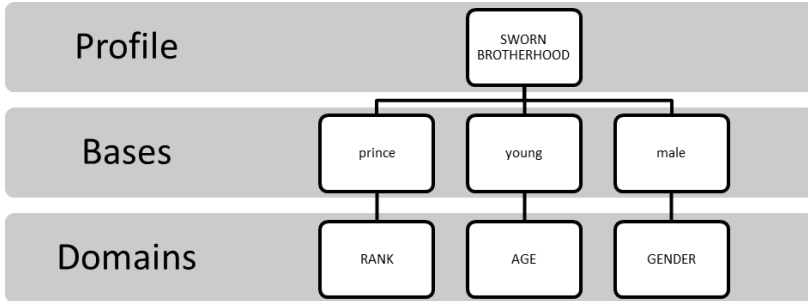


Figure 2: Expanded frame semantic model of the concept SWORN BROTHERHOOD

I suggest that bases can be substituted for semantic features (Figure 3) in order to connect frame semantics with literary semiotics. A further benefit of using semantic features lies in their higher degree of abstraction that can connect features into relations such as scales or antonymy. In turn, this allows for the inclusion of extensions of frame semantics such as *locational profiling*.

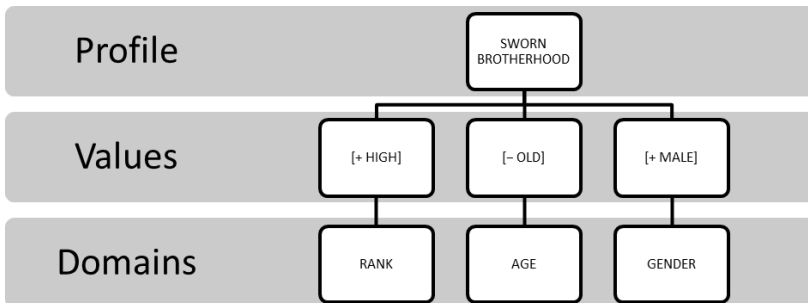


Figure 3: Expanded frame semantic model of the concept SWORN BROTHERHOOD including semantic features

Concerning the example of intimate social relationships, locational profiling is needed for the description of asymmetrical relationships such as fellowship or romance, where values of domains must differ. In order for a romance to be engaged, the values of the domain SEX has to be ‘male’ for the one and ‘female’ for the other. Fellowship needs an asymmetric distribution of the values for the domain of RANK, since actants would only follow a leader if his rank was higher than theirs.

Furthermore, using semantic features, cognitive textual analysis can build finer grained models that allow for more precise tracing of differences and changes in the concepts/beliefs through time. The possible values of domains

might change or even the domains themselves, or values might be assigned to new domains, such as the values of GENDER, namely ‘male’ and ‘female’ being overtaken by SEX with the advent of European aristocratic culture in Norway and subsequently Iceland in the Late Middle Ages, as is argued in terms of gender theory and history of mentalities by Bagerius.

However, literary semantics has to deal with the fact that, when analyzing more than a single text, the information given is often sparse and further cultural knowledge is only implied, not made explicit. Hence, *prototype semantics* are necessary for internally structuring a concept, marking what is at the core of its meaning and thus may be inferred (Schäferke 2010; 2011). Lakoff’s *idealized cognitive model* (ICM) shows – within the realm of frame semantics – that not all knowledge connected to a concept might form its core. While the ICM is dismissed by Croft/Cruise (30) as indebted to the ‘dictionary approach to meaning’, the theory makes compatibility possible between frame semantics and prototype semantics.

3.1.2 Scripts

Script theory describes common knowledge about conventionalized social behavior. Scripts consist of *tracks* (subtypes of scripts for individual situational circumstances), *scenes* (a chain of *events*), *roles* (e.g. actants), *events*, *conditions* and *results* determining the course of events and finally *props*, meaning objects involved in the script (Abelson/Schank 42–44).

Concepts/beliefs can entail various modes of these courses of action that can be reconstructed as scripts including e.g. the determinants which ‘decide’ which route the individual relationship takes. The simplified model of the decision tree in figure 4 describes the meeting of (male) actants in the wilderness in Late Medieval Icelandic Romances.

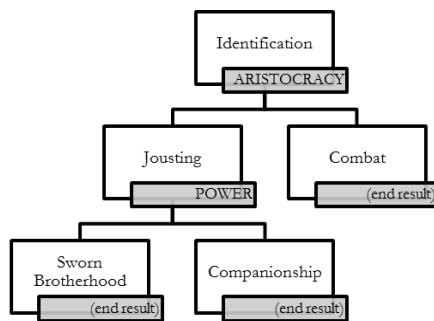


Figure 4: Decision tree describing the meeting of male actants in the wilderness in LMIR

The nodes denote *scenes*, e.g. they signify an activity pursued in order to establish the values of the determinants (e.g. domains) for the participating actants (e.g. aristocracy, power etc.). The left vertex is chosen, if the values of both actants

are equal. If not, the right vertex is chosen. In script theory, determinants governing the choosing of paths are called *conditions* and *results*.

In *Viktors saga ok Blárus*, the right vertex is chosen twice, since both actants are aristocratic and of equal power – they are both unable to overcome one another in jousting. In *Ectors saga*, Ector and Jamunt identify each other as aristocrats by their royal clothing, and after Ector defeats Jamunt in jousting, the latter pledges allegiance to him. Since by genre convention the narrator nearly always focuses on the aristocratic protagonist, encounters between two non-aristocratic characters are as to my knowledge unknown to the Late Medieval Icelandic Romances. In one case in *Samsons saga*, where the antagonist is focused during a part of the narrative, he encounters a dwarf in the wilderness. This episode, however, is rather to be counted to the meeting-a-dwarf-script, which results in either obtaining the dwarf's help or becoming object of his vengeance (Schäfke 2012). If one actant is an aristocrat and meets a non-aristocratic being, this is furthermore always a monster – if it is not a dwarf. The decision tree is simple in this case: the monster is eventually overcome in combat, and is either slain (as most giants are) or obtained as a helper (as ogresses are prone to be).

The *conditions* and *results* in script theory can be used as connecting points with frame semantics and literary semiotics, defining them as equivalent to semantic features. Through this, scripts can be more suitably connected to the static models of frame semantics that so far have integrated scripts only as bases/domains (Croft/Cruse; Ruppenhofer et al. 10–11).

Through comparison of individual frames of examples within a literary corpus, types of relationships can be established by grouping the individual frames by prototypical similarity (cf. Schäfke 2010; 2011) and deducing what bases/values determine the script of the relationship the actants engage in (e.g. marriage, help in combat, advice, education).

Frame semantics allows for a flexible analysis of concepts in regard to their specific (in this case literary) contexts. By this, the varying horizons of narration can be taken account of, meaning that the varying degree of detail literary texts offer does not spawn a new type of concept/belief because one of the usual bases of a profile concept is not explicit in a narrative. Such less elaborate examples could be seen as realizations of a common type of concept/belief, if there are no conflicting values linked to the base concepts, such as e.g. equality in rank vs. un-equality in rank that might be determinants of different types of relationships.

3.2 Literary semiotics

3.2.1 The missing link: semiotic features of secondary modeling systems

As mentioned above, the connecting point between literary semiotics and cognitive linguistics are semantic features.¹ It is albeit not possible to simply identify the semantic features of the primary semiotic system (e.g. language) and the secondary semiotic system (e.g. literature):

Wenn es um die Bedeutung eines Textes und damit um die Bedeutung von Begriffen in einem Text geht, ist es wichtig, sich das Folgende zu vergegenwärtigen: In der linguistischen Verwendung des Begriffs ‚semantisches Merkmal‘ bezeichnen die Merkmale die in einer Theorie explizit eingeführten, kleinsten Bedeutungseinheiten des Sprachsystems. In der literaturwissenschaftlichen Verwendung sind es dagegen von Fall zu Fall zu bestimmende, eben durch keine Theorie vorgegebene kleinste Bedeutungseinheiten des Textes oder eines textkorpusspezifischen Systems, die mit den linguistischen übereinstimmen können, aber nicht müssen. Über die Primärbedeutung des Sprachsystems hinaus können Begriffen zusätzliche Merkmale durch den Äußerungsakt zugewiesen und/oder ihre Bedeutung modifiziert, verschoben sein. (Krah 77)

[Considering the meaning of a text and by that the meaning of concepts in a text, it is important to realize the following: The linguistic use of the term ‘semantic feature’ means the smallest units of meaning in a language system that have been explicitly introduced by a theory. In literary studies however, they are the smallest units of meaning of a text or a system specific to a corpus of texts, determined as the case arises and not by any theory. They can match the semantic features of a language, but they do not necessarily have to. Beyond the primary meaning of a language system concepts can be assigned further semantic features through speech acts and/or their meaning can be modified, shifted.]

By this, the content of a literary text (*histoire*) beyond its mode of presentation (*discours*) cannot be simply equalized with the content of the linguistic units the text is built of. This would fall short of the distinctive nature of literary texts compared to non-literary texts. Yet, the distinctive literary nature has been more thorough sought at the *discours*-level of literature (e.g. narratology: Genette; character analysis: Pfister).

At the level of the *histoire*, Lotman (1977) supplies a definition of what defines a text as being literary (e.g. narrative) with reference to a text’s spatial features, the theory of transgression of boundaries, which forms the base of *spatial semantics*:

¹ This section (3.2.1) consists of a shortened argumentation that can also be found in the chapter on theory and methodology of my dissertation (Schäfke 2013, 25–38).

[...] the *boundary* becomes the most important topological feature of space. The boundary divides the entire space of the text into two mutually non-intersecting subspaces. Its basic property is impenetrability. The way in which the boundary divides the text is one of its essential characteristics. This division can be between insiders and outsiders, between the living and the dead, between rich and poor. What is more important is that the boundary which divides space into two parts must be impenetrable, and the internal structure of each of the subspaces must be different.[...] The movement of the plot, the *event*, is the crossing of that forbidden border which the plotless structure establishes. It clearly follows that the concept of event is dependent on the structure of space [...]. (Lotman 229–230, 238, emphasis of the original)

Renner further developed Lotman's theory to not only be applied to structures in texts containing spatial features, but to all narrative structure, abstract as well as spatial. According to this definition, the structure of a text consists of a number of elements and their relation to one another. Elements are entities of the text's *story* (e.g. characters, items etc.). Those elements have features. The relations between these elements can be described by a number of features. Such sets of features are *semantic spaces*. If an element of one semantic space *transgresses* the boundary to another one, an *event* occurs. Based on the revised theory of transgression, the narrative character of a text can be pinned down precisely:

Ein Text(segment) hat eine narrative Struktur genau dann, wenn in der dargestellten Welt (mindestens) ein *Ereignis* stattfindet. Ein Ereignis findet statt, wenn eine Textentität (ob belebt oder unbelebt, ob menschlich oder nicht-menschlich) über die *Grenze* zwischen zwei *semantischen Räumen* versetzt wird, sei es aktiv als Subjekt einer Handlung (zum Beispiel „X tötet Y“), sei es passiv als Objekt einer Handlung („Y wird vom Blitz erschlagen“). (In den beiden [...] Beispielen überschreitet jeweils sowohl X als auch Y eine Grenze: X die Grenze zwischen Normeinhaltung und Normverletzung, Y die Grenze zwischen Leben und Tod.) Ein semantischer Raum sR_i ist ein semantisch-ideologisches Teilsystem einer dargestellten Welt. (Titzmann 3077, own emphasis)

[A (segment of) text has a narrative structure if and only if (at least) one *event* occurs in the narrated world. An event happens if a textual entity (regardless of it being animate or inanimate, human or non-human) transgresses the *boundary* between two *semantic spaces*, being the active subject of an action (e.g. “X kills Y”), or the passive object of an action (“Y is killed by lightning”). (In the two [...] examples X and Y are transgressing boundaries: X transgresses the boundary between adherence of the norm and breach of the norm, Y transgresses the boundary between life and death.) A semantic space sS_i is a semantic-ideological sub-system of the narrated world.]

By this, he provides a theory to describe the diegetic model worlds of whole narratives according to their worldview. Moreover, through this enhancement of the theory to non-spatial structures, it is possible to define how semantic fea-

tures of primary and secondary semiotic systems connect. Semantic features of the secondary modeling system are those features through which boundaries between semantic spaces are established. In addition, semantic features that establish boundaries can form semantic features of the secondary modeling system together with those features that are co-occurring with them or are part of their (text specific) connotation.

There are thus two sorts of semantic features, those of the primary semiotic system of a text and those of its secondary modeling system. The latter constitutes the (narrative) structure of a text by establishing the boundaries. The features of the secondary system can match either a semantic feature of the primary system or the significate of a whole text-term (a word, phrase etc.). In practice, it is often advisable to choose a hypernym to multiple primary semantic features or text-terms that describe narrative regularities of the given text that behave structurally homologous.

It can thus be defined: A semantic feature or a significate of a text-term or a hypernym derived from the primary semiotic system of a literary text can be matched to a semantic feature of the secondary semiotic system of this text if and only if a boundary in the structure of the text can be described by it.

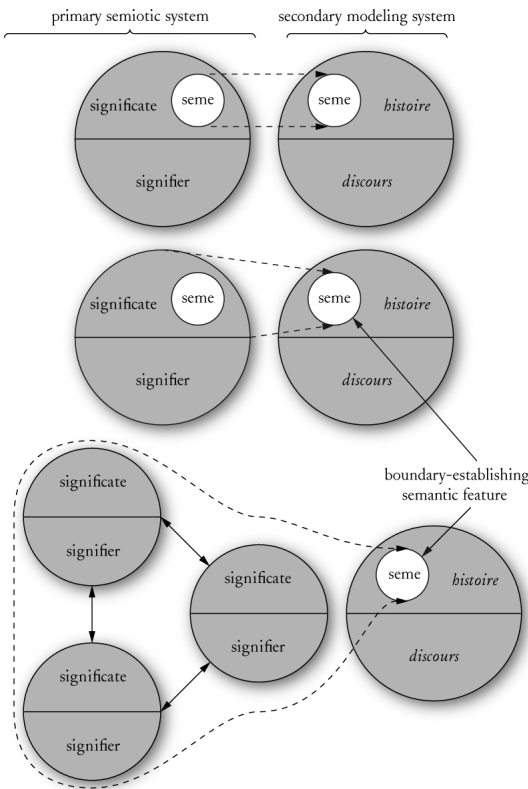


Figure 5: The relation of the boundary-establishing semantic feature of the secondary semiotic system to the primary semiotic system (Schäfer 2013, 33)

3.2.2 Narrative cognition

Literary texts contain more than concepts that can be understood as external beliefs. They debate cultural concepts. The concepts can be debated partly or wholly; in this debate they can be affirmed, rejected, altered, complemented or even made up from scratch or any combination of that. The debating of those arguments can be reconstructed from a text through the *events* in the narrative structure.

Regularities behind one event or multiple events with a homologous structure can be formulated as *propositions of order* (ger. *Ordnungssätze*) according to Renner (31–33). An event marks the breach of at least one proposition of order. Accumulated, the propositions of order describe the regularities of the narrated world in total. This accumulation of rules is called *basic order* (ger. *Grundordnung*) by Renner (33). The proposition that describes the transformation from the basic order at the beginning of the *histoire* to the final one is called *central event* (ger. *zentrales Ereignis*) by Renner (77–79).

The central event – whether it entails a difference between the basic orders or not – in relation to the concepts of the culture the text is embedded in, marks the mode of the debate of those cultural concepts, indicating whether it affirms or rejects those concepts etc. A central event that leads to a more general basic order or a more strictly defined one in terms of argument structure can for example be regarded as an alteration, whilst the removal of certain propositions of order can be interpreted as the rejection (of part of) a debated cultural concept. Furthermore, if a proposition of order that exists in the cultural system, is (a) introduced only at a later point of the *histoire* of the analyzed text or (b) temporarily deactivated during the *histoire* of said text, this act of (re-)introduction can be seen as a *re-entry* in terms of Luhmann (1993). This processual nature of narrative texts can be regarded as *narrative cognition*.

In addition to the reflections above it must be noted that non-narrative texts, meaning texts that contain no events, may well contain basic orders. It is indeed impossible to prove that those basic orders are correct beyond a heuristic state since there are no breaches of order to render the order visible. However, if contextual, textual or cultural systems are known, the validity of the reconstructed basic order of a non-narrative text can be determined. In this way, non-narrative literary texts can be examined as external cognition as well.

The validity of the established boundaries in narrative texts is albeit not easily proven. Since the whole of a text has to be described to determine the regularities of the narrated world, no further textual material is left where the validity of those regularities could be tested. Only the *consistency principle*, a poetological rule rather than a law, can account for a certain degree of verification (Renner 94). The consistency principle states that a breach of a proposition of order has to be mended during the course of the *histoire*. Only by axiomatically accepting this principle, the observed regularities can be considered actual structures of that text, since they can be deemed empirically ob-

served and only by this a connection between different predicates of a text is justifiable.

It is this finiteness of narrative texts in the above sense that marks the cognitive character of literature. Literary texts' finiteness poses problems to the scientific analysis of texts only if literature is considered a system of first order. But if literary texts are considered as cognition, they have to be considered systems of second order; since they are products of (groups of) individuals, they are constructions of systems and constructions of systems are by definition second-order systems. Furthermore, the finiteness is a character of externally stored beliefs. If such beliefs were infinite, they could not be modularly coupled to a subjects mind.

4 Perspectives for cognitive textual analysis

The practical benefits of a theoretical grounding of literary studies in cognitive sciences are – regarding the literary text and not reader or author – the methods of cognitive linguistics. Especially the study of literary figures and motifs can benefit from the utilization of cognitive semantics. The analysis of figures and motifs has not experienced fundamental innovations since the structuralism of the 1970s (Pfister). Furthermore, fields of research that are closely tied to literary studies through working with the same corpus of texts can benefit from the use of cognitive textual analysis, e.g. folklore studies, history, historical anthropology etc.

4.1 Characters as ICMs

When describing literary characters as idealized cognitive models (ICMs), especially stock character types as found in trivial literature or folk tales can be described more exactly. Through this, in literary studies, deviation from stereotypes can be exposed and by this, the innovative aspect of variation inherent to schematic literature can be determined. In cultural studies, the historical semantics of figure types (e.g. mythical beings) and their development can be reconstructed.

4.2 Motifs as scripts

The description of motifs as scripts has since quite some time been considered a desideratum (Herman; Martínez/Scheffel 149–153). Describing motifs as scripts allows for a refined establishment of motif types and their historical development similar to that of cultural concepts as discussed under section 3.1.2. The reconstruction of the literary knowledge associated with certain types of motifs is also possible. Through comparison of similar motifs, it can be more exactly determined what knowledge has to be inferred in order to understand a text. On

a larger scale, it is possible to make new attempts at endeavors of comparative literary and folklore studies such as index of motifs (Aarne/Thompson; Frenzel) based on the cognitive structure of motifs and their variants.

Bibliography

- Aarne, Antti; Stith Thompson: The types of the folktale. A classification and bibliography. Helsinki: Suomalainen Tiedeakat, 1961. (=FF communications 75)
- Abelson, Robert P., Schank, Roger C.: Scripts, Plans, Goals, and Understanding. An Inquiry into Human Knowledge Structures. Hillsdale, NJ etc.: Erlbaum, 1977.
- Bagerius, Henric: Mandom och mödom. Sexualitet, homosocialitet och aristokratisk identitet på det senmedeltida Island. With a summary in English. Dissertation. Göteborg: Göteborgs universitet, 2009.
- Clark, Andy; Chalmers, David J.: The Extended Mind. In: *Analysis* 58 (1998), issue 1, 7–19.
- Croft, William; Cruse, D. Alan: Frames, Domains, Spaces. The Organization of Conceptual Structure. In: *Cognitive Linguistics*, eds. William Croft; D. Alan Cruse. Cambridge, UK etc.: Cambridge University Press, 2004, 7–39.
- Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Stuttgart: Kröner, 1976.
- Genette, Gérard: Narrative discourse: An essay in method. Ithaca: Cornell University Press, 1980.
- Krah, Hans: Einführung in die Literaturwissenschaft: Textanalyse. Kiel: Ludwig, 2006. (=Literatur- und medienwissenschaftliche Studien 6)
- Herman, David: Scripts, Sequences, and Stories. Elements of a Postclassical Narratology. In *Publications of the Modern Language Association of America* 112 (1997), issue 5, 1046–1059.
- Lakoff, George; Johnson, Mark: *Metaphors We Live By*. Chicago, IL: University of Chicago, 1980.
- Lauer, Gerhard; Thaler, Ingrid: Going Empirical. Why We Need Cognitive Literary Studies. In: *Journal of Literary Theory* 3 (2009), issue 1, 145–154.
- Lotman, Jurij Michajlovič: The Structure of the Artistic Text. Ann Arbor: Department of Slavic Languages and Literature, 1977.
- Lotman, Juri: On the Semiosphere. In: *Sign Systems Studies* 33 (2005), issue 1, 205–229.
- Luhmann, Niklas: What is Communication? In: *Communication Theory* 2/3 (1992), 251–259.
- Luhmann, Niklas: Observing Re-entries. In: *Graduate Faculty Philosophy Journal* 16 (1993), issue 2, 485–498.
- Mansour, Julia: Stärken und Probleme einer kognitiven Literaturwissenschaft. In: *KulturPoetik* 7 (2007), issue 1, 107–116.
- Martínez, Matías; Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. München: Beck, 2012.

- Pfister, Manfred: *The Theory and Analysis of Drama*. Cambridge, etc.: Cambridge University Press, 1991 (orig. 1977).
- Ruppenhofer, Josef et al.: *FrameNet II. Extended Theory and Practice*, 2010. <<http://framenet.icsi.berkeley.edu/>> [retrievel: 2014-02-12]
- Schäfer, Werner: Was ist eigentlich ein Zwerg? Eine prototypensemantische Figurenanalyse der *dvergar* in der Sagaliteratur. In: *Mediaevistik* 23 (2010), 197–299.
- Schäfer, Werner: Deutsche und nordische Zwerge: Ein Kulturtransfer? In: *Vermitteln – Übersetzen – Begegnen. Transferphänomene im europäischen Mittelalter und der Frühen Neuzeit: Interdisziplinäre Annäherungen*, eds. Balázs J. Nemes et al. Göttingen: V&R unipress, 2011, 191–211. (=Nova Mediaevalia 8)
- Schäfer, Werner: *The Extorted Dwarf. Cognitive Motif Analysis and Literary Knowledge*. In: *Skemmtligastar Lygisögur. Studies in Honour of Galina Glazyrina*, eds. Tatjana N. Jackson; Elena A. Melnikova. Moscow: Dmtriy Pozharsky University, 2012, 163–188.
- Schäfer, Werner: *Wertesysteme und Raumsemantik in den isländischen Märchen- und Abenteuergeschichten*. Frankfurt am Main: Lang, 2013. (=Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik 63)

